

100

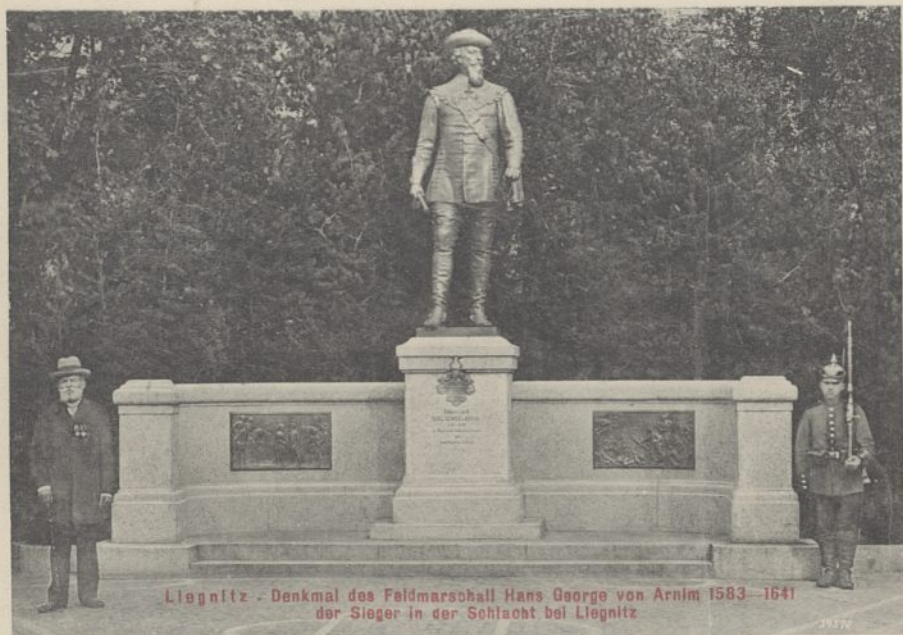
Alc 347/4/4



≡ N. 973 ≡







Liegnitz - Denkmal des Feldmarschall Hans George von Arnim 1583-1641  
der Sieger in der Schlacht bei Liegnitz

2937

2937



1. Renaissance-Haus zum Wachtelkorb in Liegnitz mit den im Jahre 1909 vom Geschichts- und Altertums-Verein aufgedeckten und wiederhergestellten Sgraffito-Malereien.

St. Johanniskirche. Ring 46-41.

Ring 40 (Wachtelkorb).

Zwischenbau Zimmerstr. 1.  
mit Eingang zum  
Reichsträmergäßchen.



A 122 I = St. 973 =

BI-12

# Mitteilungen

des

Geschichts- und Altertums-Vereins  
zu Giegnitz.



Im Auftrage  
des Vorstandes herausgegeben von R. Bahn und A. Zumwinkel.

340

Viertes Heft, für 1911 und 1912  
mit zahlreichen Plänen und Abbildungen.

BIBLIOTHEK

DER PROVINZIAL-VERWALTUNG VON

SCHLESIEN.

Im Selbstverlag des Vereins, in Kommission der Kaufsüß'schen Buchhandlung  
in Giegnitz. — Druck von der Buch- und Kunstdruckerei B. Krumbhaar.

340



# Mitteilungen

des

## Geldrechts- und Aktienvereins zu Leipzig

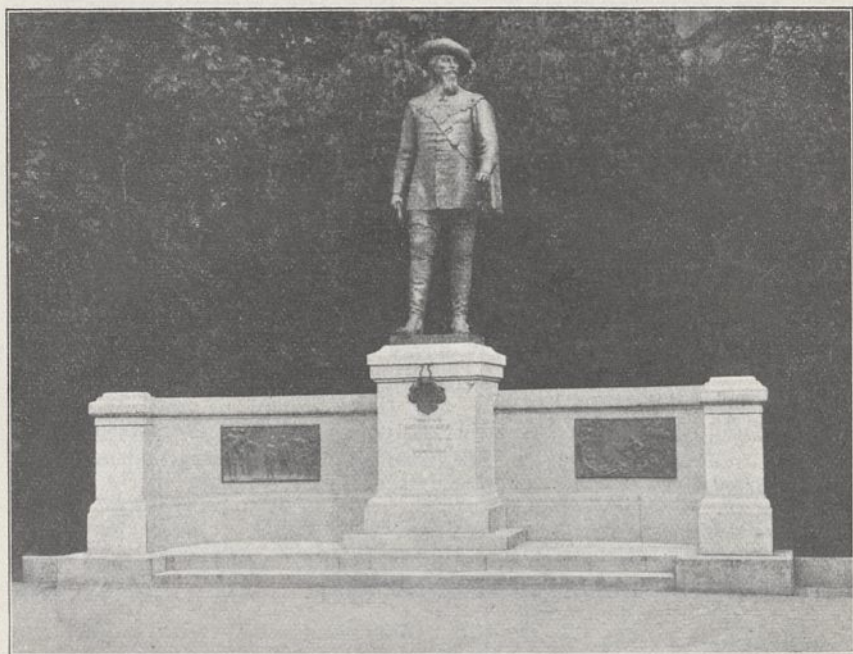


Verlag des Verfassers Leipzig, K. Hahn und A. Schönbach

Verlag des Verfassers Leipzig, K. Hahn und A. Schönbach

B I B L I O T H E K A  
R E G I O N A L N O J D Y P K C J I  
P L A N C \* \* \* \* \* N N E G O  
W E W K O V L A W : U  
NR. 340 n 144 T. \_\_\_\_\_ DZ \_\_\_\_\_





Denkmal zur Erinnerung an den Generalleutnant Hans George von Arnim und die Schlacht bei Liegnitz vom 13. Mai 1634.

Errichtet vom Geschichts- und Altertumsverein zu Liegnitz im Jahre 1912.



## Inhaltsverzeichnis des vierten Bandes.

### I. Aufsätze.

	Seite
1. Lebenserinnerungen des Generalleutnants Carl v. Wedel. Zweiter Teil. Von Professor Dr. Curt Troeger in Liegnitz . . . . .	1
2. Die Wiederherstellungsarbeiten am Hause zum Wachtelkorbe in Liegnitz. Von Amtsgerichtsrat Richard Hahn in Liegnitz . . . . .	115
3. Beiträge zur Geschichte der Besiedelung des Kreises Lüben. Von Pastor Konrad Klose in Lüben . . . . .	134
4. Friedrich v. Sellwig. Von Amtsgerichtsrat Richard Hahn in Liegnitz . . . . .	179
5. Zeitgenössische Mitteilungen über die kriegerischen Ereignisse in Liegnitz und Umgebung während der Zeit vom 26. Mai 1813 bis zur Schlacht an der Ratzbach. Von Major Heinrich v. Ratzmer in Liegnitz . .	196

Angelegenheiten, Graf von der Goltz, welcher mit meinem Vater verwandt war, benahm sich auch teilnehmend bei dieser Angelegenheit. Er schrieb an mich einen Brief, worin er mich als Verwandten bezeichnete und mich von aller Schuld, welche in Napoleons Augen auf meiner ganzen Familie mit Recht lastete, freisprach. Dieser Brief sollte eine Saubergarde für mich sein.<sup>1)</sup> Ich borgte von einem guten Freunde 100 Friedrichsdor und war bereit zu meiner Unternehmung, welche der König noch dadurch erleichterte, daß er mich als Kurier mit wichtigen Depeschen nach Paris schickte.

Noch war für mich das Schwerste zu überwinden, ich mußte mich auf unbestimmte Zeit von meiner geliebten Frau trennen, die nur in mir und für mich lebte, noch den Verlust ihres ersten Kindes tief fühlte und gänzlich verlassen in Berlin bei spärlicher Einnahme leben sollte. Ihr edles Gemüt erkannte aber meine Bruderpflicht an und unterwarf sich dudend dem Schicksal.

Es wurde mir ein Feldjäger mitgegeben, und bis zum Rhein begegnete mir auf der Reise [im Dez. 1810] nichts Bemerkenswerthes. Ich überschritt diesen majestätischen Strom bei Mainz in einer mond hellen Nacht, was auf mich einen wunderbaren Eindruck machte; denn nun bildete ich mir ein, mitten unter meinen Todfeinden zu sein, denen ich bis jetzt immer so glücklich gewesen war, nur gegenüber zu stehen. Mit klopfendem Herzen vernahm ich den ersten Anruf der Douaniers, und wirklich kam ich auch sogleich mit einem solchen Cerberus in Streit. Bei der strengen Visitation, die ich mir selbst als Kurier mußte gefallen lassen, fand man Tuch, welches ich in Berlin zu meinem Gebrauch gekauft hatte, um mir in Paris Zivilröcke daraus machen zu lassen, und wollte mir dasselbe wegnehmen, oder wenigstens so lange verwahren, bis ich wieder zurückkäme. Ich sträubte mich sehr gegen diesen Ausspruch und berief mich als Offizier auf meine Unwissenheit in solchen Dingen, worauf sogleich ein Oberkommissar, ein sonstiger Offizier, als Kamerad mich unterstützte und ich mein Tuch behielt.

Schon von Frankfurt am Main an führte mich mein Weg bis nach Châlons durch Gegenden, die mir durch die Kriegsgeschichte von 1792—94 bekannt waren, und in Epernay vergaß ich bei dem schönsten Champagner, daß er französisch sei. Bei diesem Ort geschah mir fast der größte Anfall, der einem Kurier begegnen kann. Schon mehrmals hatte ich dem Postillon zugerufen, mit mehr Vorsicht bei den großen Fuhrmannswagen mit meiner leichten Chaise vorbei zu fahren. Diese höchst lächerlich angezogenen Kerle mit den übermäßig großen Stiefeln, kurzen Jacken mit tausend Knöpfen, kurzem Puderzopf und ihrem disharmonischen Instrumente, der Peitsche, kehrten sich aber in ihrer Selbstzufriedenheit mit ihrer

<sup>1)</sup> Dieser noch erhaltene Brief datirt vom 9. Dezember 1810.



Jahrkunst nicht daran, was das *bête allemande* aus dem Wagen rief. Ehe ich mich dessen versah, fuhr ein solcher Hasenfuß mit der Achse meines Wagens gegen ein daherziehendes Handelshaus mit seinen breiten Rädern, und knacks, da lagen wir, noch weit entfernt von der Station, im tiefsten Schmutze und herabströmenden Regen. Mit Mühe hielt mich der Feldjäger zurück, dem unvorsichtigen, noch Recht haben wollenden Postillon den verdienten Lohn zu geben, und mit Hülfe eines abgehakten Baumes kamen wir endlich bei der Station an, wo sogleich Anstalten gemacht wurden, die eiserne Achse wieder herzustellen.

Bei dieser Gelegenheit mußten wir den Wagen auspacken, und wie vom Donner gerührt, bemerkte ich dabei, daß das Felleisen, welches immer auf dem Rücksitze vor unseren Augen lag und alle Depeschen enthielt, deren Zweck unsere Reise war, verschwunden sei. Der Feldjäger verlor darüber so den Kopf, daß ich Mühe hatte, ihn abzuhalten, daß er sich nicht ein Leid antat. Ich vermutete mit Recht, daß das Felleisen bei unserem Umwerfen auf der Chaussee herausgefallen sein mußte, und erbot mich, auf der Stelle zurückzugehen und es zu suchen, während der Feldjäger bei dem Wagen zurückblieb. Ich eilte nun in Regen und Schmutz vielleicht eine halbe Meile dahin zurück. An dem Orte unseres Anfalles angekommen, fand ich nichts, besann mich aber sehr wohl, daß uns später mehrere große Fuhrmannswagen begegnet waren, und entschloß mich, diesen nachzulaufen und Nachrichten über das Verlorene einzuziehen. Es gelang mir wirklich, mit den größten Anstrengungen die Wagen einzuholen, und nachdem ich schon bei mehreren vorbeigelaufen war, um bei dem vordersten mit meinen Fragen anzufangen, sah ich zu meiner großen Freude das Felleisen auf der Trage einer dieser ungeheuren Wagen liegen, welche man gewöhnlich unter denselben schwebend anbringt. Ohne mich lange zu besinnen, oder mich mit dem Führer dieses Wagens in Erörterungen einzulassen, die mich hätten zu langweiligen Beweisen über mein Eigentumsrecht führen können, fuhr ich unter den Wagen, riß mein Felleisen vor, schwenkte es auf die Schulter, warf dem Fuhrmann mit derben französischen Flüchen einige Taler an den Kopf und lief, was ich konnte, mit meinem wichtigen Funde davon, ehe sich der verblüffte Fuhrmann und seine Kollegen von ihrer Verwunderung erholen konnten. Ich kam erst beim Dunkelwerden, mehr tot als lebendig vor Ermattung, zur unaussprechlichen Freude meines fast verzweifelten Feldjägers, in der Station mit dem verloren gegebenen Schatze wieder an, ohne welchen wir am besten getan hätten, auf der Stelle wieder nach Berlin zurückzukehren.

Ohne weiter etwas Bemerkenswertes zu erleben, kamen wir des Abends in der Nähe von Paris an, welches sich schon durch seinen vieltausendfältigen Lampenschein in der über der Stadt

schwebenden dicken Atmosphäre andeutete. Der Gesandte, General von Krusemark, empfing mich aufs freundlichste. Er ließ mich in seiner Nähe unterbringen [Rue de la Chaussée-d'Antin] und sorgte auf alle Weise für mich. So war ich denn in der damals merkwürdigsten Stadt der Welt angekommen, der Quelle alles Unheils, welches seit vielen Jahren die Welt heimsuchte, dem grauenvollen Schauplatz des Mordes und des Bürgerkrieges, der Stadt, welche durch die Plünderung von halb Europa an Kunstschätzen reich und darum der Sammelplatz der ersten Gelehrten und Künstler war und endlich den Sitz des mächtigsten Herrschers und seiner Helfershelfer bildete, die seinen glänzenden, blutigen Thron nebst vielen von ihm gekrönten Sklaven umgaben, welche stolz ihre geraubten Schätze und das Mark ihrer unglücklichen Untertanen hier vergeudeten. Ich lebte mitten unter dem eitlen und jetzt nicht ohne Grund auf seine Kriegstaten stolzen Volke, dem natürlichen Feinde des meinigen, dem Muster der Mode und Unbeständigkeit, der Untreue und des Leichtsinns, dessen ganzes Treiben, nur auf Vergnügen und Genuß gerichtet, mit seinem lächelnden, tändelnden Außern alle Welt besticht und verführt.

Nach dem Rate des Gesandten mußte ich meine Lebensweise so einrichten, daß der Wirt, bei welchem ich wohnte, ein bekannter Polizei-Spion (Mouchard), mich als einen unschädlichen, offenen Mann bezeichnen könne. Jener erleichterte meine ökonomische Lage durch seine ein für allemal angebotene leckere Tafel, welche noch durch eine angenehme, belehrende Gesellschaft gewürzt wurde.

Es war ein delikates, umsichtiges Verfahren nötig, um meinen Hauptzweck, meinem Bruder zu helfen, zu erreichen, und ohne Krusemarks Erlaubnis durfte ich in dieser Hinsicht nichts unternehmen. Zum großen Glück für den Unglücklichen war die französische Schifffahrt damals so durch die Engländer beschränkt, daß kein Schiff aus Cherbourg auslief, also auch die Galeerenflaven nicht gebraucht werden konnten. Mein Bruder hatte durch sein standhaftes Betragen selbst unter den Franzosen edlen Beistand gefunden. Die Damen interessierten sich für ihn, und durch sie wurde der Marineminister, Herzog von Decrès, für ihn gewonnen. Auf diesem Wege gelang es späterhin, daß ein Rapport seinetwegen gemacht wurde, welcher die Gefahr aussprach, ihn länger in Cherbourg mit den anderen Gefangenen vom Schillschen Korps zusammen zu lassen, welche ihn noch immer als ihren Chef ansahen. Demnach wurde er von ihnen abgefordert und nach Soissons in Verwahrung gebracht.

Ich machte die Bekanntschaft mit der Frau eines Rabinetsrates des Kaisers Napoleon, Madame de Mounier, welche eine Schlesierin war<sup>1)</sup> und noch viel Vaterlandsliebe bewahrt hatte.

<sup>1)</sup> Vgl. Meneval, Napoléon et Marie-Louise, Paris 1844, I 294 Anm.



Diese liebenswürdige Frau brachte es bei ihrem Gemahl dahin, daß er mir versprach, meine Briefe an den Kaiser abzugeben, welche aber ohne bestimmten Erfolg blieben. Ich hatte in einem dieser Briefe gewagt, die Bitte meines Bruders um Erschießung auszusprechen, welche er der Galeerenstrafe vorziehe; er glaube dieselbe Strafe zu verdienen, welche die unter seinem Befehle stehenden Offiziere in Wesel erlitten hätten, wenn es recht wäre, Kriegsgefangene erschießen zu lassen; aber Galeerenstrafe gehöre sich gewiß nicht für einen mit den Waffen in der Hand verwundeten und gefangenen Soldaten, welcher für sein Vaterland gefochten habe. Auf diesen Brief kam der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Champagny, Herzog von Cadore, zu dem Gesandten General von Krusemark und sagte ihm, der Kaiser hätte wütend den Brief ins Kaminfeuer geworfen und ließe ihm sagen: „Si votre Monsieur de Wedel parle de la sorte, je le mettrai à côté de son frère“. Krusemark war darüber sehr erschrocken und verbot mir nun jede schriftliche Unternehmung.

Da ich alle Menschen von Einfluß für meinen Bruder zu gewinnen suchte, machte ich auch die Bekanntschaft mit dem sonst von Napoleon so geschätzten französischen Divisionsgeneral Graf von Wedel, der aber gerade damals ohne seine Schuld wegen des Krieges in Portugal in Ungnade geraten war und in Issy bei Paris lebte. Ich lernte ihn durch den aus preußischen Diensten verabschiedeten Grafen Wedel aus Ostfriesland kennen, welcher als holländischer Basall mehrere Ehrenposten in Holland hatte annehmen müssen und darauf, als Napoleon seinen Bruder Louis wieder vom holländischen Throne stieß [Juni 1810], zum französischen Divisionsgeneral und Gouverneur von Zara ernannt worden war. Dieser General Graf Wedel war nach Paris gekommen, um Napoleon für die bewiesene Gnade zu danken, ihn aber zugleich zu bitten, ihn damit zu verschonen, da er bei seiner Kränklichkeit sich aus dem Dienste zurückziehen wünsche. Napoleon nahm aber diese Weigerung, in seinen Dienst zu treten, sehr übel, da sie von einem Mitgliede der vornehmsten Familie eines in Besitz genommenen Landes und von einem alten preußischen Offizier geschah. Er ließ ihm deshalb kurz sagen, er würde entweder als Gouverneur nach Zara oder als Gefangener nach Vincennes gehen. Hierauf entschloß sich Wedel, nach Zara zu gehen, nachdem er dem Kaiser durch Handschlag Treue geschworen hatte. Der alte Herr war mir sehr gewogen und hatte die Zeremonie des Handschlags mehrmals mit mir vorher probiert, wobei ich den Kaiser vorstellen mußte. Anno 1812, bei dem Kriege in Rußland, ließ ihn der Kaiser zur Armee kommen und machte ihn zum Gouverneur seines Hauptquartiers, in welcher Funktion er starb.

Ich versuchte alles Mögliche, von meinem Bruder Nachrichten zu erhalten, um auch ihm Nachrichten und Geldunterstützungen



zukommen zu lassen, was mir endlich beides gelang. Hierauf faßte ich den Plan, ihn in Soissons, wo er nun angekommen war, persönlich zu besuchen, wozu mir jedoch Krusemark die Erlaubnis noch verweigerte, und ich auch keinen Reisepaß bekommen konnte; denn ich stand unter genauer polizeilicher Aufsicht durch meinen Hauswirt, wie mir seine eigene Frau und das Hausmädchen mit tränenden Augen warnend gestanden.

Die Zeit, welche ich in Paris mit langem Warten auf neue eingeleitete Unterhandlungen zur Befreiung meines Bruders durch mehrere Minister zubachte, benützte ich zum Besehen alles Merkwürdigen in dieser Weltstadt und war davon so entzückt, als mancher andere Reisende, wie man es in tausend Reisebeschreibungen lesen kann. Die Theater und die schöne Natur der Umgebung von Paris wurden dabei auch nicht vernachlässigt und die Freuden der Tafel nicht verschmäht, welche ich besonders in dem Hause des Gesandten selbst in der angenehmen und lehrreichen Gesellschaft weniger Hausfreunde fand. Zu diesen gehörten der berühmte Reisende Alexander von Humboldt, der nicht weniger geschätzte Mineraloge Leopold von Buch und der bekannte Botaniker Willdenow, das gelehrte preußische Kleeblatt, wie man sie damals in Paris nannte; sodann der Herzog von Decart, späterer Hofmarschall Ludwigs XVIII., Graf Caraman, nachmaliger Gesandter Ludwigs XVIII. in Wien, Graf Nesselrode, ein Bekannter aus dem Kriege von 1806, der spätere Vizekanzler von Rußland, und der damalige Oberst Tschernitschew, welchen ich auch vom Kriege 1806—1807 her kannte.

Mein gewöhnliches Leben brachte ich in Gesellschaft eines alten, schon in der Revolution in Paris sehr bekannten Geschäftsmannes, Herrn von Treskow, und des Geheimen Finanzrats von Beguelin zu, die beide mit dem wichtigen Auftrage von der preußischen Regierung nach Paris geschickt waren [Sept. 1810], die preußischen Kontributionen, welche Napoleon noch verlangte, möglichst in Naturalien zu bezahlen, da Preußen so viel bares Geld nicht aufbringen konnte.<sup>1)</sup> Ein Legationssekretär von Hartmann war mein steter Begleiter.

Ich machte nur wenige Bekanntschaften in Häusern, jedoch so viel, um über alle Zirkel in Paris ein Urtheil fällen zu können. Ich ward zu den öffentlichen Hoffesten, als zum diplomatischen Korps gehörig, eingeladen, ebenso zu den Festen der Gesandten, von welchen eins bei dem Gesandten des Königreichs Italien, Marescalchi [29. Jan. 1811], besonders glänzend und dem ähnlich war, welches Fürst Schwarzenberg, damals österreichischer Ambassadeur in Paris, gab, wobei die Gemahlin seines Bruders verbrannte. Ein wahrer Feentempel ward dazu in den Champs-Élysées erbaut

<sup>1)</sup> Vgl. Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie von Beguelin aus den Jahren 1807—1813, hsg. von Adolf Ernst, Berlin 1892, S. 29 u. 205 ff.

und darin ein Ball masqué gegeben, wobei auch Napoleon im Domino erschien. Ein solcher Tempel des sein sollenden Vergnügens wurde immer nur für eine Nacht aus Holz gebaut, aufs prachvollste dekoriert und erleuchtet und im Innern ganz mit Gazetapeten überzogen. Deshalb war auch an keine Rettung bei einem ausbrechenden Feuer zu denken, und so hatte jeder aus der Gesellschaft versucht, das Freie zu erreichen. Auch die Fürstin Schwarzenberg war schon außerhalb des Hauses gerettet, wobei sich der russische Botschafter Fürst Kurakin beide Hände verbrannte, als sie ihre Tochter vermißte und sich nicht abhalten ließ, in den brennenden Salon zurückzukehren. Man fand am anderen Tage ihren bekannten Schmuck in der Mitte des Salons auf einem Häufchen, aber von ihr nicht einmal die Asche. Die Tochter hatte sich auf einer anderen Seite des Hauses gerettet.<sup>1)</sup>

Ich war in dem Hause der Herzogin [Charlotte Dorothea] von Kurland bekannt, wo ich ihre jüngste, damals erst [1809] an den Neffen des Fürsten Talleyrand [Alexandre-Edmond de Talleyrand-Périgord] verheiratete Tochter [Dorothea] kennen lernte. Von den offenen Häusern besuchte ich das des großen Bankiers Rougemont. Meine Bekanntschaft mit Baron Mounier, dessen Gemahlin viel Güte für mich hatte, machte mich mit einem andern Zirkel bekannt. Ein noch verschiedeneres Verhältnis lernte ich durch eine höchst und besonders für uns Preußen interessante Frau kennen. Dies war die Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II. und der Gräfin Wilhelmine von Lichtenau, Gräfin von der Mark genannt. Sie war, nachdem sie erst einen Grafen Stolberg halb gezwungen geheiratet hatte und dann von ihm geschieden war, mit einem betrügerischen Polen, Gurowski, vermählt, dem sie davonzief; dann war sie, unter Aufsicht gestellt, entwischt und trieb sich darauf ganz gesunken, manchmal im Elend, in der Welt verkleidet umher. Von einem schönen Dragonerhauptmann der französischen Garde, von Thery, aufgenommen, lebte sie jetzt als die treueste Gattin und zärtlichste Mutter in Paris, als sehr angenehme Hausfrau und Wirtin. Sie schenkte mir ihr Vertrauen, erzählte mir aufrichtig mit der größten Freimütigkeit und doch feiner Delikatesse ihre Verirrungen und übergab mir später selbst Briefe an den König und den Grafen Brandenburg, die sie in späteren Zeiten wieder ganz in ihre Verwandtschaft aufnahmen, worauf sie aber bald starb.<sup>2)</sup>

Mich ganz von den Sitten der Franzosen zu unterrichten, suchte ich noch andere Gesellschaften auf, ohne weiter viel darin zu

<sup>1)</sup> Vgl. den amtlichen Bericht des österreichischen Gesandten Fürst Metternich in: Mémoires, documents et écrits divers laissés par le prince de Metternich, Paris 1886, I 301 ff. Dazu unter anderen französischen Memoiren Souvenirs du feu duc de Broglie, Paris 1886, I 117 ff. u. Meneval, Napoléon et Marie-Louise, I 392.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu Fr. Aug. Ludwig v. d. Marwitz, hsg. v. Meusel, I 113 f.



leben. So ließ ich mich in eine sogenannte Pension durch alte Emigrés einführen, was höchst interessant war. Die Gesellschaft bestand nämlich aus mehreren alten adligen Familien, welche verarmt waren, aber noch ganz nach der alten Art wie vor der Revolution lebten und sehr wohlfeil Mittags zusammen aßen und Tee tranken, wobei alle alten Sitten beobachtet wurden.

Die interessanteste Bekanntschaft aber, welche ich machte, war die eines Landsmannes, des Grafen Schlabrendorff, der seit vielen Jahren in der Rue de Richelieu als Sonderling lebte.<sup>1)</sup> Dieser Mann war der Sohn des Ministers von Schlabrendorff unter Friedrich dem Großen, welcher ihm und seinen Geschwistern ein bedeutendes Vermögen hinterließ. In seiner Jugend zu Ausschweifungen geneigt, wissenschaftlich gebildet und mit großem Verstande begabt, hatte er sich ganz seinen Launen überlassen und war besonders auch dem Spiele ergeben gewesen. Dieses Laster hatte ihn einst in Leipzig in Verlegenheiten gebracht und ihn vermocht, um sich denselben zu entziehen, nach England zu reisen, wo seine Launen noch mehr Nahrung gefunden haben mögen.

Zu Anfang der französischen Revolution wurde er von den Grundsätzen derselben angesteckt und ging nach Paris. Er hatte sich in der Rue de Richelieu, im Hotel des deux Siciles, eine große Wohnung bestellen lassen. Als er aber ankam, war dieselbe noch nicht geräumt, und man brachte ihn deshalb in den Oberstock in ein paar armselige Stübchen. Hier blieb er aber für immer sitzen, obgleich er sein großes freigewordenes Quartier lange bezahlte, und ich fand ihn darin nach 20 Jahren beim Kaminfeuer, auf einem zerbrochenen Lehnstuhl sitzend, mit grauen, verworrenen Haaren, eben solchem auf die Brust herunterfließenden Barte, in einem zerrissenen Schlafrock, aus welchem das zerrissene Hemde hervorkam. Dies armselige und schmutzige Äußere kontrastirte sehr mit seinen großen, wohlthätigen Geldunterstützungen an Bedürftige, die er aus einer zerbrochenen, offenen Kommode, welche voller Geldpapiere war, hervorzog, und mit seiner feinen, ungezwungenen, überaus klugen und, wo es nötig war, gelehrten Unterhaltung. Sein ganzes Wesen war keineswegs Verstellung und Sucht, ein Sonderling zu scheinen, wie es jedermann glauben mußte, der seine Bekanntschaft nicht näher machte. Er hat mir aber vertraulich, wie ich mich rühmen kann, mit ihm gestanden zu haben, die Erklärung gegeben, daß er zur Zeit der Revolution aus politischen Gründen seiner Laune, als Einsiedler in Paris zu leben, gefrönt habe, nachher sei ihm dies Leben zur anderen Natur geworden, und er befinde sich jetzt ganz behaglich in demselben; er habe jedoch täglich den Voratz, es zu ändern, was gewiß geschehen würde, wenn er nach unserem Vaterlande zurück-

<sup>1)</sup> Vgl. über ihn: Allgemeine deutsche Biographie XXXI 320 ff.



lehren würde, woran ihn nur noch einiges hindere. Daß der so oft falsch beurteilte, oft selbst als ein Narr lächerlich gemachte große Mann nicht glaubte, aus Konsequenz die lächerliche Außerlichkeit durchführen zu müssen, hat sich späterhin erwiesen, indem er sie auf einige Zeit aufgab, jedoch nachmals wieder in dieselbe zurückfiel.

Während der Revolution war das Leben dieses sonderbaren, frei denkenden und sprechenden Mannes mehrmals in Gefahr, da seine Wohnung schon damals, wie später zu allen Zeiten, der Sammelplatz der Gelehrten und besonders der Publizisten aller Parteien war, die aber nie von ihm eingeladen wurden. So kam Schlabrendorff in das Gefängnis, und als eines Tages auch sein Name unter denen gerufen wurde, für welche der Karren bereit stand, um zur Guillotine geführt zu werden, konnte er seine Stiefel nicht finden; so fuhr der Karren, welcher mehr zu tun hatte, ohne ihn fort, worauf er vergessen und nach dem Tode Robespierres befreit wurde. Während jener Zeit wurden ihm die Revenuen von seinem bedeutenden Vermögen in Schlesien, besonders auch von seiner hohen Präbende im Domstift zu Magdeburg, geschmälert und zurückbehalten. Dies brachte ihn gegen die Regierung seines Vaterlandes so auf, daß er auch später niemals über seine Einnahmen daselbst disponierte, sondern dieselben auffammeln ließ, wie sie wollten, woraus sehr große Kapitalien entstanden sind, obgleich die Gelder nie gehörig angelegt und verwaltet wurden. Um auch dieser Laune frönen zu können, war ihm das Glück behilflich gewesen, indem er während der Revolution einen sehr großen Gewinn im Lotto gemacht hatte.

Napoleon war von dem Leben des Grafen Schlabrendorff vollkommen unterrichtet, und da er denselben als eine Ruine der Revolution ehrte, und seine Wohnung jedem Manne von Geist, welcher Partei er auch angehören mochte, offenstand, so gewährte er ihm seinen Schutz, obgleich er seine freisinnigen Äußerungen, die gegen jede Tyrannei gerichtet waren, kannte. Napoleon wußte überdem, daß Schlabrendorff von aller Ehrsucht und allem Eigennutze zu jeder Zeit frei gewesen war; denn er verachtete und verschätzte ja seine Ehren und Güter im eigenen Vaterlande, und er hatte auch ihm nie die Ehre angetan, seinen Schutz, vielweniger seine Gnade zu suchen, was die ganze Welt doch tat. Diese freie Größe des Geistes unseres Landsmannes erhielt eine für einen Ausländer in Frankreich seltene Anerkennung durch die allgemeine Achtung, die ihm fast alle Publizisten zollten; denn selten kam ein wichtiges Journal oder eine Geschichte der französischen Revolution heraus, wobei er nicht zu Rate gezogen worden wäre.<sup>1)</sup> Ich betrachtete die Stunden, die ich teils in Ge-

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Friedrich von Müller, Erinnerungen aus den Kriegzeiten 1806—1813, Hamburg 1906, S. 111.

gesellschaft vieler interessanten Leute, damals vieler Spanier, oder oft auch allein bei ihm zubrachte, wo er viel über die Revolution und auch über unser Vaterland und unsere Regierung mit mir sprach, mit welcher ich ihn wieder zu versöhnen suchte, als ebensoviel kostbare Belehrungen.

Das Schicksal meines Bruders lag auch ihm, dem Manne der Freiheit, sehr am Herzen, und als ich endlich von Krusemarck die Erlaubnis bekam, ohne seine offizielle Genehmigung verstoßenerweise zu versuchen, den Unglücklichen selbst zu sprechen, so bot mir Schlabrendorff edelmütig seine Unterstützungen an. Es stand mir frei, aus dem alten, oben erwähnten zerbrochenen Kasten so viel Geld zu nehmen, als ich nur bedurfte, was natürlich mit der Bescheidenheit geschah, die eine solche Großmuth einflößen muß.

Es war mir geglückt, mit einem Manne in Soissons, den mir mein Bruder schickte, dahin übereinzukommen, daß ich bei ihm versteckt in dieser Stadt wohnen konnte, und er versprach, mir eine Gelegenheit zu verschaffen, meinen Bruder zu sehen und zu sprechen. Nun gab es aber vorher noch eine Schwierigkeit zu überwinden, nämlich mir einen Reisepaß zu verschaffen, was auf offiziellem Wege nicht möglich war; es mußte also auf einem krummen geschehen. Durch Geschenke an meine Wirtin und durch den Auftrag, welchen ich meinem Wirte gab, in meiner Abwesenheit meine etwa ankommenden Briefe (ich schrieb selbst Briefe mit Geldsendungen an mich) aufzuheben, wodurch er viel zu erfahren hoffte, schlug ich diesen breit, mir einen Paß unter anderem Namen zu verschaffen, um die Umgebung von Paris bereisen zu können. Dies bewirkte der Spizbube in der oben angegebenen Hoffnung leicht, und so wurde ich auf einer Diligence eingeschrieben, worauf es dann damals in Frankreich leicht war, das ganze Land zu durchreisen.

Nun unternahm ich, von herzlichen Wünschen des Generals Krusemarck begleitet, meine Reise auf Umwegen nach Soissons. Die Reise auf einer französischen Diligence hatte für mich nichts von den Annehmlichkeiten, welche manche Reisebeschreibungen davon rühmen. Mit einer Menge unbekannter Menschen, die keineswegs zu der höheren, also gesellschaftlich gebildeten Klasse gehören, Tag und Nacht ununterbrochen in Kameradschaft leben zu müssen, ihre Ausdünstungen und üblen Gewohnheiten in einem engen, schmutzigen Raume zu ertragen, mit ihnen in schlechten Wirtshäusern auf gemeinschaftliche Kosten zu essen und zu trinken, und auseinander gepackt und gegeneinander gestoßen endlich dem Schlaf zu unterliegen, kann mir unmöglich gefallen. Die oft gerühmten Bekanntschaften, welche man bei solchen Gelegenheiten macht, können auch von keinem Wert sein, da man in so gemischter Gesellschaft wohl schwerlich sein Herz ausschütten wird, um in



einigen Stunden vielleicht auf immer getrennt zu werden. Meine Fahrt zum Beispiel war eben nicht bequem und reizend. In einen vollen, großen Kasten gepfropft, kam ich zwischen einer Amme mit einem Kinde, welches sie nach schändlicher Pariser Mode zum Aufziehen bis zu einem gewissen Jahre gegen Bezahlung von wohlhabenden Eltern geholt hatte, und einem alten, Schnupftabakbrauchenden Weibe zu sitzen, und der ganze schmutzige Wagen stank, wie alle gemeinen Franzosen, nach Knoblauch, den diese, wie alle südlichen Völker, sehr lieben. Ein mir gegenüber sitzendes Mädchen konnte das Fahren nicht vertragen, erzählte dies nach französischer scherzhafter Manier mit tausend Variationen und bespie sich in den Pausen. Das Kind verunreinigte sich auf alle mögliche Weise, ward von der erkauften Ernährerin gemißhandelt und schrie erbärmlich. Von dem vielseitigen Gestank, den ekelhaften Ausleerungen, von dem schlechten, jungen Weine, dem einzig zu habenden Getränk, und von dem betäubenden Gerassel des ungeheuren fahrenden Gebäudes auf der gepflasterten Straße, welches an allem Schlafen hinderte, und wobei mir meine beiden stinkenden Nachbarinnen immer auf den Hals fielen, wurde ich ganz krank, sodaß ich mich glücklich pries, an einem schönen Wintermorgen von der Höhe herab in dem Tale der Wisne die Stadt Soissons, den Kerker meines Bruders, liegen zu sehen.

Vor dem Posthause angekommen, verließ ich dasselbe schnell, um zu dem Manne [Huisnier Hennem] zu eilen, der mich versteckt aufnehmen wollte. Dieser empfing mich freundlich, und ich schickte ihn sogleich zu meinem Bruder in das Gefängnis mit einer Schreibtafel, in welcher das ihm wohlbekannte Gemälde meiner Frau enthalten war, ohne etwas Weiteres sagen zu lassen, damit er sich von meiner Nähe zwar überzeugen, aber mich auch noch verleugnen konnte, wenn er es für gut fände. Diese Vorsichtsmaßregel war aber unnötig, da der Concierge des Gefängnisses sich zu allem bereit fand und eine halbe Stunde darauf ihn mir in die Arme führte. Welch ein Wiedersehen! Alle Anwesenden, wozu auch die Frau Hennem gehörte, wurden gerührt. Zu unserer Qual durften wir nur französisch und in Gegenwart des Concierges reden, und so erfuhr ich denn zuerst folgendes: Der Concierge hatte sich bereit finden lassen, mit meinem Bruder der Journalière entgegenzugehen, indem er gewagt hatte, ihn von meiner Ankunft zu unterrichten. Mein Bruder hatte mich auch wirklich im Wagen erblickt und war so unklug gewesen, nach mir zu rufen und den Wagen anhalten zu wollen, was man zum Glück vor dem Gerassel auf dem Steindamm nicht bemerkt hatte. Darauf hatte er sich hinten am Wagen festgehalten und war mit demselben im vollen Laufe den Berg hinab, halb geschleift, bis ans Thor gekommen, wo er losgelassen hatte und erschöpft hingefallen war. In diesem Zustande hatte ihn endlich der Concierge, welcher nicht

hatte folgen können, wieder eingeholt, war sehr böse über seine Unvorsichtigkeit gewesen und hatte ihn wieder ins Gefängnis gebracht. Nach vielen Danksayungen und Geschenken erhielt ich auch die Erlaubnis, meinen Bruder in seinem Cachot besuchen zu dürfen, und fand ihn in einem Loche mit drei Missetätern zusammen, von denen zwei nachmals guillotiniert wurden. Selbst diesen abscheulichen Kerlen hatte die moralische Unschuld meines Bruders und sein männliches, ungebeugtes Betragen in seinem Unglück so viel Respekt eingeflößt, daß sie ihm als ihrem Herrn aufwarteten, obgleich er ihr Kamerad war, und ich habe selbst gesehen, daß sich einer von ihnen von ihm schlagen ließ, weil der Kerl es gewagt hatte, sich auf das Lager meines Bruders zu legen.

Trotz der Verworfenheit oder wenigstens des jedes Gefühl abstumpfenden Postens eines Concierge erfuhr ich, daß bei solchen Menschen das Vertrauen auf Edelmut nicht ganz erlischt. Nachdem ich nämlich durch Bestechung seiner Frau schon die Erlaubnis bekommen hatte, vertraulich deutsch mit meinem Bruder zu sprechen, und vielerlei Pläne zu seiner Befreiung mit ihm beredet hatte, kam der Concierge eines Morgens mit meinem Bruder zu mir und führte mich zu seiner Frau und seinen sechs hübschen Kindern. Darauf sagte er: „Ich sehe, wie unglücklich Sie sind, Ihr Herz nicht gegenseitig ausschütten zu können. Meine Familie habe ich Ihnen gezeigt, und Sie wissen, daß ich mit derselben unglücklich werde, wenn ich dazu beitrüge, die Flucht eines Gefangenen zu erleichtern. Jetzt erlaube ich Ihnen, gemeinschaftlich vor das Thor der Stadt zu gehen, und hoffe, Sie in einer Stunde wiederzusehen“. Wir benutzten dieses edelmütige Vertrauen zu unserer großen Freude, ohne nur an die vorher so viel besprochene Flucht zu denken.

Meine Gegenwart schien in der Stadt schon bemerkt zu werden, so heimlich wir auch alles trieben. Ich begab mich deshalb wieder eiligst nach Paris zurück, nachdem ich die Lage meines Bruders bedeutend verbessert und ihm das Versprechen gegeben hatte, alles zu versuchen, um seine Befreiung zu bewirken und möglichst noch einmal wiederzukommen, ehe ich von Paris nach dem Vaterlande zurückginge, was aber nicht möglich war. Kruse-marc war sehr erfreut, mich wiederzusehen, ohne ihm und mir eine Unannehmlichkeit und Verlegenheit verursacht zu haben, und er empfing mich herzlich.

Alle meine nunmehr wieder angefangenen Unterhandlungen, um meinem Bruder zu helfen, wollten nicht glücken, da ich nach dem oben<sup>1)</sup> angeführten Briefe an Napoleon, welchen dieser so schlecht aufgenommen hatte, nicht mehr schriftlich einkommen durfte.

<sup>1)</sup> Vgl. Seite 5.



Ich beruhigte mich aber dennoch nicht und setzte es endlich durch Vermittlung durch, daß mein Bruder aus seinem schändlichen Gefängnis in Soissons nach Sedan auf die Festung gebracht wurde, wo er als Staatsgefangener zu sitzen kam. Man schrieb ihn sogar auf die Gnadenliste, von welcher oft bei glücklichen Staatsangelegenheiten Gefangene zur Befreiung ausgewählt wurden, wozu man mir alle Hoffnung gab.

Nun drängte mich mein Herz wieder nach Berlin zurück, obgleich mir Krusemark durch seine liebevolle Behandlung und sein Vertrauen das Leben angenehm und interessant zu machen suchte. Aber das politische Verhältnis Preußens, besonders seine Annäherung an Rußland, hatte Napoleon so mißtrauisch gemacht, daß Krusemark bei den jetzt eintretenden Zwistigkeiten zwischen Frankreich und Rußland nicht wagte, einen Kurier zu schicken. Ich mußte also auf eine Gelegenheit warten.

Napoleon brütete schon damals über seiner großen Unternehmung gegen Rußland und vermutete mit Gewißheit, Preußen würde sich dieser Macht bei einem Kriege gegen dieselbe anschließen. Die damals im höchsten Schwunge befindliche Kontinental Sperre, die keine Macht mehr als Rußland drückte, zwang den Kaiser Alexander, diese erst unter der Hand und dann offiziell aufzugeben [Zolldekret vom 31. Dezember 1810], wogegen Napoleon sich Drohungen erlaubte, welche die Russen ihrerseits mit Truppenansammlungen an der Grenze des damaligen Großherzogtums Warschau und mit einer feindseligen Sprache in ihren politischen Verhandlungen erwiderten.

Es gehört hierzu eine Anekdote, die das damalige Verhältnis in der Diplomatie zwischen Frankreich und Rußland bezeichnet. Der später [1813] durch seine Streifcorpstaten bekannte Graf Tschernitschew, welcher seit dem Jahre 1808 gebraucht wurde, die persönlichen Freundschaftsbriefe zwischen Alexander und Napoleon hin und her zu tragen, und dadurch von einer wenig bedeutenden Person zu einem wichtigen Manne geworden war)<sup>1)</sup>, kam eben auf einem Umwege von Petersburg über Stockholm und London nach Paris und hatte unvorsichtigerweise geäußert, wichtige Depeschen überbracht zu haben. Diese Ruhmredigkeit, welche auch der Politik Napoleons schadete, da niemand glauben sollte, daß zwischen Rußland und Frankreich wichtige Verhandlungen gepflogen würden, wollte Napoleon bestrafen und erlaubte, daß man in ein öffentliches Blatt setzte: „Es rühmen sich oft unbedeutende Menschen wichtiger Aufträge, und doch sind sie nichts als die Briefträger in gleichgültigen Angelegenheiten. Man hat ein Beispiel an der in vergangenen Zeiten in Paris für wichtig ge-

<sup>1)</sup> Vgl. über ihn unter anderen: Vandal, Napoléon et Alexandre Ier, Paris 1893, II 495 ff.

haltenen Mission eines russischen Generals, der mit Kurierpferden eiligst von Petersburg dahinslog und ebenso des anderen Tages zurückjagte. Diese wichtige Mission, welche der Kaiser Paul seinem Generaladjutanten Bauer anvertraut hatte, beschränkte sich gleichwohl darauf, für eine Lieblings-Operntänzerin ein Paar Schuhe zu holen. Auf eines solchen Mannes Grabmal muß man die Inschrift setzen: „Hier liegt ein Kutscher mit seiner Peitsche.“ („Ci-gît tel et tel avec sa fouette; il était bon cocher.“) Jedermann verstand den groben Witz, der die ganze russische Gesandtschaft beleidigte und nur mit Napoleons Erlaubnis geschrieben sein konnte, und erkannte daraus das wachsende Mißverhältnis zwischen Frankreich und Rußland<sup>1)</sup>. Der leidenschaftliche Napoleon fand nach einigen Tagen selbst, daß er sich übereilt habe, indem der Zeitpunkt noch nicht da war, mit Rußland zu brechen, und wollte deshalb zeigen, daß er nichts von der ganzen Sache wisse. Tschernitschew bekam eine Ehre Einladung zur Jagd, wobei ihm der Kaiser auf alle Weise schmeichelte.

Eine solche Jagd, auf welcher ich auch als Zuschauer gewesen bin, verdient diesen Namen auf keine Weise, weil man schon eingefangenes Wild nach dem Standorte treibt, wo die Schützen, mit allen möglichen Bequemlichkeiten und Sicherungsmitteln versehen, ein paar Schuß tun, dann tafeln und nach Hause fahren. Außer dem Kaiser schießen hierbei nur diejenigen, denen es besonders erlaubt ist; die anderen Geladenen nehmen ihre Ehrenplätze pro forma ein. An dem Tage, von welchem hier die Rede ist, schoß nur Napoleon und Murat. Murat, vor den Truppen, selbst in der Schlacht, auf die lächerlichste Weise als spanischer Kunstreiter gekleidet, trug bei dieser Jagd einen sehr langen, schwarzen Überrock und eine schwarze Allongeperücke. Nach der Jagd war ein Ball masqué bei dem Gesandten des Königreichs Italien in einem dazu besonders gebauten Hause in den Champs-Élysées, welches nur an diesem Tage gebraucht und dann wieder abgerissen wurde. Napoleon war auch auf diesem Balle, zu welchem ich gleichfalls eingeladen war<sup>2)</sup>. Man war im Domino mit der Maske vor dem Gesicht; sobald sie aber Napoleon abnahm, mußte dies jedermann tun. Bei dieser Gelegenheit brachte Napoleon Tschernitschew vollends zu Ehren, indem er ihn zu sich rief, sich in eine Tür mit ihm stellte und mit ihm viel, selbst handgreiflich spaßte, ihn an einem Ohrläppchen faßte und an seinen Knöpfen drehte.

Diese Arten von Gesellschaften waren höchst brillant und für die Eingeladenen wenig kostspielig, da man nur im Domino über

<sup>1)</sup> Der damalige Polizeiminister Savary erwähnt auch in seinen Mémoires diesen „article un peu sanglant“ und seine Wirkung; vgl. Mémoires du duc de Rovigo, Paris 1828, V 132 f.

<sup>2)</sup> Vgl. S. 6.



den Zivilleidern erschien. Dagegen wurde bei Hofgesellschaften großer Luxus in Kleidern getrieben, was Napoleon zum Vorteil der Fabriken gern sah. Und gerade damals gab er rücksichtslos den Befehl, daß niemand außer seinen Offizieren bei Hofe anders als in dem altfranzösischen habit habillé [Frack] erscheinen dürfte, wovon er selbst die Gesandten nicht ausnahm, die einen militärischen Charakter hatten. Der österreichische Ambassador Fürst Schwarzenberg war darüber höchst aufgebracht und wollte durchaus seinen Militärrock nicht ablegen. Er schrieb deshalb an seinen Hof und gab unter anderem auch den Grund an, daß er mit seinem Nebenbuhler (auch im politischen Range), dem russischen Botschafter Fürst Kurakin, im Anzuge nicht Schritt halten könne;<sup>1)</sup> denn dieser erscheine immer mit Brillanten übersät: Jeder Knopf ein Solitär, das Degengefäß, die Schnalle und die Agraffe am Hut aus den schönsten Steinen, und selbst die Kleider oft mit Steinen und Perlen gestickt. Der Kaiser von Oesterreich wagte jedoch nicht, seinem Herrn Schwiegersohn zu mißfallen, und schickte seinem Botschafter die nötigen Summen und den Befehl, den Wünschen des im Kleinen wie im Großen tyrannischen Napoleon zu genügen. Krusemark wartete klugerweise nicht erst die Befehle seines Hofes ab, sondern erschien, so schwer es ihm wurde, mit seinem Personal bei der ersten Assemblée in Hofkleidern, was Napoleon sogleich bemerkte und hoch aufnahm. überhaupt hatte er den General Krusemark persönlich lieb, da dieser den zwar galanten aber graden Soldaten spielte und ein schönes militärisches Äußere hatte.

Mit dem Rangstreit zwischen dem russischen und österreichischen Botschafter hatte es folgende Bewandnis: Dem deutschen Kaiser war von jeher der Vorrang vor allen übrigen christlichen Potentaten eingeräumt worden. Jedoch wollte man diese Ehre dem österreichischen Kaiser nicht zugestehen, der sich gern in dieser Stellung erhalten wollte, weil sein Haus dem römisch-deutschen Throne solange die Beherrscher gegeben hatte, und der damals noch regierende Kaiser wirklich selbst römisch-deutscher Kaiser gewesen war und diesen Titel nur bei der Auflösung des sogenannten heiligen römisch-deutschen Reiches gegen den eines Kaisers von Oesterreich verändert hatte. Als solches war freilich das nunmehrige Kaiserhaus jünger als das russische, und demnach wollte auch der russische Botschafter Kurakin dem österreichischen Ambassador Fürst Schwarzenberg den Rang streitig machen. Die von dem Kaiser Alexander bei allen solchen Angelegenheiten beständig gezeigte Bescheidenheit machte jedoch diesem Streite dadurch ein Ende (was auch von Oesterreich angenommen wurde), daß die Botschafter

<sup>1)</sup> Vgl. Helfert, Maria Louise, Wien 1873, S. 419 Anm. 92.

gleichen Rang haben und bei den großen Vorstellungen abwechselnd einander den Vortritt gestatten sollten.

Man war um diese Zeit nicht allein in Paris und Frankreich, sondern, man kann wohl sagen, in einem großen Teile der Welt gespannt, ob Napoleon einen Leibeserben von seiner jetzigen Gemahlin [Marie Luise], der Tochter des Kaisers von Oesterreich, bekommen werde, da die Kaiserin hoch schwanger war. Mich interessierte die erwartete Begebenheit noch besonders, da mir Krusemark deklarierte, daß ich noch so lange in Paris bleiben müßte, weil er dann erst einen triftigen Grund hätte, einen Kurier zu schicken. Ich mußte mich in mein Geschick fügen, so sehr mich auch mein Herz nach Hause zog, und ich benützte diese Zeit meines längeren Aufenthaltes zur nochmaligen Besichtigung alles Sehenswürdigigen in Paris.

Bei einer dieser Besichtigungen der Schlösser in der Umgegend von Paris kam ich auch nach Fontainebleau, welches der einzige Ort war, wie man sagte, wo Napoleon manchmal den Gnädigen und Verjöhnlichen spielte. Auch ich hatte nicht wenig Lust, mein Glück für meinen Bruder hier zu wagen; aber Krusemark, der es gewiß gut meinte, verbot es mir. Ich sah daselbst durch einen besonderen Zufall etwas mir wirklich Unglaubliches, nämlich Napoleon mit seiner hochschwangeren, heranwatschelnden Gemahlin zärtlicher Weise Versteck spielen. Es war nämlich verboten, den Garten von Fontainebleau zu betreten, wenn der Kaiser in demselben anwesend war. Dies wußten alle Einheimischen, und deshalb wurde der Eingang weniger bewacht. Aber ich wußte ebenso wenig von der Anwesenheit des Kaisers als von dem Verbot und ging ungehindert in den Garten, wo ich bald den unerwarteten Anblick hatte, Napoleon sich hinter einem Strauch verstecken und später seine daherwandelnde Gemahlin tändelnd umfassen zu sehen. Ein Gärtner hatte mich bemerkt, und ich mußte den Garten verlassen.

Es war für mich ein schneidender Kontrast, wenn ich mir Napoleon in den Schlachten dachte, und wie ich ihn so oft in Tilsit und selbst bei seinen großen Friedensparaden in Paris gesehen hatte. Bei diesen ließ er sich auf eine fast orientalische Weise huldigen, er bestieg ein aufs schönste gepußtes arabisches Pferd, ließ sich den Steigbügel von seinem Oberstallmeister Caulaincourt halten und war von goldstrohenden Marschällen, Generalen und Offizieren seines Hauses umgeben, unter welchen seine Leibmameluden eine theatrale Rolle spielten. Bei solchen Paraden sah man fast unbegreiflicherweise seine alten Helden der Garde, von welchen ein jeder entweder drei im Kriege empfangene Wunden oder das Ehrenlegionskreuz aufzeigen konnte, sich zu wahren Puzpuppen herabwürdigen. Ich habe die härtigen Krieger geschminkt, mit falschen Bärten, auswattiert und mit tausend



Schnurrpfeifereien gepuzt gesehen, die nur in einem französischen Kopfe erdacht werden können, und ich habe mich damit nachmals oft getröstet, wenn ich unsere Armee in den Paradespielereien im Frieden fürchtete untergehen zu sehen.

Eine Parade anderer Art sah ich einst zufälligerweise, indem ich über den Place du Carrousel bei den Tuileries gehen wollte. Das Schlächtergewerk machte nämlich sein altes Recht geltend, jährlich einmal in einem Aufzuge durch den Hof der Tuileries zu gehen, und erhielt von Napoleon die Erlaubnis dazu. Die Zeremonie war eines so reichen Gewerkes von Paris würdig. Ein prächtig mit Girlanden und Bändern geschmückter, ungeheurer Ochse mit vergoldeten Hörnern, auf welchem ein schöner, als Genius gekleideter Knabe saß, über dem ein reicher Baldachin getragen wurde, war von einer großen Menge maskierter Träger umgeben. Dem Zuge gingen Gendarmen voraus, und eine ungeheure Menge Volk folgte. In dem Hofe der Tuileries angekommen, machte der Zug halt, und unter Tänzen, Musik und Gesang wurde Napoleon ein „Vive l'Empereur!“ gebracht. Da tat sich die Balkontür des Schlosses auf. Jedermann erwartete, den Kaiser vortreten zu sehen, und als sich auch nur ein kleiner, dicker Mann mit dem Hute auf dem Kopfe zeigte, ertönte ein allgemeines Jubelgeschrei. Man hatte sich aber geirrt; es war nur der General Duroc, der vermutlich dem Kaiser vorgeschlagen hatte, sich hier vom Balkon aus dem Volke zu zeigen, und auf ihn wartete. Als dieser merkte, daß man ihn für den Kaiser hielt, kam er in einen solchen Eifer, Stille zu gebieten, daß er, mit seinem Hute winkend, denselben von dem Balkon fallen ließ. Während dieser Szene tat sich auf einmal unerwartet ein Fenster in der unteren Etage auf, und Napoleon trat mit der Kaiserin zum großen Jubel seiner lieben Kinder, des Pariser Pöbels, an das Fenster. Unbegreiflicher Weise war in diesem unteren Gemache Wäsche auf Leinen gehängt, was ich ganz deutlich gesehen habe, und Napoleon mußte mit der Kaiserin darunter wegfriechen, was er lachend tat.

Bei den oftmaligen Besuchen der verschiedentlichen Kunstsammlungen bekam ich nach und nach mehr Geschmac und Vorliebe für diese Schätze des Geistes und der Geschicklichkeit und konnte schon einen ziemlich unterrichteten Führer abgeben, da ich mit mehreren Kennern Bekanntschaft machte. Gleichwohl habe ich mir nie von den allgemeinen Urteilen Gesetze vorschreiben lassen, sondern frei nach meinen Gefühlen gewählt, was mir gefiel. Das Museum der Statuen war damals besonders durch die Beraubung der halben Welt so überfüllt, daß vielleicht ein Viertel derselben garnicht und der größte Teil schlecht aufgestellt war; so stand der Apollo von Belvedere in einer Nische. Ich enthalte mich eines Urteils über die vielen großen Meisterwerke; ich gestehe aber, daß mich die vielen nackten Figuren in allen Stellungen, wie ich sie

in der Natur nicht gesehen habe, darum ihre Wahrheit auch nicht beurteilen konnte, oft ermüdet haben, z. B. der nackte kolossale Napoleon von Canova, welcher mir einen ordentlichen Ekel erregt hat.<sup>1)</sup> Figuren mit Drapierungen und diejenigen, welche in einer Bewegung begriffen sind, sprachen mich mehr an, obwohl ich weiß, daß die in dem Zustande der Ruhe die schönsten sein sollen. Die außerordentliche Sammlung von Vasen und großen Wasserbehältern machte mir ein besonderes Vergnügen. Jedoch verlor ein großer Teil an Interesse durch die Entrückung aus ihrem Vaterlande, wo sie an religiöse und lokale Gebräuche erinnerten. Merkwürdige Eigenschaften und Wirkungen der Plastik lernte ich in diesen großen, mit so vielen hohlen Steinmassen angefüllten Sälen kennen.

Man macht gewöhnlich seine Pläne zur Besichtigung der Kunstgegenstände in großen Städten nach der Aufenthaltszeit, ohne die geistigen und körperlichen Kräfte zu berechnen, die dazu gehören. Wenn man dennoch, wie gewöhnlich geschieht, den plastischen und Gemäldeansammlungen hintereinanderfolgende Stunden widmet, so wird wirklich aus dem Vergnügen, welches sie neben der Belehrung gewähren sollen, eine oft so ermüdende Arbeit, daß denjenigen, welche mit wahren Interesse beobachteten, die Kräfte ermangeln. Es ist mir selbst oft so gegangen, daß ich die größten Meisterwerke zuletzt nur mit Anstrengung oberflächlich angesehen habe, um doch sagen zu können, ich habe sie gesehen.

Die Zeiten, wo das Museum der Gemälde in Paris [Louvre] am meisten besucht wird, sind diejenigen, in denen die neuen Künstler ihre Arbeiten ausstellen; dies waren damals David [1748—1825] und Gérard [1770—1837] mit ihren Schülern. Auch hier war der Überfluß der Kunstschätze so groß, daß man den Wald vor Bäumen nicht sah, und man war trotz der großen Räume oft gezwungen, viele der berühmtesten Gemälde alter Meister mit solchen neueren zu überhängen, die ihnen nicht das Wasser reichten. Die neueren französischen Gemälde waren fast alle historischen Inhalts aus der neuesten Geschichte. Auf ihnen wurde Napoleon verdienter oder unerdienter Weise Weihebrauch mit vollen Händen gespendet. Bei allen diesen französischen Darstellungen der Kunst mißfiel mir gewaltig die manierierte, theatrale Haltung, die sich bis auf die Tiere und selbst leblosen Gegenstände erstreckte. Zu den historisch übertriebenen Schmeicheleien für Napoleon zähle ich die großen Bilder: Napoleon auf dem Schlachtfelde von Eylau [von Jean Antoine Gros, im Louvre] und die Zusammenkunft der Königin von Preußen mit Napoleon in Tilsit [von Goffe, jetzt in Versailles]; zu den höchst theatraleichen Stücken

<sup>1)</sup> Vgl. über diese Statue und ihr Schicksal Meneval, Napoléon et Marie-Louise, I 130 f.



unter anderen: die Schlacht von Austerlitz [von Gérard, jetzt in Versailles].

Außer in dem Museum waren noch in allen Schlössern merkwürdige Gemäldesammlungen zu bewundern, z. B. in dem Palais du Luxembourg, wo mir das Gemälde: „Napoleon über den St. Bernhard gehend“ [von David, jetzt in Versailles] unter den neuen Meisterwerken auffiel. Unter den älteren waren die von Le Sueur und die berühmten Gemälde von Rubens die merkwürdigsten. Die letzteren sind aber nicht nach meinem Geschmack, da die ungeheuern Fleischmassen eher Ekel als Freude bei mir erregten, und ich nur die Komposition bewundern konnte. In diesem Schlosse war mir besonders der Saal höchst interessant, wo Napoleon die Senatsitzungen hielt, und welcher mit den bei Austerlitz eroberten Fahnen ausgeschmückt war.

In der Ausstellung von öffentlichen Kunstwerken war man in damaliger Zeit in Paris nicht besonders glücklich, trotzdem man so viel daran wendete, so viel davon sprach und so vortreffliche Muster hatte. Die Statue des Generals Desaix, welche man auf dem Place des Victoires in Marmor aufstellen wollte, mißglückte zweimal gänzlich; die bronzenen Löwen vor dem Münzhaus waren ein schlechtes Machwerk; der Triumphbogen auf dem Place du Carrousel zeugte von dem verdorbenen Geschmack; die auf demselben [bis 1815] aufgestellten berühmten, in Venedig geraubten Pferde<sup>1)</sup> waren nur vergoldet. Die große, bronzene Säule auf dem Place Vendôme, nach der berühmten Trajanssäule gemodelt, auf welche Napoleon statt der Viktoria gestellt war, kann man ebenfalls in seinen Basreliefs nicht als gelungen ansehen. Der in Berlin geraubte Siegeswagen sollte auf einem anderen Triumphbogen [Place de l'Étoile] aufgestellt werden. Dieser wurde aber nicht fertig [erst 1836], bis wir den Wagen wiedergeholt haben [1815]. Ebenso ging es mit dem großen Elefanten, welcher als ein Springbrunnen auf der hohen Stelle errichtet werden sollte, wo die Bastille gestanden hatte, und dessen Rüssel höher als alle Türme von Paris aus dieser ungeheuren Steinmasse hervorgeragt haben würde. Nur das Modell in Gips wurde vollendet, und das kolossale Kunstwerk sollte in Metall ausgeführt werden.

Napoleon machte Riesenpläne zur Verschönerung und zum Nutzen von Paris: Vereinigung der Tuilerien mit dem Louvre durch Wegnehmung eines ganzen Stadtviertels, Erbauung mehrerer Brücken, Anlegung mehrerer gerader Straßen quer durch Paris, Erbauung mehrerer Kirchen und Paläste, Grabung von Kanälen. Es blieb aber sehr vieles bei den Worten, und manches wurde

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Müffling, Aus meinem Leben, Berlin 1851, S. 262 ff.

in der Natur nicht gesehen habe, darum ihre Wahrheit auch nicht beurteilen konnte, oft ermüdet<sup>1)</sup> haben, z. B. der nackte kolossale Napoleon von Canova, welcher mir einen ordentlichen Ekel erregt hat.<sup>1)</sup> Figuren mit Drapierungen und diejenigen, welche in einer Bewegung begriffen sind, sprachen mich mehr an, obwohl ich weiß, daß die in dem Zustande der Ruhe die schönsten sein sollen. Die außerordentliche Sammlung von Vasen und großen Wasserbehältern machte mir ein besonderes Vergnügen. Jedoch verlor ein großer Teil an Interesse durch die Entrückung aus ihrem Vaterlande, wo sie an religiöse und lokale Gebräuche erinnerten. Merkwürdige Eigenschaften und Wirkungen der Akustik lernte ich in diesen großen, mit so vielen hohlen Steinmassen angefüllten Sälen kennen.

Man macht gewöhnlich seine Pläne zur Besichtigung der Kunstgegenstände in großen Städten nach der Aufenthaltszeit, ohne die geistigen und körperlichen Kräfte zu berechnen, die dazu gehören. Wenn man dennoch, wie gewöhnlich geschieht, den plastischen und Gemäldefammlungen hintereinanderfolgende Stunden widmet, so wird wirklich aus dem Vergnügen, welches sie neben der Belehrung gewähren sollen, eine oft so ermüdende Arbeit, daß denjenigen, welche mit wahren Interesse beobachteten, die Kräfte ermangeln. Es ist mir selbst oft so gegangen, daß ich die größten Meisterwerke zuletzt nur mit Anstrengung oberflächlich angesehen habe, um doch sagen zu können, ich habe sie gesehen.

Die Zeiten, wo das Museum der Gemälde in Paris [Louvre] am meisten besucht wird, sind diejenigen, in denen die neuen Künstler ihre Arbeiten ausstellen; dies waren damals David [1748—1825] und Gérard [1770—1837] mit ihren Schülern. Auch hier war der Überfluß der Kunstschätze so groß, daß man den Wald vor Bäumen nicht sah, und man war trotz der großen Räume oft gezwungen, viele der berühmtesten Gemälde alter Meister mit solchen neueren zu überhängen, die ihnen nicht das Wasser reichten. Die neueren französischen Gemälde waren fast alle historischen Inhalts aus der neuesten Geschichte. Auf ihnen wurde Napoleon verdienter oder unverdienterweise Weihrauch mit vollen Händen gespendet. Bei allen diesen französischen Darstellungen der Kunst mißfiel mir gewaltig die manierierte, theatrale Haltung, die sich bis auf die Tiere und selbst leblosen Gegenstände erstreckte. Zu den historisch übertriebenen Schmeicheleien für Napoleon zähle ich die großen Bilder: Napoleon auf dem Schlachtfelde von Eylau [von Jean Antoine Gros, im Louvre] und die Zusammenkunft der Königin von Preußen mit Napoleon in Tilsit [von Grosse, jetzt in Versailles]; zu den höchst theatraleichen Stücken

<sup>1)</sup> Vgl. über diese Statue und ihr Schicksal Meneval, Napoléon et Marie-Louise, I 130 f.



unter anderen: die Schlacht von Austerlitz [von Gérard, jetzt in Versailles].

Außer in dem Museum waren noch in allen Schlössern merkwürdige Gemäldesammlungen zu bewundern, z. B. in dem Palais du Luxembourg, wo mir das Gemälde: „Napoleon über den St. Bernhard gehend“ [von David, jetzt in Versailles] unter den neuen Meisterwerken auffiel. Unter den älteren waren die von Le Sueur und die berühmten Gemälde von Rubens die merkwürdigsten. Die letzteren sind aber nicht nach meinem Geschmack, da die ungeheuern Fleischmassen eher Ekel als Freude bei mir erregten, und ich nur die Komposition bewundern konnte. In diesem Schlosse war mir besonders der Saal höchst interessant, wo Napoleon die Senatsitzungen hielt, und welcher mit den bei Austerlitz eroberten Fahnen ausgeschmückt war.

In der Aufstellung von öffentlichen Kunstwerken war man in damaliger Zeit in Paris nicht besonders glücklich, trotzdem man so viel daran wendete, so viel davon sprach und so vortreffliche Muster hatte. Die Statue des Generals Desaix, welche man auf dem Place des Victoires in Marmor aufstellen wollte, mißglückte zweimal gänzlich; die bronzenen Löwen vor dem Münzhaus waren ein schlechtes Machwerk; der Triumphbogen auf dem Place du Carrousel zeugte von dem verdorbensten Geschmack; die auf demselben [bis 1815] aufgestellten berühmten, in Venedig geraubten Pferde<sup>1)</sup> waren nur vergoldet. Die große, bronzene Säule auf dem Place Vendôme, nach der berühmten Trajanssäule gemodelt, auf welche Napoleon statt der Viktoria gestellt war, kann man ebenfalls in seinen Basreliefs nicht als gelungen ansehen. Der in Berlin geraubte Siegeswagen sollte auf einem anderen Triumphbogen [Place de l'Etoile] aufgestellt werden. Dieser wurde aber nicht fertig [erst 1836], bis wir den Wagen wiedergeholt haben [1815]. Ebenso ging es mit dem großen Elefanten, welcher als ein Springbrunnen auf der hohen Stelle errichtet werden sollte, wo die Bastille gestanden hatte, und dessen Rüssel höher als alle Türme von Paris aus dieser ungeheuren Steinmasse hervorgeragt haben würde. Nur das Modell in Gips wurde vollendet, und das kolossale Kunstwerk sollte in Metall ausgeführt werden.

Napoleon machte Riesenpläne zur Verschönerung und zum Nutzen von Paris: Vereinigung der Tuilerien mit dem Louvre durch Wegnehmung eines ganzen Stadtviertels, Erbauung mehrerer Brücken, Anlegung mehrerer gerader Straßen quer durch Paris, Erbauung mehrerer Kirchen und Paläste, Grabung von Kanälen. Es blieb aber sehr vieles bei den Worten, und manches wurde

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Müffling, Aus meinem Leben, Berlin 1851, S. 262 ff.

mit französischem Leichtsinne getrieben, wovon der mehrmals verunglückte Kanal de l'Ourcq ein Beispiel gab.

Überhaupt muß man sich bei den Beschreibungen der Schönheiten von Paris nie durch prahlerische Worte der Franzosen täuschen lassen. Die Champs-Élysées z. B., worunter sich mancher ehrliche Deutsche einen wirklich himmlischen Garten denkt, sind nichts als mehrere Kastanien-, Linden- und Rüstern-Alleen, durch welche eine Chaussee vom Place Louis XV [jetzt Place de la Concorde] nach der Barriere de l'Étoile führt, die auf beiden Seiten mit einer Menge von Wirtshäusern besetzt ist. Das berühmte Bois de Boulogne ist ein in der Revolutionszeit gänzlich ausgehauener Busch auf Kalkboden, wo man zwischen den mühsam wachsenden Sträuchern und geringen Bäumen ohne Schatten spazieren fährt und reitet und dabei fast in Staube erstickt. So ist Tivoli d'Été [ein damals berühmter Vergnügungsort in der Rue St.-Lazare] nicht einmal eine Nachahmung des durch seine Naturschönheiten so berühmten Ortes bei Rom, sondern nur ein Belustigungsort, wo man im Sommer vielerlei Anstalten zum Vergnügen der fünf Sinne findet, und das Tivoli d'Hiver ist eine ebensolche Anstalt in Sälen, wo die Mannigfaltigkeit der jedoch oft sehr kleinlichen Vergnügungen reizt, und wohin die vornehme Welt nur inkognito geht. Der Jardin des Plantes vereinigt dagegen unter seinem bescheidenen Namen eine Menge Natur- und Kunstschätze von höchstem Werte; denn außer den unzählbaren ausländischen Pflanzen, die daselbst zum großen Teil im Freien gezogen werden, hält man hier auch eine selten zu findende Menagerie ausländischer Tiere. Es gibt hier auch eine der vorzüglichsten Sammlungen ausgestopfter Tiere, ein merkwürdiges Mineralien-Kabinet und andere naturhistorische Sammlungen.

Das Musée d'Artillerie [im Hotel des Invalides] war in der damaligen Zeit sehr sehenswert, da es eine Sammlung aller verschiedenen Waffen älterer und neuerer Zeiten enthielt. Die Prahlerei der Franzosen zeigte sich auch hier in ihrer ganzen Größe, indem sie vorgaben, von fast allen großen Männern der Geschichte Waffen zu besitzen. Unter anderen zeigten sie den Degen und die Schärpe Friedrichs des Großen, welche er im siebenjährigen Kriege getragen habe, und die Leibjagdsflinte des Königs Friedrich Wilhelm III. Beides ist un wahr. Der Degen ist noch in Händen unseres Königs, aus der Schärpe sind kleine silberne Ringe gemacht und an eine Anzahl besonderer Verehrer des großen Königs verteilt worden<sup>1)</sup> und Friedrich

<sup>1)</sup> Der Degen und die Schärpe Friedrichs des Großen, welche am 17. Juni 1807 dem Hotel des Invalides übergeben worden waren, wurden in der Nacht des 30. März 1814 durch Feuer zerstört. Vgl. die „Grenzboten“, 1907, drittes Vierteljahr, S. 698 f.



Wilhelm III. hat nie eine Leibjagdsflinte gehabt, da er das Vergnügen der Jagd nicht liebte.

In dem [von Alexandre Lenoir gegründeten] Musée des Monuments français, so sehr es für die französische Welt- und Kunstgeschichte interessant sein mag, machten die marmornen nackten Leichen der französischen Fürsten des 13. und 14. Jahrhunderts einen ekelhaften Eindruck, welcher nur durch den sehr angenehmen des Grabmals Abélards und der Heloise und durch die schönen Glasmalereien wieder verwischt wurde<sup>1)</sup>. Die große Bibliothek besuchte ich oft und bewunderte, soviel wie ich davon verstand, die seltenen und kostbaren Sammlungen von Büchern, Karten, Instrumenten, Medaillen und vielen Alterthümern.

Von allen Sehenswürdigkeiten, welche Paris in einem so hohen Grade enthält, sind gleichwohl für einen Fremden, der die Anwendung der Künste und Wissenschaften und zugleich die Eigentümlichkeiten der Nation und ihre Sprache kennen lernen will, die verschiedenen Theater das Interessanteste. Am meisten zogen mich diejenigen Theater an, in welchen die Franzosen einen nationalen Vorzug haben — dies sind die Lustspiele und der Tanz — also die Theater Feydeau, Variétés, Baudeville und die Balletts in der großen Oper, die alles übertreffen, was man in anderen Hauptstädten in der Kunst des Tanzes sieht. Das Theater Feydeau stellt vollkommen die leichten und feinen Sitten und den gesellschaftlichen Ton des höheren Zirkels dar und gibt auch nur solchen Gesang, wie er sich für die wenig melodische Sprache und Kehle der Franzosen eignet. Das Theater des Variétés geht auf das niedere Komische des französischen Volkslebens ein. Das Baudeville, das wahre Nationaltheater der Franzosen, war damals etwas im Verfall, indem die Variétés mit der damaligen Wut auf die Wortspiele (calembours) ihm den Rang abgelaufen hatten. Die große Oper — die Balletts ausgenommen — war nicht besser als in anderen großen Hauptstädten und wurde selbst in Paris in Hinsicht auf den Gesang von dem damaligen italienischen Theater Odéon übertroffen, so sehr sich die Franzosen auch sträubten, dies einzugestehen. Das große französische Trauerspiel im Théâtre-Français sprach mich trotz Talma, der Duchesnois und Georges nicht an, da ich unmöglich das monotone Geheul der Männer und die Verzerrungen und die männliche Sprache der Weiber schön finden konnte, obgleich die Franzosen dies Spiel den höchsten Triumph der Kunst nannten.

Auch die Theater der Porte-St.-Martin hatten für mich mit ihren Melodramen besondere, noch nicht gekannte Reize, und wenn

<sup>1)</sup> Vgl. Koheue, Erinnerungen aus Paris, Berlin 1804, S. 180 ff. und Johann Friedrich Reichardts vertraute Briefe aus Paris, Hamburg 1805, 2. Aufl. I 430 ff.

man auf dem Wege dahin in allen Häusern, auf allen Plätzen und an allen Ecken singen, tanzen, lachen und Leichtfertigkeiten hört und sieht, muß man seinen Kummer vergessen und mit den lustigen Narren selbst zum Narren werden. In einem dieser kleinen Theater sah ich mehrmals Stücke aufführen, in welchen Friedrich der Große die Hauptrolle war, und oft Anspielungen auf die preußische Tapferkeit vorkamen, die mit dem größten Beifall von den Franzosen aufgenommen wurden. Das tat meinem damals sehr niedergebeugten Soldatenherzen umso wohler, als ich es nicht erwartet hatte. Der Glaube an die preußische Macht und Tapferkeit hatte sich, wie ich vielmals in Frankreich bemerkte, trotz der eben erst über uns errungenen Siege erhalten und war wirklich stärker als bei uns selbst. Oft habe ich die alten Franzosen, wenn von den Unterjochungsplänen gegen die Russen die Rede war, vor Preußen warnen hören, was besser unterrichtet sein wollende junge Politiker spottend bestritten.

In allen Theatern bereitete man sich jetzt vor, die erwartete Geburt eines Thronerben würdig zu feiern. Die Geburt einer Prinzessin schien den Franzosen als gegen den Willen und Wunsch ihres Götzen unmöglich; doch bemerkte ein Witzling: „C'est la première fois que l'empereur ne sait pas ce qu'il a fait.“ Man konnte in den Tuileries die Wiege für den erwarteten Prinzen sehen, und von allen Dichtern wurden schon Gesänge zur Begrüßung eines Sohnes bereit gehalten.

Die Kaiserin wurde weder von dem geringen Volke, noch von den Großen geliebt. Sie hatte ein steifes, wenig leutseliges oder einnehmendes Äußere, obwohl ihr Körper schön gewachsen war, und ihr Gesicht frische Farbe und schöne, große, blaue Augen hatte. Bei den Couren am Hofe zeigte sie wenig Talent zu sprechen, was man einer Fürstin, besonders in Frankreich unter dem plappernden Volke, nie verzeiht.<sup>1)</sup> Man zweifelte sogar an ihrer Schwangerschaft, obgleich sie sich täglich öffentlich um die Mittagszeit im Garten der Tuileries zeigte, wo sie auf der Terrasse des feuillants lustwandelte.<sup>2)</sup> Nicht allein durch diese Ansicht wurde ich von der wirklichen Schwangerschaft überzeugt, sondern noch auf eine andere Weise. Ich war mit dem Dr. Weinhold, welcher im Hause der Herzogin von Kurland lebte, bekannt und sah daselbst öfter die jüngste Tochter der Herzogin, die, wie ich schon oben<sup>3)</sup> gesagt habe, mit dem jungen Talleyrand vermählt war, demselben, welchen ich an der Brücke vor Tilsit 1807 empfing und zu Bennigsen brachte.<sup>4)</sup> Die junge Fürstin war ebenfalls hochschwanger und hatte den Leibarzt der Kaiserin, Dubois, welcher ihr täglich von der Kaiserin

<sup>1)</sup> Vgl. Helfert, Maria Louise, S. 155 f und 415 f.

<sup>2)</sup> Vgl. Helfert S. 420 Anm. 99.

<sup>3)</sup> Vgl. S. 7.

<sup>4)</sup> Vgl. Bd. I 101.



Nachricht gab, zum Accoucheur. Nach französischer freier Weise, und da ich ein Ehemann war, sprach man ganz ungeniert von den täglichen Fortschritten der Schwangerschaft der Kaiserin, und eine Verstellung wäre hier nicht angebracht gewesen.

Ich war eben bei dem Gesandten, als das Geläute der Glocken die eintretenden Wehen der Kaiserin ankündigte, und ich lief darauf sogleich nach den Tuileries, um zuerst von dem wichtigen Ereignis unterrichtet zu sein, wodurch ich dicht unter den Fenstern der Wochenstube zu stehen kam. Vor den Fenstern dieses Zimmers war im Tuileriengarten ein Halbkreis von Rohrstühlen gesetzt, welche durch ein weißseidenes Band verbunden waren, und vor denen ein paar Grenadiere der Garde auf und abgingen. Diese leichte Barriere wurde wie eine heilige Grenze von der ungeheuren herbeiströmenden Volksmenge respektiert.<sup>1)</sup> Ich kann buchstäblich behaupten, nicht zwanzig Schritt von dem Wochenbett der Kaiserin entfernt gewesen zu sein.

Man wußte, daß die Geburt eines Prinzen mit 101 Kanonenschuß, die einer Prinzessin nur mit 21 angekündigt werden würde, und man war deshalb in höchst gespannter Erwartung. Etwa nach einer Stunde fiel plötzlich ein Kanonenschuß, nachdem man größere Unruhe in den Zimmern bemerkt hatte, und jedermann in der ganzen Stadt und Umgebung fing gewiß an zu zählen und erwartete bei jedem Schuß mit steigender Neugierde den entscheidenden 22. Er fiel, und mit ihm entstand ein unerhörter Lärm und ein ewiges Rufen Vive l'Empereur, ohne daß jedoch der zärtliche und rührende Anteil an dieser Begebenheit genommen wurde, von welchem die damaligen Zeitungen fabelten. Das Volk lachte wie über alles und freute sich auf die zu erwartenden Feste; der vernünftige Teil bewunderte das abermalige Glück Napoleons, welches nun seinen höchsten Gipfel erreicht zu haben schien.<sup>2)</sup> Ein anderer Teil bezweifelte sogar nicht nur die Geburt eines Prinzen, sondern selbst die ganze Schwangerschaft der Kaiserin, da die bei allen Gelegenheiten mit einer solchen Gewißheit ausgesprochene Erwartung der Geburt eines Prinzen Grund zum Mißtrauen gegeben hatte.<sup>3)</sup> Hierüber muß ich noch folgendes hinzusetzen.

Ich habe den Accoucheur [Dubois] der Kaiserin im Hause der Herzogin von Kurland auf die vertraulichste Weise die Entbindungsgeschichte folgendermaßen erzählen hören: Anfangs hatte man allen Grund, eine leichte Entbindung für die Kaiserin zu erwarten, obgleich dieselbe während der Schwangerschaft höchst

<sup>1)</sup> Vgl. die bestätigende Schilderung von Meneval, Napoléon et Marie-Louise, I 427.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu besonders Meneval, Napoléon et Marie-Louise, I 424 und Helfert, Maria Louise, S. 190 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. S. 22 Anm. 2.

unfolgsam gegen den Rat der Ärzte und selbst gegen Napoleon gewesen war. Einige Stunden vor der Entbindung wurde die Lage des Kindes untersucht, und es fand sich zum großen Schreck, daß dasselbe sich mit der einen Hüfte zeigte. Der Accoucheur lief darauf ängstlich zum Kaiser, dies unglückliche Anzeichen einer schweren Niederkunft zu melden und Verhaltungsbefehle zu erbitten, wenn es darauf ankäme, die Mutter oder das Kind zu erhalten. Zu Anfang hatte Napoleon scherzend zu Dubois geantwortet, er solle sich benehmen wie bei jeder gewöhnlichen Frau der Vorstadt St. Antoine; zuletzt entschied er aber ernsthaft: „Sauvez la mère!“<sup>1)</sup> Dubois war übrigens gar nicht gestimmt, aus freien Stücken und im Vertrauen Unwahrheiten über diese so wichtige Angelegenheit zu erzählen; denn er war sehr unzufrieden über seine Belohnung, die lange nicht den Grad erreichte, den er erwartet hatte.<sup>2)</sup>

Wegen der Möglichkeit der Unterschlebung eines Prinzen erzählte man sich folgende Umstände: Nach den Gesetzen des Landes müssen nämlich bei der Entbindung einer Kaiserin mehrere Großwürdenträger des Reiches gegenwärtig sein. Diese Zeugen waren nun auch gerufen worden, als die Wehen der hohen Wöchnerin anfangen, darauf aber wieder entlassen worden, da noch keine so schnelle Entbindung zu erwarten sei. Kaum waren sie aber in ihren Behausungen angekommen, was selbst der Mutter Napoleons begegnet war, so kamen Abgesandte, um sie eiligst wieder nach dem Schlosse zu rufen, wo sie schon den jungen Prinzen vorfanden. An demselben Tage waren auch die Gemahlin des Generals Duroc und mehrere Frauen im Schlosse niedergekommen. Es wäre demnach wenigstens möglich gewesen, eine Vertauschung vorzunehmen, wenn man dessen bedurft oder es gewollt hätte.<sup>3)</sup>

Nach allen Höfen und Weltgegenden flogen nun Kuriere mit der großen Neuigkeit der Geburt eines Königs von Rom, wie Napoleon seinen Sprößling bedeutungsvoll nannte, und Paris feierte in allen Kreisen, in allen Theatern und auf allen Plätzen die große Begebenheit, wobei das frivole Volk sang:

Vive Napoléon!  
 Vive Louise!  
 Ils nous ont fait un garçon.  
 Quelle jolie surprise.

Dafür sprang Wein aus den Fontänen, ganze Ochsen wurden auf öffentlichem Markte gebraten, mit Würsten und weißen Broten

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Meneval, Napoléon et Marie-Louise, I 425 f. und Helfert, Maria Louise, S. 187 ff. und 420 f.

<sup>2)</sup> Meneval (I 435) dagegen berichtet: «Dubois fut magnifiquement récompensé; il reçut 100.000 francs et fut nommé baron.»

<sup>3)</sup> Vgl. hierzu Meneval I 426 und Helfert S. 420 f.



warf sich das Volk, und ganz Paris schwamm in einem Feuermeer, das von den schönsten Feuerwerken und Illuminationen hervor gebracht wurde. Unter anderem war auf dem Palaste der Ehren legion [am Quai d'Orsay] unbemerkt ein großer Mastbaum errichtet und auf seiner Spitze, ohne daß man ihn in der dunklen Nacht sah, in bunten Lampen das Kreuz der Ehrenlegion angebracht worden, welches frei am Himmel zu schweben schien.

Um diese Zeit kam ein sonderbarer Kurier mit geheimen Depeschen aus Berlin bei der Gesandtschaft an. Dies war nämlich die Frau des obengenannten<sup>1)</sup> Geheimen Finanzrats Beguelin. Sie war bekanntermaßen eine Freundin des alten Staatskanzlers Hardenberg und brachte unter dem Vorwande, ihren Mann in Paris zu besuchen, in Begleitung einer französischen Puzhändlerin, welche von Berlin nach Paris zurückreiste, wichtige, geheime Depeschen in ihrem Strickbeutel mit.<sup>2)</sup>

Die Sehnsucht nach Hause machte mir zuletzt meinen Aufenthalt in Paris unerträglich, und weder das Theater noch der Anfang des Frühlings in dem schönen Klima konnten mich aufheitern. Ich besuchte in dieser Zeit oft die Spielhäuser jeder Gattung und unterrichtete mich vollkommen über diese Unglücksanstalten, die es gleichwohl für mich nicht waren; denn ich gewann fast die Kosten meines Aufenthaltes in Paris. Napoleon benutzte auch diese Finanzquelle auf eine despotische Weise. Die sämtlichen privilegierten Spielhäuser in Frankreich sind nämlich an eine Gesellschaft von Unternehmern verpachtet, und zwar im Falle eines allgemeinen Friedens für 11 Millionen Francs, im Falle eines Krieges für 7 Millionen, und wenn auch ein Seekrieg damit verbunden ist, für nur 5 Millionen.<sup>3)</sup> Obgleich nun damals ein großer Landkrieg in Spanien und Portugal stattfand, so zwang Napoleon dennoch die Gesellschaft, den höchsten Satz zu bezahlen, indem er erklärte, keinen Krieg zu haben, da das Zurruhebringen der Rebellen jener Länder nicht so zu nennen sei. Zur Entschädigung erlaubte er der Gesellschaft, unter der Hand noch in einigen großen Städten öffentliche Banken zu gründen.

In dem Palais-Royal, diesem Vereinigungspunkte aller erlaubten und unerlaubten Genüsse, sind die meisten der Pariser Spielhäuser etabliert. In demselben wird nur Rouge et Noir, Roulette und Krabs<sup>4)</sup> gespielt, und zwar unter einer strengen Aufsicht der Polizei. Pharaon ist gänzlich verboten wegen der größeren Leichtigkeit zu betrügen und des zu großen Vorteils für

<sup>1)</sup> Vgl. S. 6.

<sup>2)</sup> Vgl. Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie von Beguelin, S. 208, und Picq, Aus der Zeit der Not 1806 bis 1815, Berlin 1900, S. 169 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. hierzu Müffling, Aus meinem Leben, S. 259.

<sup>4)</sup> Vgl. über dieses aus England stammende Würfelspiel Klöpffer, Französisches Reallexikon II 669.



den Bankier. Mit mehreren dieser Häuser sind auch Weinstuben und öffentliche Tanzsäle verbunden, wo die liederlichen Weiber dreist erscheinen. Genug, jede Art der Verführung kann man da auf einem kleinen Raum vereinigt finden.<sup>1)</sup>

Zur damaligen, so höchst brillanten Zeit von Paris gab es noch ein anderes, außergewöhnliches Spielhaus in der Rue de Richelieu, woselbst man nur auf eine erhaltene Einladungskarte erscheinen konnte. Diese Spielanstalt war mit besonderem äußeren Glanze ausgestattet, und ein Hofmann aus der alten Zeit machte die Honneurs des Hauses. Dieser alte Herr machte allen vornehmen Leuten in Paris und auch den Gesandten Visite und lud sie förmlich ein, sein Haus mit ihrem Besuch zu beehren, indem er wöchentlich zwei Dinners und alle Abend ein Souper gab. Von Spielen war gar nicht die Rede. Das dazu bereitete Hotel war aufs prächtigste eingerichtet und mit einer reichgekleideten Dienerschaft versehen. Die Dinners waren vortrefflich und ebenso die Soupers splendid, jedoch wurden die letzteren erst nachts zwei Uhr angerichtet; bis dahin wurde man aber mit allen Arten von Erfrischungen reichlich versehen. Man bemerkte durchaus nicht, daß man bei dieser anscheinend so uneigennützigen Freigebigkeit dennoch von seinem eigenen Gelde lebte. Es wurde nämlich angenommen, daß niemand von diesen Einladungen Gebrauch machte, der nicht spielte; und der niedrigste Satz war 2 Napoleondor. Man berechnete die täglichen Ausgaben dieser Anstalt zu 100 Napoleondor. Das einträglichste Geschäft in den Spielsälen machten mehrere Bucherer, die für jedermann, den sie irgend kannten, offene Kasse hatten und manchmal dadurch in einer Stunde bei dem wechselnden Glück ihrer Schuldner ihr Kapital, ohne eigentliches Risiko bei so vornehmen Leuten, aus welchen die Gesellschaft bestand, verdoppelten.

Endlich erschien der Zeitpunkt meiner Rückreise. Ich wurde, außer mit den versprochenen Vergünstigungen für Preußen, noch mit persönlichen Freundschaftsversicherungen Napoleons für unseren König versehen. Obgleich jeder unterrichtete Mann den Wert solcher Versprechungen würdigte, so war doch die Existenz des preußischen Staates, die täglich auf dem Spiele stand, für den Augenblick gesichert. Krusjemark entließ mich mit gerührtem Herzen, indem er nichts Gutes für die Zukunft ahnte und sich in seiner melancholischen Stimmung für einen halben Gefangenen in Paris hielt. Er setzte sich zu mir in den Wagen, begleitete mich bis zur Barriere und nahm mit Tränen Abschied.

Da man fast mit Gewißheit in Kürze einen Bruch zwischen Rußland und Frankreich voraussehen konnte und in Frankreich die

<sup>1)</sup> Vgl. die Schilderung, welche Kozebue in seinen „Erinnerungen aus Paris“ (402 ff.) vom Palais-Royal gibt.



Nachricht erhalten haben wollte, Rußland zöge Truppen an der polnischen Grenze zusammen, so hielt man einige französische Truppenbewegungen in Deutschland, in der Richtung auf Erfurt, als eine dagegen handelnde Maßregel, die man sehr wichtig ansah. Ich bekam den Auftrag, auf meiner Reise darüber Nachrichten einzuziehen, da diese Bewegungen vielleicht gerade das Gegentheil bezwecken sollten.

Ich eilte nun, so schnell ich konnte, nach Berlin zurück, ohne mich viel um die Schönheiten der Länder auf meinem Wege bekümmern zu können. Ein erquickendes Gefühl war es jedoch für mich, als ich den majestätischen Rhein, welcher gerade von einem Blütenkranz eingeschlossen war, wieder überschritt, mich wieder unter meinen Sprach- und Sittenverwandten befand und mir sagen konnte, daß meine Reise ihren Hauptzweck nicht ganz verfehlt hatte. Eine auffallende Verschiedenheit des Klimas bemerkte ich bei meiner schnellen Reise bis an den südlichen Abhang des Thüringer Waldes nicht. Sobald ich aber diesen Höhenzug überschritten hatte, fand ich an dem nördlichen Abhange eine merkliche Veränderung. Von Paris an bis nach Südfranken hinein war im März 1811 alles schon in voller Blüte, in Nord-Thüringen dagegen hatten die Bäume kaum ausgeschlagen. Meine einzuziehenden Nachrichten über die Märsche französischer Korps nach Norddeutschland fielen befriedigend aus, und ich war erfreut, auch hierüber Trost nach Berlin bringen zu können.

Ich kam gegen Abend in Potsdam an, nachdem ich, damals sehr schnell, den Weg von Paris in 5 Tagen zurückgelegt hatte. Auf der langen Brücke begegnete ich dem Herzog Karl von Mecklenburg [Schwager des Königs] und wurde von diesem angehalten und mit dem Bemerkten, daß der König zum Teetrinken in den neuen Garten gefahren sei und meine schon längst angekündigte Ankunft sehnlichst erwartete, dahingewiesen. Ich fuhr demnach sogleich in Zivilkleidern zum König und begegnete ihm, als er eben aus dem neuen Garten gefahren kam. Er erkannte mich sogleich und hielt mit seiner ganzen Familie, die in mehreren offenen Wagen folgte, an, worauf ich aus meinem Wagen sprang und an den Wagen des Königs ging. Von der sehr anstrengenden Reise war ich aber so erhitzt, daß mir das Blut aus der Nase stürzte, und es zu meinem Ärger einer ganzen Zeit bedurfte, ehe ich das Blut stillte und mit dem König reden konnte. Dieser wartete aber geduldig und redete mich darauf gnädig mit den Worten an: „Bringen Sie mir etwas Gutes oder Böses?“ Ich antwortete, daß mich der Gesandte so glücklich gemacht hätte, mich mit mehr Gutem als Bösem nach den Zeitverhältnissen zu beauftragen, worauf der König lächelte und mich in seinem Wagen mit nach dem Schloß in Potsdam nahm. Hier empfing er meine Depeschen und befahl mehrmals dem Hofmarschall von Malzkahn,

für mich zu sorgen, und mir, mich auszuruhen, aber noch zu warten. Er ging in sein Kabinett, und es wurde mir kalte Küche zum Essen gebracht. Der König kam mehrmals zu mir, um mich nach mancherlei umständlich zu fragen, was er in den chiffrierten Depeschen, welche er mit einer unbeschreiblichen Leichtigkeit las, nicht verstand. Hierbei sollte ich durchaus sitzenbleiben und essen, was mir aber unmöglich war. Vom König befragt, erklärte ich freimütig, fünf Tage nichts Warmes gegessen zu haben, worauf er befahl, mir sogleich Suppe zu reichen.

Unvorhergesehen wurde ich aber von ihm in eine große Verlegenheit gesetzt. Ich hatte mir nämlich, um mich nicht in der Menge der mitgebrachten Briefe zu irren, ein Verzeichnis von ihnen gemacht und dies zufällig dem König mit den Depeschen übergeben. Auf dieser Liste war auch ein Brief von Krusemarck an den Staatskanzler Hardenberg verzeichnet, welcher mir von jenem mit der ausdrücklichen Bitte übergeben war, ihn diesem persönlich vertraulich zu überreichen, da er darin seine Herzensmeinung und Privatgedanken über die jetzigen Staatsverhältnisse geschrieben habe. Deshalb hatte ich den Brief auch ganz besonders in meiner eigenen Briestafche verwahrt. Der König mochte wohl den Inhalt des Briefes ahnen und verlangte ihn deshalb von mir. Ich ward darüber äußerst betroffen und sträubte mich, den Brief, weil bloße Privatsache enthaltend, wie ich wußte, herzugeben. Der König lobte scherzend meine Discretion, bestand aber darauf, den Brief zu haben, und sagte lachend, er würde mich schon entschuldigen und gestehen, daß er mich zur Herausgabe gezwungen habe. Ich übergab endlich mit Zögern das Schreiben, und der König gab es mir nach einiger Zeit freundlich mit den Worten zurück: „Ich kenne schon Krusemarck; der ist zu ängstlich, mir frei herauszusagen, was er eigentlich denkt, und doch hätte er mir dasselbe schreiben können, wie an Hardenberg. Nun eilen Sie zum Staatskanzler und kommen Sie morgen wieder nach Potsdam.“ Ich folgte dem Befehle, kam in der Nacht nach Berlin und übergab meine Depeschen. Hardenberg zwang sich, über die Briefgeschichte zu lachen, welche ihm aber gewiß nicht lieb war, und kam des anderen Tages auch nach Potsdam, wo er sehr freundlich zu mir war, ohne der Sache weiter zu gedenken.



## Zweites Kapitel.

### Vor der Erhebung (1811—1813).

Entschluß, den Abschied zu nehmen — Unter Beförderung zum Wirklichen Kapitän als Brigade-Adjutant nach Königsberg versetzt — Einzug in die brennende Stadt — Dienstliches Verhältnis zum Major von Zielinski — Reise nach Wilna zum General von Bennigsen — Geheime Verhandlungen mit russischen Generalen — Bennigsen und Kaiser Alexander — Rückkehr nach Königsberg — Bericht an Bennigsen über die französische Armee — Alexander in Wilna — Konflikte mit Nord — Befreiung von der Teilnahme am Feldzuge gegen Rußland — Befreiung seines Bruders Heinrich — Marschall MacDonald in Königsberg — Reise nach Breslau — Begegnung mit Napoleon — Die Festung Thorn — Adjutant des Herzogs Karl von Mecklenburg in Breslau — Versetzung in den Generalstab nach Berlin — Gespräch mit dem König über den russischen Feldzug — Rückkehr nach Schlesien — Aufsicht über die russischen Gefangenen in Schlesien — Formierung eines Regiments aus ihnen — Ernennung zum Major — Vorstellung des Regiments vor Kaiser Alexander in Breslau — Kurfürst Wilhelm von Hessen in Breslau — Vorbereitung zum Kampf.

Der König war gnädig gegen mich und ließ mich wiederholt zur Tafel laden. Bei dieser Gelegenheit unterhielt er sich viel mit mir über Paris und die französischen Verhältnisse, wobei ich vielleicht zu rücksichtslos meine Meinungen äußerte. Man sagte mir, der König würde mich als Flügeladjutanten zu sich nehmen, was mir sehr lieb gewesen wäre. Jedoch nach einigen Tagen wurde ich ohne weiteres entlassen und sollte wieder in mein altes Verhältnis eintreten. Dies war aber durchaus gegen meinen Plan, zu dem noch die getäuschte Hoffnung kam, die, wie man mir unter der Hand sagte, durch meine zu große Freimütigkeit in meinem doch abgeforderten Urtheil an der Hofstafel vereitelt sei. Ich faßte den Vorsatz, meinen Abschied zu nehmen und in Schlesien, so gut es gehen wollte, Landmann zu werden, wenn man nicht anders für mich sorgen wollte. Mit diesem Vorsatz ging ich zu dem damals in Berlin kommandierenden General Graf Tauenzien, um von ihm die Erlaubnis zu erbitten, meinen Wunsch selbst dem König schriftlich vorzutragen. Der General, welcher es gut mit mir meinte, versuchte es erst, mich von meinem Vorhaben abzubringen. Da er aber meinen festen Willen sah, forderte er mich auf, erst noch wenigstens einige Tage zu warten, indem er meinewegen mit dem General Scharnhorst sprechen wolle, was ich mir gefallen ließ. Schon des anderen Tages wurde ich zum General Scharnhorst gerufen, der mich sehr freundlich empfing und mir versprach, dem König vorzustellen, daß er mich aus der Linie nehme und befördere, woran er nicht zweifelte, da der König mir gewogen wäre. Nach kurzer Zeit wurde auch dieser mein Wunsch

erreicht und ich als Premier-Kapitän in die Adjutantur versetzt.<sup>1)</sup> Zwar mußte ich diese Verbesserung meiner Lage mit der Ver-  
setzung von Berlin nach Königsberg in Preußen erkaufen, doch  
fand ich mich und auch meine gute Frau darin, obgleich sie eine  
beschwerliche Reise von fast hundert Meilen unternehmen mußte,  
die ich sogleich antrat.

Der Weg von Berlin nach Königsberg bietet wenig Ergötz-  
liches dar, die Ufer der Oder und Weichsel mit ihren Niederungen  
gewähren allein ein entschädigendes Bild für die Wüsteneien von  
Tuchel usw. Die berühmten Ruinen der Marienburg erwecken  
auch interessante geschichtliche Erinnerungen. Als wir uns dem  
Orte meiner neuen Bestimmung [Königsberg] näherten, sahen wir  
denselben in vollen Flammen, wahrlich kein glückliches Zeichen  
für unsere Gegenwart und Zukunft. Die Flammen machten uns  
wirklich unseren Einzug auf dem gewöhnlichen Wege streitig; wir  
mußten denselben mit einem Umwege erzwingen. Die Stadt hatte  
ein großes Unglück betroffen; denn mehrere hundert Häuser lagen  
in Asche, und für mehrere Millionen Waren waren in den  
Speichern verbrannt. An eine Löschung des Feuers war garnicht  
zu denken, da selbst das Wasser des Pregel brannte. Der Fluß  
war nämlich mit dem ausgelaufenen brennenden Öl, mit welchem  
die verbrannten Speicher überfüllt gewesen waren, ganz überzogen  
und gleich einem Flammenmeere anzusehen. Die Schiffe auf dem-  
selben und die sich daraus retten wollenden und ins Wasser  
springenden Menschen brannten wie Lichter. Die Brücke und  
durch sie der reichste Teil der Stadt, der Kneiphof, war in Gefahr,  
und fast alle Kommunikation unterbrochen. Nur durch passive  
Mittel wurde endlich dem Feuer die Nahrung entzogen und das  
wütende Element beruhigt.

Es war schwer, selbst in den Wirtshäusern ein Unter-  
kommen zu finden, was mir doch endlich in einem Privat-  
hause gelang. Ich fand einen alten Bekannten meines väter-  
lichen Hauses in dem Geheimrat von Madeweis nebst Frau,  
und diese würdige Familie erwarb uns auch die Güte der Familie  
des Kanzlers von Preußen, Freiherrn von Schrötter. Beiden  
Familien bin ich vielen Dank schuldig wegen meines gesellschaft-  
lichen Lebens während meines Aufenthaltes in Königsberg.

Mein neues Dienstverhältnis war sehr sonderbar und hätte  
auf längere Zeit nicht bestehen können. Dies sah mein Chef  
ein, und so trat ich es eigentlich nie an. Man hatte  
nämlich die leichten Truppen der Armee in Brigaden geteilt,  
und ich war zum Adjutanten einer solchen Brigade in Preußen

<sup>1)</sup> Wedel wurde am 24. Mai 1811, unter Beförderung zum Wirklichen  
Kapitän, zum Adjutanten beim Kommando der westpreussischen leichten Truppen  
ernannt.



ernannt. Der Major von Zielinski war Inspekteur dieser Brigade, deren Truppen größtentheils in Westpreußen standen, und zu gleicher Zeit Kommandeur eines Infanterie-Regiments in Königsberg, woselbst er auch garnisonierte. Dieser ausgezeichnete Offizier hatte sich einen jungen Mann aus seiner Bekanntschaft zum Adjutanten gewünscht. Ich kam ihm daher sehr ungeliegt, und er hatte vollkommen recht, wenn er mir bei meinem Empfang sagte, daß er mich unmöglich mit einem so kleinen Geschäft, welches er bisher immer selbst betrieben habe, genügend beschäftigen könne; er müsse es überdem erst in Ordnung bringen und würde mich dann davon benachrichtigen. Ich erwiderte diesen Empfang dadurch, daß ich mich um die Person des Majors von Zielinski, bei welchem ich ja nur als Brigadier der leichten westpreußischen Truppen angestellt war, und da man es nur getan hatte, um mich gleich zufrieden zu stellen, gar nicht bekümmerte. Dagegen hielt sich Zielinski in Gesellschaften über mich als seinen vornehmen, mit Orden behangenen Adjutanten auf, was ich durch Spott über mein geringes Verhältniß erwiderte, ohne die wirklich liebenswürdige Person meines Chefs dabei zu beleidigen. Auf diese Weise lebten wir einige Monate fremd neben einander, ohne daß gleichwohl ein Mißverhältniß daraus erwachsen wäre.

Um diese Zeit [August] kam der General Scharnhorst nach Königsberg, und bei dem immer mehr mit Gewißheit vorauszuiehenden Kriege zwischen Rußland und Frankreich bot ich mich an, meine russischen Konnexionen zu benutzen und die Vorbereitungen zu treffen, wenn wir mit Rußland gemeinschaftliche Sache machen wollten. Scharnhorst beauftragte mich darauf zwar zu versuchen, ein gutes Einverständnis mit den nächsten Korpskommandeuren der russischen Grenzarmee herbeizuführen, ihnen unsere Gesinnungen für Rußland mitzuteilen und alle etwa verlangten Nachrichten über unsere Truppenformation und Stärke zu geben und ein Gleiches von ihren Truppen zu erforschen, aber ich mußte dies alles ohne einen öffentlichen Charakter ausführen. Der General York, welcher als Generalmajor alle Truppen in Preußen kommandierte, gab mir gleichfalls Freundschaftsversicherungen an Graf Wittgenstein mit, der in Russisch-Litauen kommandierte.

Mein Onkel, der berühmte General Bennigsen, welcher noch immer in und bei Wilna lebte, hatte mich, als er meine Ankunft in Königsberg erfuhr, zu sich eingeladen, und ich konnte hieraus wohl eine Veranlassung zu meiner Reise nehmen; jedoch hätte ich immer eines erst mit vielen Umständen und Zeitverlust verbundenen Passes bedurft. Es bot sich mir aber eine günstige Gelegenheit dar, diese Schwierigkeit zu umgehen. Das russische Polizeiministerium hatte nämlich einen ihrer Agenten, Baron von Rosen, nach Königsberg geschickt, um Nachrichten über die politische

Stimmung in Preußen gegen Rußland und über die militärischen Anstalten und Kräfte Preußens zu sammeln. Ich machte mich an diesen klug dünkenden, etwas rohen Mann und erforschte bald den Grund seiner Sendung, indem er mich für seine Zwecke zu gebrauchen und an mir einen guten Fang gemacht zu haben glaubte. Ich benutzte ihn dazu, daß er, nachdem er von mir alles glaubte erfahren zu haben, was ihm zu erforschen aufgetragen war, mich ohne Paß nach Wilna zu bringen versprach. Auf diese Weise kam ich angenehm und ohne alle Umstände an den Ort meiner Bestimmung. An der Grenze, in Georgenburg, kam ich in die Hände einer anderen Art von Spion, nämlich eines alten Bekannten aus dem Kriege 1806—1807, eines russischen Oberst Graf Lesair. Auch dieser versuchte sein Heil, mich sowohl über Neuigkeiten aus meinem Vaterlande auszuforschen, als auch über den Zweck meiner Reise, welchen er richtig vermutete, und worüber er gleich seine weiteren Rapporte machte. Vor Wilna, auf der merkwürdigen Höhe, wo das Jahr darauf der Rest der großen französischen Artillerie und Bagage stehen blieb, begegnete mir ein besonderes Ereignis. Der Schlitten, auf den unser Wagen gebunden war, schleuderte bei dem Hinunterfahren auf der Seite nach Wilna so gegen einen Stein, daß der Postillon herunterfiel, die Pferde durchgingen und erst an der nächsten Station von selbst still standen, ohne daß uns bei den breiten Wegen das geringste Übel begegnet wäre.

Der General Bennigsen und seine ganze Familie empfangen mich herzlich als Verwandten und alten Freund. Eines gleich günstigen Empfanges hatte ich mich von dem Prinzen Eugen von Württemberg zu erfreuen, welcher sich damals ebenfalls dienstlich in Wilna aufhielt. Auch in dem General Baggowuth, welcher die Truppen in Wilna kommandierte, fand ich einen alten Gönner aus den vergangenen Kriegen wieder. Bei dem Grafen Wittgenstein, welcher sein Hauptquartier in Szawl hatte, meldete ich mich an, er kam mir aber zuvor selbst nach Wilna. Alle diese Generale wie mehrere der ersten sonstigen nach Wilna kommenden Heerführer sprachen allgemein den Wunsch aus, sich mit der preußischen Armee zu verbinden, um gemeinschaftlich gegen Frankreich zu fechten. Mit der größten Vertraulichkeit wurden mir alle Stärke- rapporte der Armee und ihre Dislokationslisten gezeigt, und ich machte daraus mit Hülfe des Prinzen von Württemberg ein vollständiges Tableau der Grenzarmee. Zur gleichen Zeit bekam ich auch das Tableau der französischen Armee, welches der General Tschernitschew in Paris auf geheimen Wegen erhalten hatte<sup>1)</sup>. Sehr vielen Spaß hatte ich mit den Herren, welche mich spioniert

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Mémoires du chancelier Pasquier, p. p. le duc d'Audiffret-Pasquier, Paris 1894, I 518 f.



hatten. Ich hatte nämlich durch meine Konnexionen die Rapporte gelesen, welche sie über mich und über ihre Sendung gemacht hatten, und in denen sie größtenteils nachplapperten, was ich ihnen erzählt hatte.

Der Kaiser Alexander hatte auf vielfache Weise dem General Bennigsen seine alte Gnade versichern lassen. Dieser fühlte sich aber zu undankbar behandelt<sup>1)</sup>, um durch leichte Gnadenbezeugungen wiedergewonnen werden zu können<sup>2)</sup>, hielt jetzt aber den Zeitpunkt gekommen, wo er unter dem Pretext, dem Vaterlande zu dienen, dem Kaiser sich wieder nähern konnte. Er trat nämlich auf die Seite derjenigen, welche den unvermeidlichen Krieg gegen Frankreich mit einer Offensive bis über die Oder beginnen wollten, und gab zu diesem Zwecke einen Operationsplan ein. Der Kaiser nahm diese Arbeit sehr gnädig auf. Da er aber immer noch einen Krieg mit Frankreich zu vermeiden hoffte, so wurde fast nichts zur Ausführung desselben getan. Im Gegenteil siegte die Partei, welche eine strenge Defensive bei dem zu erwartenden Kriege vorschlug, zu welcher aber auch ganz falsche Maßregeln genommen wurden. Auf keinen Fall waren sie aber geeignet, Oesterreich und Preußen zu vermögen, sich gegen Frankreich zu erklären, was man doch in Rußland eifrig wünschte und erwartete. Das Vorgehen einer russischen Armee von nur 100.000 Mann an die obere Oder würde gewiß beide Mächte zu einer Alliance mit Rußland vermocht haben und den inneren Verteidigungsanstalten nicht allein nicht geschadet, sondern Zeit verschafft haben.

Mein Aufenthalt in Wilna war sehr angenehm, da ich von allen alten dortigen Bekannten und von einer Menge von sich damals in Wilna aufhaltenden hohen Offizieren der russischen Armee ausgezeichnet behandelt wurde. Als ich endlich die Überzeugung gewann, Rußland werde sich nicht zur rechten Zeit zu einer Offensive entschließen, und Preußen ganz gegen die Herzensgefühle seines Königs und der ganzen Nation notgedrungen sich mit Frankreich verbinden müssen, so war auch meines Bleibens nicht mehr in Rußland, und ich eilte darauf nach Königsberg zurück, obgleich mir von allen Seiten die schmeichelhaftesten Anerbietungen gemacht wurden, wenn ich in russische Dienste treten wollte. Ich versprach, wenn bei meiner Ankunft in Königsberg von preußischer Seite der Krieg an Rußland noch nicht erklärt wäre, dann unbeschadet meiner Pflicht noch eine bestimmte Nachricht über die uns bekannt werdenden Militäroperationen der Franzosen zu geben.

<sup>1)</sup> Vgl. Bd. I 112, 114 ff. u. 119.

<sup>2)</sup> In Wahrheit war ein von Bennigsen an den Kaiser gerichtetes Gesuch, nach Petersburg kommen zu dürfen, von diesem abschlägig beschieden worden; vgl. Mémoires de Bennigsen, Introduction XLIV.

Sobald ich in Königsberg angekommen war, schickte der General York meine gesammelten Nachrichten und Ansichten über die Verhältnisse der russischen Armee durch Stafette an den König. Einige Tage darauf kam aber schon die vorläufige Nachricht der zu erwartenden Verbindung Preußens mit Frankreich<sup>1)</sup>. Napoleon schickte zwar, um zu betrügen, an den Kaiser Alexander noch einen außerordentlichen Gesandten, General Narbonne, mit persönlichen Freundschaftsversicherungen und falschen Propositionen versehen; die Truppen gingen aber ununterbrochen in Eilmärschen gegen die Weichsel vor. Meinem Versprechen gemäß unterrichtete ich in einem Schreiben den General Bennigsen genau von dem, was mir über die französischen Truppenmärsche bekannt wurde, und warnte, sich ja nicht durch die französischen Vorspiegelungen betrügen zu lassen, da Napoleon unvermeidlich den Krieg beschloßen habe<sup>2)</sup>.

Der Kaiser Alexander war um diese Zeit [26. April] in Wilna angekommen und hatte sich vollkommen mit dem General Bennigsen ausgesöhnt.<sup>3)</sup> Er kaufte ihm sein Schloß Sacret sehr teuer ab,<sup>4)</sup> und da Bennigsen klugerweise dem Kaiser mit dem Wunsche zuvorkam, kein Armeekommando übernehmen zu wollen, so stellte ihn der Kaiser der Armee in einem Ukas als seinen Ratgeber vor, da er das Kommando einer Armee abgelehnt habe.<sup>5)</sup> Der Kaiser war gerade bei dem General Bennigsen auf einem Ball, als dieser meinen eben erwähnten Brief empfing und ihm den Inhalt desselben mit der inständigsten Aufforderung mittheilte, eiligst Entschlüsse zu irgend einem Zwecke zu ergreifen. Dies war derjenige Brief, von welchem es in den öffentlichen Blättern hieß: „Der Kaiser empfing einen Brief, als er sich eben auf einem Balle befand, welchen ihm der General Bennigsen gab, und reiste darauf sogleich zur Armee ab, diese ihre Vereinigungs-Operationen beginnen zu lassen.“<sup>6)</sup>

Als die Alliance zwischen Frankreich und Preußen bekannt gemacht war, wurde ich sogleich von dem General York aufgefordert, meine Verhältnisse in Rußland zu benutzen, um weitere Nachrichten von da zu verschaffen und meine Gedanken über die Operationen gegen dieses Reich aufzusetzen und ihm mitzuteilen. Diese an mich gerichteten Forderungen schienen mir so unwürdig, da ich eben erst

<sup>1)</sup> Am 2. März 1812 traf die Nachricht des am 24. Februar in Paris zwischen Frankreich und Preußen abgeschlossenen Bündnisses in Berlin ein.

<sup>2)</sup> Bennigsen sagt in seinen Memoiren (III 27) »... nous reçûmes de Königsberg . . . les plus exactes nouvelles dont plusieurs passèrent par mes mains . . .«

<sup>3)</sup> Vgl. Mémoires de Bennigsen III 22 f.

<sup>4)</sup> Bennigsen erhielt 11.000 Dukaten. Vgl. Dieß, Aus der Zeit der Not, S. 157.

<sup>5)</sup> Vgl. Mémoires de Bennigsen III 23 f. u. I Introduction XLVIII f.

<sup>6)</sup> Vgl. hierzu Mémoires de Bennigsen, Introduction XLVIII.



im umgekehrten Sinne gebraucht worden war und bei einer Bekanntwerdung den Russen als gewesener Spion erscheinen mußte, daß ich mich durchaus weigerte, dem General zu gehorchen. Er stellte sich über meine Weigerung äußerst aufgebracht, ließ mir durch einen seiner Adjutanten, Hauptmann von Schack, befehlen, zu ihm zu kommen, und mich warnen, nicht den Widerspenstigen gegen seine Befehle zu spielen. In der That war mein Verhältnis mißlich, einem kommandierenden General als untergebener Hauptmann Dienste zu verweigern, die er fürs Vaterland unbedingt fordern konnte. Dennoch war ich fest entschlossen, nur zu tun, was mir meine Begriffe von Ehre erlaubten. Über diese Begriffe mehr ins reine zu kommen, wandte ich mich, ehe ich zum General York ging, an den Kanzler von Preußen, Freiherrn von Schroetter, einen der würdigsten Männer, die ich je gekannt habe, und bat um seinen Rat, indem ich, mich zu meiner Vernehmung vorbereitend, meine Papiere mitbrachte. Dieser Ehrenmann, treue Patriot und Vorbild der Gerechtigkeit stimmte ganz mit meinen Gesinnungen überein, und nun ging ich ruhig zu York.

Als ich, zu diesem General in sein Schreibzimmer gerufen, in dasselbe eintrat, redete er mich einige Zeit nicht an, sondern schrieb eifrig fort. Auf einmal kam er rasch auf mich zu und sprach mit einer Menge mir imponieren sollender Worte von Gehorsam, Pflicht, Ehre, Vaterland, Strafe, Patriotismus usw. Ich erwiderte darauf, ich wäre dem König längst als ein treuer Diener und guter Patriot bekannt; er fordere aber mehr, als Ehre und Pflicht erheischten, und dies verlange der König nicht. Hierauf fuhr er feurig fort, von der Pflicht zu philosophieren, die keine Grenzen wie die Ewigkeit habe. Bei dieser Art zu reden wurde er nach seiner Weise immer ruhiger, da ich nur ganz kurz, bei der Sache bleibend, verweigernd erwiderte. Auf einmal hielt er an und fragte mich mit ganz veränderter Stimme, ob ich glaube, daß er in seinem Herzen anders dächte als ich. Ich tat nicht verwundert, sondern erwiderte, gerade weil ich dies nicht glaubte, fühlte ich mich besonders gekränkt, daß er mich bloß als eine ihm selbst verächtliche Maschine gebrauchen wollte. Hierauf nahm er mich bei der Hand und sagte: „Tun Sie, was Ihnen Ehre und Pflicht vorschreiben.“ Ich versprach es und schickte darauf dem General die Bervollständigung meiner schon eingegebenen Listen, schrieb aber zu gleicher Zeit an den König, mich von dem Kriege gegen Rußland zu dispensieren.

Der General York versammelte die zum Kriege bestimmten Truppen seines Generalkommandos bei Königsberg und die nicht mobilen Truppen bei Graudenz. Zu diesen letzten Truppen gehörte auch mein Brigadier, jedoch ohne seine Brigade, die nach königlichem Befehl aufgelöst war. York befahl mir, ich solle meinem Brigadier folgen, was er doch nicht mehr war, da ich ja nicht

seiner Person, sondern der Truppenbrigade angehörte. Er wollte mich gern schnell aus Königsberg entfernen, da er bei seinem despotischen, obgleich edlen Charakter meine Widerspenstigkeit nicht verzeihen konnte und mich unter diejenigen zählte, die, mit der neuen Ordnung der Dinge unzufrieden, laut dagegen sprachen, was er als General-Gouverneur nicht leiden durfte. Er erließ hiergegen einen Befehl, welcher durch den Gegensatz zu seinem eigenen nachherigen Benehmen merkwürdig ist.<sup>1)</sup>

Ich konnte dem Befehl des Generals Nord abermals nicht genügen, da ich schon durch den General-Adjutanten des Königs unterrichtet war, daß der König meine Gründe einsehe, mich von dem Kriege gegen Rußland dispensiere und mich zu seinem Schwager, dem Herzog Karl von Mecklenburg, welcher in Schlesiens Truppen zusammenziehe, als ältesten Adjutanten versetzt habe [15. Mai 1812]. Ich sprach absichtlich von dieser Privatnachricht, die der General dann bald erfuhr, und verschob meine Abreise bis auf den letzten Termin, welcher den nicht zur mobilen Armee gehörenden Offizieren zu ihrer Entfernung aus Königsberg gesetzt war. Der General war beleidigt, daß ich ihn nicht persönlich von meiner Privatnachricht unterrichtete, was doch eigentlich, da ich in gespannten Verhältnissen mit ihm lebte, nicht geschehen konnte. Er wollte mich seine Übermacht fühlen lassen, und daraus entstand ein sonderbarer Auftritt, wobei er in seiner Übereilung und bei meiner ihm gegenüber angenommenen Ruhe verlieren mußte.

Während ich in einer ziemlichen Entfernung von dem General auf dem Paradeplatze stand und mit einigen Kameraden sprach, winkte er mir auf seine despotische Weise, zu ihm zu kommen. Ich konnte nicht wissen, ob er mich oder einen der anderen Kameraden, mit welchen ich sprach, mit seinem Winken meinte, das zulezt, bei mehrmaliger Wiederholung, mit Verzerrungen des Gesichts begleitet war, wobei er auch meinen Namen genannt haben wollte. Genug, ich verstand und hörte den Befehl nicht, da ich nicht gewohnt war, auf so unanständige Weise beordert zu werden; ich blieb deshalb ruhig in meinem Gespräch. Jetzt kam einer seiner Adjutanten,

<sup>1)</sup> In diesem Befehl, von welchem sich eine undatierte Abschrift in dem Wedelschen Nachlaß befindet, heißt es: „Der General-Gouverneur darf dem respektablen Offiziercorps der ihm untergebenen Truppen wohl nicht erst bemerken, daß es die erste Pflicht eines Soldaten ist, in der Politik der Reiche nur allein dem System seines Souveräns zu folgen, und daß die Ehre und die dem Offiziersstande eigentümlichen Grundsätze gebieten, mit Aufopferung und Enthusiasmus gegen jede Nation zu marschieren, die der Monarch für feindlich erklärt. Überzeugt von dem guten Geist und dem richtigen Gefühl, was die unter seinem Kommando stehenden Truppen beseelt, hat der General auch nicht einen Augenblick geglaubt, was man ihm sagen wollte, daß sich Offiziers wirklich so weit vergessen hätten, in öffentlichen und Privatgesellschaften über politische Gegenstände pro et contra zu sprechen, da der Soldat nur gehorchen und nicht disputieren muß.“



die tüchtig von ihm eingeholt waren, auf mich zugeschoffen und forderte mich auf, eiligst zum General zu kommen, was im ruhigen Schritt ehrerbietig geschah. Der General geriet in noch heftigere Erregung über meinen ruhigen Schritt und schrie mich schon von weitem an, daß ich nicht sehen und hören könne, worauf gleich die Frage folgte, wann ich nach Graudenz abreisen würde. Ich erwiderte darauf ganz ruhig, daß es gar nicht in meinen Plänen läge, nach Graudenz, sondern nach Berlin zu reisen; denn mein Verhältnis zu den Truppen unter seinem Befehle habe aufgehört, seit meine Brigade aufgelöst sei, worauf ich nach dem königlichen Befehle, wie alle anderen dergleichen Adjutanten, zur Disposition Seiner Majestät gestellt wäre; ich bäte ihn darum, mir zu erlauben, so lange in Königsberg zu bleiben, bis ich meine Reiseeinrichtung gemacht hätte. Nun übereilte er sich und sagte: „Sie wissen ja, wie ich höre, schon Ihre künftige Bestimmung und verschweigen mir sogar jetzt noch Ihre Nachricht, womit Sie sich wegen Ihres schon zu langen Aufenthaltes hier entschuldigen könnten“. Sehr bescheiden, ihn aber dadurch selbst zur anständigen Ruhe zurückführend, sagte ich ihm darauf, daß mich seine mir öfters gezeigte Strenge nicht hätte auffordern können, ihn mit meinen Privatangelegenheiten zu beschweren, sondern daß ich die an ihn gewiß bald kommenden Befehle hätte erwarten wollen. Hierauf wurde er freundlich und gab mir die Erlaubnis zu bleiben, solange es nötig wäre.

Um diese Zeit bekam ich die erfreuliche Nachricht von der Entlassung meines Bruders aus der Gefangenschaft, welche mir der König durch einen seiner Adjutanten, Graf Hencel von Donnersmark, geben ließ; <sup>1)</sup> sie war aus dem freien Antriebe Napoleons nach der Konvention Preußens mit Frankreich erfolgt.

Ehe ich aus Königsberg abreiste, bekam ich aber noch durch einen Expressen von General Bennigsen eine geheime Nachricht in allgemeinen, nur mir verständlichen Ausdrücken und mündliche Bestellungen, nach welchen mir der Kaiser Alexander seine Dienste anbieten ließ und mich als Lieutenant-Colonel à la suite de l'Empereur mit 1000 Talern Extrazulage anstellen wollte. Ich antwortete darauf, daß ich erst die Erlaubnis des Königs dazu nachsuchen würde, gab aber nicht mehr die gewünschten Nachrichten.

Von allen Seiten strömten jetzt Truppen nach Königsberg heran. Der General von Grawert erschien, die 20.000 Mann starke Hülfarmee zu kommandieren. Der Marschall Macdonald übernahm den Oberbefehl über diese Truppen und die übrigen französischen und anderen Kontingente, welche zusammen das 10. Armeekorps der großen französischen Armee ausmachten. Ich war bei mehreren

<sup>1)</sup> Das noch erhaltene Schreiben, welches dieser an Wedel richtete, datiert vom 13. April 1812.

Zusammenkünften gegenwärtig, die dieser berühmte Marschall mit den preußischen Generalen, von welchen Grawert besonders gütig gegen mich war, hatte, und bewunderte die angenehme und doch sehr würdige Art, wie er sich dabei benahm.<sup>1)</sup> Von einem so ausgezeichneten Feldherrn hatte ich gar nicht erwartet, daß er die Inspizierung der Truppen bis in das kleinste Detail treiben würde und auch auf den Anzug der Soldaten einen so hohen Wert legte. Ich habe selbst gesehen, wie er die Schuhe genau untersuchte, die Anzahl der eisernen Nägel zählte und selbst mehrere Mittel angab, sie länger brauchbar zu erhalten.

Die preußischen Truppen zogen, von starken französischen und anderen Völkerkolonnen wie bei einer neuen Völkerwanderung gedrängt, aus Königsberg, mißmutig jeder einzelne, aber stark im Korps als gehorsame Soldaten, gegen die russische Grenze. Ich allein von allen konnte endlich meinen entgegengesetzten Weg nach Schlessien antreten, wobei ich eine Menge von Unannehmlichkeiten, wenn nicht Gefahren vorausjah. Schon an den Thoren von Königsberg, welches gänzlich in die Hände der Franzosen gegeben war, fingen diese an. Ein französischer, an das Thor gestellter Polizeikommissarius forderte mich auf, aus dem Wagen zu steigen und meine Pässe durchsuchen zu lassen. Ich wollte ihm meinen Paß geben und bemerkte dabei, daß ich, wie er wohl an meiner Uniform sähe, ein vaterländischer preußischer Offizier sei, der, kommandiert, ins Innere des Landes reise und wohl eigentlich gar keinen Paß brauche. Er wies aber meinen ihm dargereichten Paß höhnisch zurück und verlangte mit drohenden Worten, mich in die getroffenen französischen Anordnungen zu fügen, so daß ich nichts dagegen tun konnte und wütend gehorchen mußte.

Ich reiste mit meiner Frau, einem kränklichen Kinde, einem Bedienten und einer Kinderfrau mit ihrer zehnjährigen Tochter in einem Wagen und mit Postpferden. Schon auf der ersten Station Brandenburg [am Haff] konnten wir wegen der gänzlich mit Truppen und Bagage bedeckten Wege kaum durchkommen, und in dem Orte selbst war alles so mit Soldaten belegt, daß an ein Unterkommen nicht zu denken war. In meiner Not ließ ich den Wagen außerhalb des Weges im Dorfe halten und ersuchte von dem Oberamtmanne auf dem dortigen Schloß endlich eine Postkammer, wo ich nur meine Frau mit dem kranken Kinde und ihrer weiblichen Bedienung unterbrachte. Ich selbst blieb mit dem Bedienten bei dem Wagen. In der Nacht quartierte sich der Marschall Mortier in das Schloß ein und konnte nur mit vielen Bitten abgehalten werden, in die Kammer einzubrechen, wo meine Frau mit dem schreienden Kinde hauste. Die Gutmütigkeit des Amt-

<sup>1)</sup> Vgl. ähnliche Urtheile anderer Zeitgenossen bei Droyßen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg, Berlin 1854, I 299.



manns verschaffte mir gegen Morgen einige Pferde von denen, welche für Napoleon, den man jeden Augenblick erwartete, bestellt waren, und ich stahl mich damit trotz der aufgestellten Gendarmen über Gräben und durch Zäune aus dem Dorfe.

Wir waren nicht weit gefahren, so begegneten wir auf einem schmalen Damme einer großen französisch-württembergischen Kolonne mit Artillerie und Bagage. Es war vorauszusehen, daß wir wenigstens mehrere Stunden auf derselben Stelle hätten warten müssen, wenn man uns nicht etwa gar die Pferde ausgespannt oder sonst andere Gewalttätigkeiten an uns verübt hätte, die ich garnicht zu ertragen gesonnen war, und weshalb mich meine Frau immer mit Tränen in den Augen um Geduld bat. Es gelang mir unerwartet, einige Soldaten, die Mitleid mit mir als einem Kameraden in meiner Familienverlegenheit, wie sie sagten, hatten, zu bereden, mir eine Brücke über den den Weg von der einen Seite einengenden Graben bauen zu helfen, und so kam ich glücklich bei der langen Kolonne vorbei.

Der weitere Weg führte eine Strecke am Strande des Haffs entlang, wo man im Wasser fährt. Wir sahen schon von weitem einen mit Kavalleriebedeckung langsam auf uns zu kommenden Wagen, und bald wurden wir von den vorankommenden Lanciers angerufen, auf die Seite zu fahren, da der Kaiser komme. Napoleon saß in einem geschlossenen Wagen mit Marschall Berthier, und als er dicht bei uns vorbeikam und in meinem offenen Wagen eine Dame sah, legte er sich aus dem seinigen und nahm den kleinen Hut, meine Frau grüßend, ab. Dicht hinter dem Wagen ritt ein General und der Leibmameluk, von einer Schwadron Lanciers gefolgt.

Nach dieser merkwürdigen Begegnung mit dem Allerweltsfeinde ging meine Reise besser vonstatten, da wir weniger Truppen begegneten, und ich beschleunigte sie, so viel ich konnte. Ich nahm meinen Weg über Graudenz und durch Polen. Der damalige Kommandant von Thorn war der Major Krauseneck. Seine Lage war höchst mißlich, da er von dem König keine Instruktionen über sein Verhältnis zu den Franzosen bekommen konnte. Man wollte und konnte sich darüber nicht bestimmt aussprechen, weil die Franzosen täglich ihre Gewalt mißbrauchten, und man doch nicht mit ihnen brechen konnte. Nach der zwischen Preußen und Frankreich abgeschlossenen Konvention hatte man den Franzosen alle überflüssigen Kriegsvorräte in den Festungen überlassen müssen. Die Franzosen schickten demgemäß in alle Festungen Kommissare, welche mit französischer Frechheit alles verlangten, was sie nur sahen. Der Kommandant war so gütig, mich selbst in der Festung herumzuführen und mir die Vorräte zu zeigen, die er noch vor der Habsucht der Franzosen gerettet hatte, und er versicherte mir, er sei nun fest entschlossen, ihnen nichts mehr ver-

abfolgen zu lassen und ihre Forderungen selbst mit gewaffneter Hand zurückzuweisen, wenn er nicht bestimmtere Befehle vom König erhalte.

In Thorn, dessen sonstige Größe allenthalben kläglich hervorjah, konnten wir kaum ein Obdach finden und verlebten mit dem immer kränker werdenden Kinde eine traurige Nacht. Wir reisten nun durch Kalisch, wo mir und meiner Frau die ersten Tage unserer Liebeszeit in angenehmen Erinnerungen entgegen traten, und kamen endlich wohlbehalten auf einem Gute der Tante meiner Frau [von Prittwitz] in Stronn bei Ols in Schlesien an. Wir wurden von allen Verwandten meiner Frau mit offenen Armen empfangen, und auch unser Kind erholte sich nach und nach von seinem Unwohlsein.

Nach kurzer Erholung reiste ich allein nach Breslau, mich in meine künftigen Verhältnisse einzuführen. Mein jetziger Chef, Herzog Karl von Mecklenburg, der Schwager des Königs, war Oberstleutnant und Brigadier der niederschlesischen Brigade, und ich sein erster Adjutant. Als zweiten hatte er einen Hauptmann von Rohr vom Generalstabe, der sein Vertrauen besaß, wodurch ich abermals in ein Dienstverhältnis trat, in welchem ich weder von meinem Chef noch von meinem Kollegen gern gesehen war. Der Herzog war nach Berlin gereist, ich mußte mich also schriftlich melden. Dennoch versäumte ich nicht, mich mit den Geschäften vertraut zu machen, und traf auch sogleich Anstalten, meine Frau nachkommen zu lassen, was ich in kurzem bewerkstelligte.

Mein Verhältnis hätte eigentlich ganz nach meinen Wünschen sein können, wenn die Nebenumstände mir zusagten. Schlesien war das einzige Land des Königs, welches, die Militärstraße über Glogau ausgenommen, von den Truppenmärschen der Invasionsarmee Napoleons nach Rußland verschont und dem König noch zur Disposition übrig geblieben war. Außerdem hatte der König nur die wenigen Garden bei sich in Potsdam und die Truppen in und bei Graudenz und Kolberg. Blücher, welcher auf Verlangen Napoleons sein Militärkommando in Pommern verloren hatte [Nov. 1811], weil er rücksichtslos seinen persönlichen Haß gegen alles französische Wesen oft laut ausgesprochen hatte, kam nach Breslau. Scharnhorst war ebenfalls aus dem öffentlichen Dienst geschieden, da er bekanntlich zur antifranzösischen Partei gehörte, und lebte in Schlesien. Boyen, welcher bisher den militärischen Vortrag im antifranzösischen Sinne bei dem König gehabt hatte, und mehrere andere politisch wichtige Männer vereinigten sich ebenfalls in Breslau.

Diese Männer waren in steter Verbindung mit anderen gleichgesinnten, welche gegen die Franzosen dienten. Mehrere hatten den Abschied aus preußischen Diensten genommen und waren erlaubterweise in russische getreten, andere ver-



gaßen sich in ihrem exaltierten Patriotismus so weit, daß sie ohne Erlaubnis den preußischen Dienst verließen, zu den Russen überliefen und auf ihr Verlangen den preußischen Truppen gegenübergestellt wurden. Hierauf versuchten sie, auch diese zu verleiten, ihrem Beispiel zu folgen, welche schändlichen Anerbietungen aber von diesen mit Verachtung zurückgewiesen wurden. Dieses Korps hatte vielmehr trotz seines patriotischen Hasses gegen Frankreich, welchen es später genugsam bewiesen hat, den Voratz, die besleckte Ehre des preußischen Waffenruhms wieder glänzen zu machen und seine Soldatentreue für seinen König zu beweisen.

Niemand in der preußischen Armee hatte wohl mehr Grund als ich, und mehr Vorteil zu erwarten, wenn er seinem Herzenswunsche, gegen Frankreich zu dienen, folgen wollte. Doch hielt ich es gegen alle Kriegszucht und Untertanenpflicht, dies ohne besondere königliche Genehmigung zu tun. Wollte mir dagegen der König diese Erlaubnis erteilen, so konnte ich nach meiner Ansicht dem Vaterland nützlicher bei der russischen Armee sein als bei den inaktiven Truppen in Schlesien. Ich konnte bestimmte Nachrichten über den wahren Stand der Angelegenheiten geben, ebenso bei dem von mir immer erwarteten Wechsel der Dinge sogleich ein gehöriges Einverständnis vorbereiten. Ich konnte, vielleicht vom König selbst dazu mit Geld versehen, den preußischen Gefangenen helfen und bei etwaigen Unternehmungen der Russen in unseren Ländern dieselben auf alle Weise schützen. In diesem Sinne schrieb ich an den König, wobei ich ihm die mir gemachten russischen Anerbietungen mittheilte. Diesen Brief schickte ich an den Herzog Karl von Mecklenburg, ihn dem König zu übergeben. Ich erhielt darauf die Antwort des Herzogs, und bei seiner Ankunft in Breslau sagte er mir noch viel Verbindliches im Namen des Königs über die erneuten Beweise meiner Treue, und daß der König versprochen habe, mich in seinen Diensten dafür zu belohnen.

Bermutlich sollte meine gleich darauf [30. Juli 1812] erfolgende Versetzung in den Generalstab der Anfang hiervon sein. Jedoch hatten diejenigen, welche sie vorschlugen, nicht berechnet oder nicht berechnen wollen, daß mir daraus kein Vorteil erwuchs, ich im Gegenteil vom ersten Kapitän in der Adjutantur der dritte im Generalstab wurde. Ich durfte, ohne unbescheiden zu sein, wohl die Hoffnung hegen, sogleich Major zu werden. Diese sehr problematische Gnade wurde mir noch dadurch verbittert, daß ich meine Anstellung in Berlin erhielt, und zwar bei dem damals dem Kriegsdepartement vorstehenden General von Hake, was sehr ehrenvoll war, mich aber von Schlesien entfernte, wo ich aus politischen und ökonomischen Gründen so gern war. Gleichwohl ging ich sogleich nach Berlin ab.

Auch bei dieser Anstellung war ich kein erbetener Gast; denn der General Hake sagte mir bei unserer ersten Unterredung, der

König habe wohl etwas anderes mit mir im Sinn, als mich bei ihm anzustellen, wo er mich nur mit Schreibereien belasten könne, die sich nicht für mich paßten. Diese Worte erweckten wieder die Hoffnung in mir, Flügeladjutant zu werden, wozu mich noch mehr die gnädige Behandlung des Königs, der mich oft zu Tisch befahl, ermunterte. Ich gebe mir aber selbst schuld, mir durch meine Ungeduld und meine oft geäußerte Unzufriedenheit über mein ungewisses Schicksal geschadet zu haben.

Da mir gar keine Geschäfte zugewiesen waren, so wurde mir die Zeit lang, und ich benutzte die Gelegenheit, meine Eltern in Gesellschaft meines Bruders, der nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft bei der Garde-Kavallerie angestellt worden war, in Burg zu besuchen.

An dem Tage, als ich nach Potsdam kam, meinen Bruder abzuholen, traf die Nachricht von der Übergabe Moskaus [14. Sept.] und dem Rückzuge der Russen nach Kasan [so!] ein. Der König hatte mich nach Sanssouci zur Mittagstafel befehlen lassen, und sobald ich ankam, rief er mir zu: „Was sagen Sie nun zu Ihren Russen? Gehört die Übergabe von Moskau und der Rückzug auch noch zu dem vorher bestimmten Defensiv-Operationsplan?“ Ich wußte wohl, daß dieser bittere Spott nicht aus dem Herzen des Königs kam; denn er ward ausgesprochen, während russische, aufs beste von ihm gepflegte Soldaten als Tafelmusik russische Nationallieder sangen. Ich nahm deshalb dreist die Partei der Russen und sagte: „Auf keinen Fall war es der Plan der Russen, bis Moskau zurückzugehen. Das befestigte Lager bei Drissa und der natürliche Vereinigungspunkt bei Smolensk sollten wohl die Endpunkte des Rückzuges sein, und dort sollten Schlachten das Schicksal des Krieges entscheiden. Der erste, gering befestigte Punkt wurde nicht verteidigt, bei Smolensk war ein unentschiedenes Gefecht [17.—19. Aug.], nach welchem sich die Hauptarmee erst vereinigte, bei Borodino [7. Sept.] ist die Armee nicht aufgerieben worden, Moskau brennt, und die Armee ist gewiß nicht nach Kasan gezogen, sondern nach Njasan. Dies mag eine Namensverwechslung sein; denn Kasan liegt 100 Meilen von Moskau nach Sibirien hin, wogegen Njasan eine nahe, südlich gelegene Provinz ist. Somit gebe ich noch nicht alle Hoffnung auf.“ Dem König gefiel meine Erklärung sehr wohl, dies bemerkte ich, aber er wies mein zu eifriges Demonstrieren mit den Worten zurück: „Ich weiß gar nicht, wie Sie so sprechen können; die Bulletins werden es doch besser wissen, und da steht Kasan und nicht Njasan (oft Kazan geschrieben)“, und brach das Gespräch ab.

Ich reiste darauf mit meinem Bruder nach Burg ab. Wir fanden unseren Vater dem Ende nahe. Die bei Auerstedt durchschossene Lunge hatte sich nun gänzlich aufgezehrt, und sein sonst so starker Körper glich nur noch einem wandelnden Schatten. Der



Geist war noch ziemlich empfänglich und wurde sowohl durch die Vereinigung aller seiner Kinder als durch die bei ihm von mir erweckten Hoffnungen für das Wiedererstehen des Vaterlandes erfreut. Er starb ruhig in den Armen meiner Mutter und Schwester am 7. Januar 1813.

Als ich nach kurzem Aufenthalt bei meinen Eltern wieder in Potsdam ankam, waren Nachrichten über den russischen Krieg eingegangen, die meine Vermutungen über die Operationen der russischen Armee bestätigten, und der König befahl mich wieder nach Sanssouci zur Tafel. Hier ergriff er großmütigerweise die Gelegenheit, mir eine sehr ehrenvolle und vollkommene Genugthuung wegen meines neulichen Streites bei der Tafel zu geben. Er sagte: „Man muß Sie wegen des Zweifels in Ihre neuliche Erklärung über die wahrscheinlichen russischen Operationen jetzt um Verzeihung bitten; denn Sie hatten ganz recht.“

Trotz dieser gnädigen Behandlung geschah keine Änderung in meinen Verhältnissen. Ich verlor alle Geduld und schrieb trotz des Abredens des Generals von Hake an den König, ihm auseinandersetzend, daß ich seit 1807 trotz seiner besonders ausgesprochenen Gnade bei meinen verschiedenen Anstellungen nur immer Schaden gehabt habe, besonders wenn ich mich mit einer Menge von Hinterleuten aus dem vergangenen Kriege vergleiche, die gar nicht wie ich mit besonderen Aufträgen beehrt worden wären. Aber der General von Hake hatte recht. Dem König mißfiel meine Ungeduld und Unzufriedenheit; auch konnte er meine zu laut ausgesprochene Parteilichkeit gegen Frankreich nicht gut heißen. Dennoch ließ er mir ein Geschenk von 300 Talern anweisen, gab mir die Erlaubnis, bis auf weiteren Befehl nach Schlessien zurückzureisen, und befahl mich nochmals zur Tafel. Ich reiste darauf zu Pferde durch die Neumark nach Breslau zurück und von da nach Els, wohin meine Frau wieder gezogen war, da ihre Familie jetzt dort lebte.

Ein wichtiges Geschäft wurde mir bald zuteil, jedoch abermals unter sonderbaren Verhältnissen. Das preußische Korps in Kurland hatte in mehreren kleineren Gefechten unter nicht unbedeutenden Verlusten mehrere tausend russische Gefangene gemacht, und diese waren auf Befehl des Königs nach Schlessien geschickt worden. Der König befahl mir, diese Gefangenen unter meine Obhut zu nehmen, wobei ich nur unter dem Befehl des Generalfeldmarschalls Kalkreuth, des damaligen Generalgouverneurs von Schlessien, stehen sollte.<sup>1)</sup> Ich übernahm diesen für einen Hauptmann sehr ehrenvollen Auftrag gern, jedoch wurde mir derselbe durch mein abermaliges peinliches Verhältnis zu meinem neuen Chef erschwert. Graf Kalkreuth war nämlich, wie bekannt, ein eifriger Anhänger

<sup>1)</sup> Der Befehl datiert vom 27. Nov. 1812.

der französischen Partei<sup>1)</sup> und sah in mir eine Brille, die ihm der König auf die Nase gesetzt hatte, indem er mir speziell die Angelegenheiten der russischen Gefangenen übertragen hatte. Der Feldmarschall fing damit an, in dieser Angelegenheit keinen unmittelbaren Vortrag annehmen zu wollen, sondern diesen durch seinen ersten Adjutanten zu erwarten. Dies konnte ich mir aber nicht gefallen lassen, da ich dem König persönlich für alles verantwortlich blieb und ihm auch direkte Rapporte machen mußte. Der Feldmarschall mußte teilweise nachgeben, und meine Stellung wurde nun um so selbständiger.

Zu meiner Unterstützung erhielt ich eine Menge inaktiver Offiziere, unter denen mehrere Stabsoffiziere waren. Die Gefangenen wurden nun in vielen Abteilungen teils in schlesische Festungen, teils in offene Städte dieses Landes fast ohne alle Bewachung gelegt und unter die Aufsicht ihrer Offiziere gestellt. Die preußischen Offiziere sorgten für ihre Verpflegung, die ganz nach dem Tarif der preußischen Soldaten angeordnet wurde, sodaß es den Gefangenen besser als in Rußland ging. Die größte Schwierigkeit machten die außerordentlich vielen Kranken, deren es zuzeiten mehrere hundert gab, und deren Heilung einem Generalchirurgus übertragen war. Außer der guten Verpflegung versorgte der Prinz Biron von Kurland, Herr der Herrschaft Polnisch-Wartenberg, seine Landsleute öfters mit Branntwein und Lebensmitteln.<sup>2)</sup>

Als das Gerücht von den Unglücksfällen Napoleons in Rußland erscholl und sich durch dessen Flucht durch Schlesien bestätigte, als Yorks Tat bekannt wurde, und der König Miene machte, nach Schlesien zu kommen, faßte ich den Entschluß, in meinem Wirkungskreise ebenfalls die nahe zu erwartende Vereinigung Preußens mit Rußland vorzubereiten. Ich teilte meine Gefangenen so ein, daß die brauchbarsten zusammenkamen, suchte Tuch und andere Bekleidungsgegenstände anzuschaffen, wozu mir der Prinz Biron behülflich war, und ließ an der polnisch-schlesischen Grenze die Franzosen, welche einzeln oder in kleinen Trupps daselbst ankamen, desarmieren. Diese Waffen ließ ich durch die Russen selbst wieder instand setzen. Ebenso verfertigten die Russen sich selbst aus Stroh geflochtene Tschakos, welche ich mit Wachseleinwand überziehen ließ, und sie waren auch tätig bei der Selbstverfertigung von Montierungen nach russischer Art.

Um diese Zeit kam der König selbst nach Breslau, worauf ich ihm dreist meinen Rapport von dem Geschehenen machte und ihm vorschlug, ein starkes Infanterie-Regiment aus den besten

<sup>1)</sup> Er war deswegen auf Veranlassung Hardenbergs von Berlin nach Breslau versetzt worden; vgl. Boyen, Erinnerungen II 185.

<sup>2)</sup> Die in dieser Angelegenheit vom Prinzen Biron an Wedel gerichteten Briefe datieren vom 1., 19. u. 20. Jan. 1813.



Gefangenen zu formieren. Dieser Plan erhielt nicht allein die volle Genehmigung, sondern ward auch unter der Hand noch bedeutend durch Geld unterstützt. Späterhin, als es keinem Zweifel mehr unterworfen war, daß wir uns mit Rußland verbinden würden, bekam ich die Erlaubnis, auch die noch fehlenden Gewehre und die Munition aus den Festungen zu nehmen, ohne die Armierung unserer Armee zu stören.

Fast wäre ich auf eine sonderbare Weise in meiner Formation gestört worden. Es war nämlich eine Abtheilung von 700—800 Mann in dem Kloster Trebniß untergebracht worden, und die Kosaken streiften nach dem Gefecht bei Kalisch [13. Febr.] so nahe um Trebniß herum, daß eine Unternehmung derselben zur Befreiung ihrer Landsleute sehr wohl möglich war, welche den König, der sich noch immer nicht für Rußland erklärt hatte, in die größte Verlegenheit gesetzt haben würde. Ich bekam deshalb in einer Nacht ein Kommando vom Regiment Garde du corps und marschierte nach Trebniß. Dasselbst angekommen, schickte ich sogleich Rekognoszierungs-Patrouillen nach der feindlichen Seite und brach schleunigst mit meinen Gefangenen nach Breslau auf, wo ich sie wohlbehalten anbrachte.

Das Bündnis zwischen Preußen und Rußland war nun offiziell in Kalisch abgeschlossen [27./28. Febr.]. Demnach konnte ich mit meiner Unternehmung offen verfahren. Ich schickte mit Erlaubnis des Königs alle Nichtbrauchbaren, die Kavalleristen und Artilleristen unter den Gefangenen nach Kalisch und bildete aus den übrigen ein Infanterie-Regiment von zwei Bataillonen mit 48 Offizieren, 138 Unteroffizieren und 2038 Gemeinen.<sup>1)</sup> Das Regiment wurde von dem Major Jeonassa kommandiert und exerziert. Über alles dieses machte ich dem König täglich mündlich Meldung, und er befahl, daß ich das Regiment bei dem Einzuge des Kaisers Alexander in die Reihe der preußischen Truppen stellen und präsentieren sollte.

Der König ernannte mich endlich [6. März 1813] zum Major im Generalstab, und ich blieb fortwährend zur Disposition des

<sup>1)</sup> Der Bedel'sche Nachlaß enthält folgende „Summarische Liste aller in den schlesischen Städten untergebrachten Kaiserlich-Russischen Krieges-Gefangenen, Breslau, den 15. März 1813.“

Regimenter	Offiziere	Feldweibel	Unteroffiziere	Gemeine
Jäger	13	4	33	979
Linien-Infanterie	21	8	80	1054
Artillerie	—	—	8	24
Kavallerie	18	4	17	181
Summa Summarum	52	16	138	2238

Vgl. hierzu auch Mémoires de Bennigsen III 201 f.

Königs. Da die Formation des russischen Regiments so gut ging, und der König so viel Interesse daran zeigte, erweckte mir dies gleich mehrere Neider, welche sich zwischen mich und den König zu drängen suchten. Diese erbärmlichen Bichte benutzten den Bekleidungsgegenstand, in welchem sie Meister waren, hierzu. Ich gestand ihnen aber nicht zu, sich eher in meine Angelegenheit zu mischen, bis sie Befehle vom König brachten, und bekümmerte mich dann um die ihnen aufgetragenen unwesentlichen Geschäfte gar nicht. Sogar bei dem Kaiser Alexander wußten diese Scharwenzler sich später wegen ihrer unnützen Tätigkeit bei meinem Werke geltend zu machen.

Als der Kaiser Alexander in Breslau am 15. März 1813 einzog, war mein formirtes Regiment vollkommen kriegsmobil auf dem Flügel der Truppenlinie aufgestellt, welche er zuerst berührte. Ich hatte die Ehre, ihm dasselbe vorzustellen, und es empfing seinen Herrscher mit dem russischen Feldmarsch und Hurra, was der Kaiser gnädig aufzunehmen schien. Es ist freilich ein sehr zweideutiges Kompliment, welches einem eben erst aus einem Feinde in einen Bundesgenossen verwandelten Monarchen gemacht wird, wenn man ihm zu Gefangenen gemachte Untertanen vorstellt. Hier traten jedoch ganz andere Verhältnisse ein, und überdem war der Kaiser vorher um die Erlaubnis dazu durch einen meiner Neider im Auftrage des Königs befragt worden und hatte seine Einwilligung erteilt. Gleichwohl empfing er die Offiziere, welche ich ihm nochmals vorstellte, sehr ungnädig. Er sagte mir darauf persönlich eine Entschuldigung, indem er sich mit dem von ihm im allgemeinen aufgestellten Prinzip rechtfertigte, daß ein russischer Offizier sich nicht sollte gefangen nehmen lassen, wobei er gern für Einzelne Ausnahmen gelten lassen wolle.

Während der Zusammenkunft der Monarchen in Breslau kam auch der alte Kurfürst [Wilhelm I.] von Hessen aus Prag daselbst an,<sup>1)</sup> um sich dem Bündnis anzuschließen, und der König erzeigte mir die Gnade, mich ihm zur Aufwartung zu geben. Durch dieses Verhältnis wurde ich täglich zur königlichen Tafel gezogen. Eines Mittags, nachdem die Tafel aufgehoben war, näherte sich mir der Kaiser Alexander nebst seinem ihn begleitenden Kriegsminister Araktschejew, sagte mir in Gegenwart des ganzen Hofes sehr viel Verbindliches über meine neuen und alten Verdienste um Rußland, ließ sich hierauf von dem Minister den Annenorden zweiter Klasse geben und überreichte ihn mir.

Der Kurfürst von Hessen lebte ganz auf in der Hoffnung, seine verlorenen Staaten wiederzuerhalten, wozu, wie man sagte,

<sup>1)</sup> Er war, nachdem er im Frieden von Tilsit sein Land verloren hatte, mit seinen Schätzen nach Schleswig und dann nach Prag geflohen. — Vgl. über den Aufenthalt des Kurfürsten in Breslau Bohn, Erinnerungen III 6 f.



seine Geldmittel mit in Anspruch genommen wurden; und ich, als sein ihm beigegebener Komplimentenmacher, befestigte ihn vollkommen in diesem Glauben, obgleich mir damals die Sache noch sehr problematisch vorkam. Als er nach Prag zurückreiste, verehrte er mir zum Andenken eine goldene Dose, welche ich aber gleich in ein schönes Pferd verwandelte, um mich in jeder Weise zum bevorstehenden Kriege bereit zu machen.

Es war nun ein schönes patriotisches Treiben im Lande und besonders in Breslau, wo das Hauptquartier etabliert war. Blücher erhielt das Kommando nach vielen Kabalen<sup>1)</sup> darüber, Scharnhorst wurde erster, Gneisenau zweiter Chef vom Generalstabe. In Breslau sammelte sich eine Menge Freiwilliger, aus welchen auch mein Bruder zwei Schwadronen Gardejäger zu Pferde errichtete; die anderen wurden anderen Truppenteilen als besondere Abteilungen zugeteilt, was sich später militärisch unzweckmäßig zeigte. Mein russisches Regiment wurde einem russischen Armeekorps zugewiesen, von welchem es die größere Hälfte der Infanterie ausmachte. Ich begleitete dasselbe auf seinem ersten Marsche, gab ihm meinen Segen und wurde dafür mit einem allgemeinen Hurra bedankt.

### Drittes Kapitel.

#### Frühjahrsfeldzug 1813.

Ernennung zum Adjutanten im Hauptquartier Blüchers — Reise nach Altenburg — Erste Tätigkeit im Stabe Blüchers — Gustav IV. Adolf von Schweden im Hauptquartier — Konzentration der Truppen unter Wittgenstein bei Borna — Gefecht bei Rippach — Schlacht bei Groß-Görschen: Aufmarsch des Korps Blücher — Angriff der Reserve-Kavallerie unter Prinz Wilhelm gegen Starßedel — Vorgehen des Prinzen Eugen von Württemberg — Wittgenstein und Winzingerode — Blüchers Verwundung — Kampf um das Dörferviereck — Ausgang der Schlacht — Refognoszierung gegen Groß-Görschen — Auf dem Schlachtfeld während der Nacht — In Pegau — Bei Blücher in Borna — Blüchers Wunde — Konflikt mit Müßling und Yorck in Colditz — Verteidigung des Schloßberges bei Colditz — Zerstörung der Schiffsbrücke bei Meißen — Hauptquartier in Proschwitz — Sammlung der Nachzügler — Rettung einer Kriegskasse — Stellung der Verbündeten bei Bauzen — Barclay de Tolly — Streit mit Yorck — Szene zwischen Blücher und Yorck — König Friedrich Wilhelm besichtigt die Stellung der Armee — Gefecht bei Königswartha — Schlacht bei Bauzen: Entsendung Wedels nach Gleina am 20. Mai — Wedel führt Kleist Unterstützung zu — Wedel holt in der Nacht russische Reserve-Artillerie vom linken Flügel — Streit mit General Paschwill — Kampf um Gleina am 21. Mai — Sendung Wedels zu Barclay de Tolly — Kampf um Preititz — Ausgang der Schlacht — Wedels Ritt nach Weissenberg — Arrieregarde unter Kleist — Rückzugsgefechte — Überfall bei Haynau — Wedel „Gouverneur“ von Liegnitz für die Nacht vom 26./27. Mai

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Boyen, Erinnerungen III 19 Anm.

- Stellung der Verbündeten bei Schweidnitz — Waffenstillstand von Bläsowitz  
 — Szene mit Blücher in Kreisau — Tätigkeit Wedels während des Waffenstillstandes — Konflikt mit einem russischen General.

Der König ernannte mich zum ältesten Gehülfen des Generalquartiermeisters von Gneisenau,<sup>1)</sup> welche ausgezeichnete Stellung ich mich beeilte einzunehmen, nachdem ich mit hoffendem Herzen für meine bessere Zukunft mich den Armen meiner Familie entwunden hatte. Mit Kurierpferden eilte ich der Armee nach, die schon die Elbe ohne Schwierigkeiten überschritten und ihr Hauptquartier in Altenburg genommen hatte [15. April].

Auf meiner eiligen Reise wurde ich in Freiberg durch ein Unwohlsein, welches mich damals oft befiel, fast einen ganzen Tag aufgehalten, und ich hatte dabei einen sonderbaren Auftritt. Dies Unwohlsein bestand in einem Kopfnervenkrampf, der aber bei gehöriger Pflege nach wenigen Stunden ruhigen Schlafs verging. Um diesen mir angedeihen zu lassen, schickte ich die Postpferde, welche mich weiterfahren sollten, mit dem Bemerken wieder zurück, ich wäre unwohl geworden und wolle erst in 6 Stunden fahren. Darauf begab ich mich in mein Zimmer, wo ich mir, niemand von meinen Leuten bei mir habend, die erst langsam mit meiner Equipage nachkamen, hatte Tee bereiten lassen und mich ins Bett legte. Kaum war ich aber etwas in einen wohlthätigen Schweiß geraten, so erschien ein Postbeamter in meiner offenen gelassenen Stube, um mich zur Rede zu stellen, daß ich nicht abgefahren sei. Außerst verdrießlich verwies ich ihm, daß er sich unterstehe, mich, dazu noch einen Kranken, wie er wisse und sehe, in meiner Ruhe zu stören, und blieb dabei, in 6 Stunden fahren zu wollen. Der äußerst grobe Postmann fand dies lächerlich und wollte bezahlt sein, ob ich führe oder nicht, was er mit den unschicklichsten Worten her austobte. Ich ward durch diese Störung und den Ärger so unwohl, daß ich kaum zu antworten vermochte, sondern nur verlangte, daß der Mann mich augenblicklich verlasse, wenn er sich nicht allem Möglichen aussetzen wollte. Meine anscheinende Schwäche verspottend, lachte mich der nichtswürdige Kerl im Gegenteil aus, erneute seine Forderungen und fügte Drohungen hinzu. Nun war aber auch sein Maß voll. Ich sprang in bloßem Hemde aus dem Bette, ergriff den Kerl und warf ihn

<sup>1)</sup> Wie schon in der „Einleitung“ (Bd. I, S. XVIII) erwähnt worden ist, wurde Wedel, nach einer Mitteilung der Geheimen Kriegskanzlei des Kriegsministeriums, Anfang April als Adjutant zum Generalmajor von dem Kneisebed kommandiert. Er hat aber offenbar dieses Kommando überhaupt nicht angetreten, da er dessen in seinen Erinnerungen überhaupt nicht einmal Erwähnung tut. Jedenfalls wurde er, wenn auch erst nachträglich, und zwar vermutlich auf seine Bitte, vom König dem Generalstab Blüchers zugeteilt. — General von Hüßer nennt in seinen „Denkwürdigkeiten“ (Hsg. v. M. D., Berlin 1877, S. 106) unter den ihm befreundeten Adjutanten des Hauptquartiers von Blücher auch Major von Wedel.



mit leichter Mühe zur Thür hinaus, welche ich verschloß und verriegelte, worauf ich wieder ins Bett eilte und einen hitzigen Fieberanfall bekam. Dem höchst beleidigten und gewiß auch erschrockenen Postmann mochte ich wirklich etwas rasend vorgekommen sein, wenigstens hatte er dies das ganze Haus glauben gemacht. Demgemäß kam er mit dem Wirt und seinen Leuten wieder vor meine Thür, und da ich dieselbe auf viele Aufforderungen nicht öffnete, wurde sie mit Gewalt aufgebrochen, und die ganze Sippenschaft des Hauses, mein Feind an der Spitze, drang ein. Nun glaube ich selbst, daß ich in eine Art Wut geraten sein mag; denn ich sprang abermals aus dem Bett, ergriff meinen Degen und eine Pistole und hieb ohne Unterschied auf die Menschen ein, welche dann auch bald das Schlachtfeld verließen. Ich warf die Thür wieder zu, schob eine Kommode davor und rief meinen Belagerern zu, wer sich wieder in meine Stube wage, sei des Todes. Dies und die von einigen erlangte Überzeugung, daß ich wirklich krank und nur durch ungeschickte Behandlung wütend geworden sei, wirkte; denn man ließ mich in Ruhe und wunderte sich höchlichst, als ich nach einigen Stunden wirklich ganz wohl und ruhig in der Wirtsstube erschien, die Rechnung und die Postversäumnistkosten bereitwillig bezahlte und die Reise mit der Drohung weiter fortsetzte, den groben und dummen Postoffizianten zur Rechenschaft ziehen zu lassen.

Meine Ankunft in Altenburg traf mit dem Einrücken des Hauptquartiers zusammen [15. April], und ich war erfreut, daß noch kein Gefecht vorgefallen war. Der General Blücher empfing mich aufs herzlichste. Dessen konnte ich mich leider aber nicht von meinem nächsten Vorgesetzten [Gneisenau] rühmen, welcher dies nur höflich tat. Das mich mein ganzes Dienstleben hindurch verfolgende Unglück, immer unter Vorgesetzte zu kommen, denen ich nicht angenehm war, traf mich auch hier. Dieses jedesmalige Nichtwillkommensein war natürlich, da alle meine Anstellungen in der Armee immer aus eigenem Entschluß des Königs geschehen sind und nie auf den Wunsch eines meiner Vorgesetzten, wie dies sonst oft geschieht. Ich habe darum auch nie meinen Vorgesetzten etwas zu danken gehabt, und dieses ist mein höchster Stolz. Durch Pflichttreue und Glück habe ich errungen, was ich bin und habe.

Gneisenau hatte sich, ehe mich der König ihm als ältesten Gehülften zuteilte, einen anderen Offizier zu seinem Vertrauten gewählt, was ich wohl eigentlich hätte sein sollen, den er aber aus älteren Verhältnissen kannte. Dies war zum Glück ein vortrefflicher Mensch und Offizier und ein guter Bekannter von mir, Major von Oppen. Gneisenau sagte mir ehrlich das Verhältnis und bat mich, daselbe nicht zu stören, was auch nie geschehen ist. Aber es war der Grund, warum mir gewöhnlich während des ganzen Krieges besondere Aufträge gegeben wurden, die mich von

Gneisenau entfernten, wodurch ich aber oft eine ehrenvolle Selbstständigkeit erhielt.

Ich ließ mir jedoch den Rang als Chef im zweiten Generalstabsbureau nicht nehmen, bearbeitete außerdem das Nachrichtensach und sammelte besonders alle eingehenden Rapporte über die Stellung, Bewegung und Stärke des Feindes und unserer Armee. Hieraus ließ ich täglich Übersichtskarten für den kommandierenden General und den Chef des Generalstabs anfertigen. Schließlich erhielt ich noch die Kommandantur des Hauptquartiers und die Paßangelegenheiten. Als Oberstleutnant von Müßling, der in Weimar Polizeipräsident gewesen war, zur Armee kam, übernahm dieser von mir das Polizeiliche der Armee.<sup>1)</sup>

Der abgesetzte König [Gustav IV. Adolf] von Schweden kam um diese Zeit in das Hauptquartier von Blücher und soll sich angeboten haben, als Oberst in unserer Armee zu dienen, wodurch er besonders unseren jungen Kronprinzen, der sich auch schon bei der Armee eingefunden hatte, sehr in Verlegenheit setzte. Da die Anerbietungen des halb tolleren Mannes nicht angenommen werden konnten, so reiste er nach Stralsund, wo er dieselben Propositionen bei der schwedischen Armee machen wollte, wenn diese daselbst landen würde, was ein noch viel sonderbarer Gedanke war und natürlich nicht von Folgen sein konnte.

Der ganze letzte Teil des April ging ohne kriegerische Ereignisse bei der Armee von Blücher hin. Es wurde nun aber beschlossen, die Korps von Blücher und die Truppen unter den Generalen Wittgenstein, Winzingerode und Miloradowitsch zu vereinigen und dem General Wittgenstein das Oberkommando zu übertragen,<sup>2)</sup> da der Feldmarschall Kutusow in Bunzlau zurückgeblieben war [18. April] und auch daselbst starb [28. April]. Dieser wollte überdem nichts von dem Kriege in Deutschland wissen, sondern war damit zufrieden, daß ihm die Ehre zugefallen war, als Befreier von Rußland zu gelten.

Um die Vereinigung mit den Truppen unter Wittgenstein zu bewerkstelligen, machten mehrere Truppenteile des Blücherschen Korps Märsche, und das ganze Korps konzentrierte sich bei Borna [25 km südlich von Leipzig], wohin auch das Hauptquartier kam [30. April].

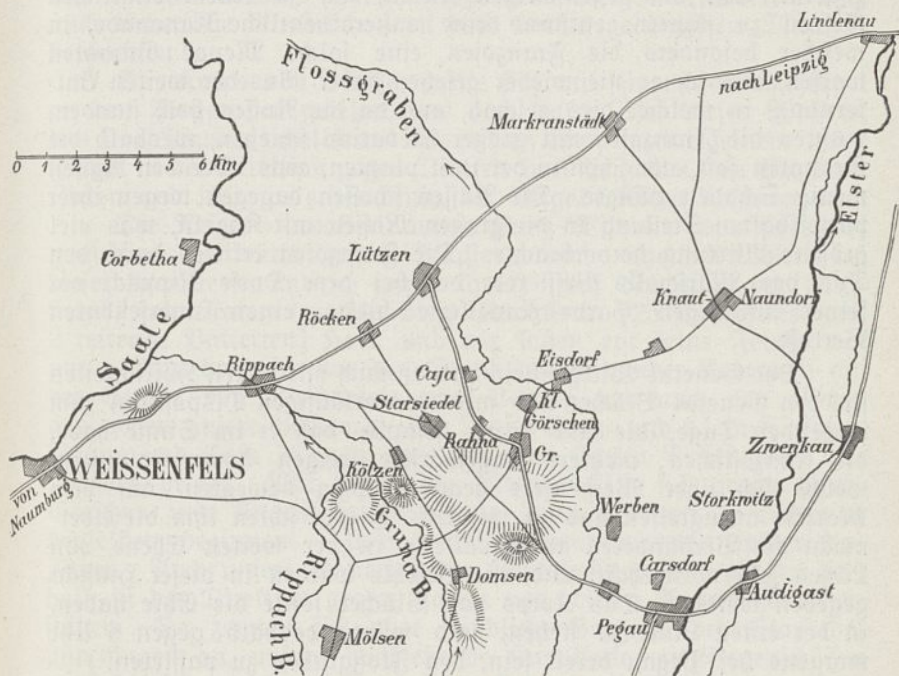
Ich ward zum General Wittgenstein geschickt, ihm den Anmarsch des Blücherschen Korps zu melden, die Anordnungen wegen der Vereinigung der Armeen zu besprechen, den General Wittgenstein im Namen des Generals Blücher zu komplimentieren und

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Müßling, Aus meinem Leben, Berlin 1851, S. 31, und Vitzthum von Eckstädt, Die Hauptquartiere im Herbstfeldzuge 1813, Beiträge zur Geschichte der Freiheitskriege, hsg. v. Friederich, I 39 ff. u. 97.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu Holleben u. Cämmerer, Geschichte des Frühjahrsfeldzuges 1813, Berlin 1909, II 24.



ihm zu sagen, daß er gern unter ihm kommandieren würde, was man bezweifelt hatte, da Blücher viel älterer General war.<sup>1)</sup> Ich traf den General Wittgenstein am 1. Mai in einem hitzigen Gefecht, welches der General Winkingerode gegen das dritte französische Armeekorps unter Ney, unterstützt durch die Garde-Kavallerie unter Bessières, zu bestehen hatte, bei dem Dorfe Röcken auf der Straße zwischen Weissenfels und Lützen.<sup>2)</sup> Der General empfing meine Aufträge sehr gütig und begrüßte mich als einen alten Bekannten.<sup>3)</sup>



Die Anfertigung dieser Kartenstizze sowie derjenigen für die Schlachten bei Bauken und Leipzig verdankt der Herausgeber der Liebenswürdigkeit des Herrn Major von Rahmer in Liegnitz.

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu den Brief Blüchers an Wittgenstein vom 13. März 1813, Forschungen z. Brandenb. u. Preuß. Geschichte XIV 293.

<sup>2)</sup> Vgl. über dieses Gefecht Friederich, Die Befreiungskriege 1813—1815, Berlin 1911, I 228, u. von der Osten-Sacken und von Rhein, Militärisch-politische Geschichte des Befreiungskrieges im Jahre 1813, IIa 321 ff.

<sup>3)</sup> Die Mitteilung Wedels, daß er erst am 1. Mai während dieses Gefechts die Aufträge Blüchers dem General Wittgenstein überbrachte, ist schwer mit der Tatsache in Einklang zu bringen, daß bereits in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai eine Zusammenkunft der beiden Generale im Schlosse zu Röttha, zwischen Borna und Leipzig, stattgefunden hat. Vgl. hierzu Cämmerer II 35 f. u. 334 Anm. 10. Auch darin scheint Wedel zu irren, daß Wittgenstein dem Gefecht bei Rippach persönlich beigewohnt habe. Vgl. Osten-Sacken IIa 362.

Trotz der großen Übermacht, die die Franzosen besonders an Infanterie zeigten, gingen sie doch mit außerordentlicher Vorsicht zu Werke. Die Infanterie formierte zuerst offene Carrés, zwischen welche eine Menge Artillerie gestellt war, und die Kavallerie, welche nicht viel schwächer als die anwesende russische war, verkroch sich dahinter. Man tat der russischen Kavallerie zu viel Ehre an; sie unternahm nichts und sollte auch nichts tun, als die Vereinigung der französischen Streitkräfte durch Demonstrationen etwas zu verzögern. Aus der gegenseitigen Furcht, sich zu einem ernstlichen Gefecht zu nähern, entstand eine außerordentliche Kanonade, in welcher besonders die Franzosen eine solche Menge Granaten warfen, wie ich es nie wieder gesehen habe. Aus der weiten Entfernung, in welcher dies geschah, und da die Russen hoch standen, mußten die Franzosen mit großer Elevation schießen, weshalb die Granaten fast alle schon in der Luft platzten, was aber den Russen wenig Schaden zufügte. Die Russen schossen dagegen wegen ihrer vorteilhaften Stellung in die großen Massen mit Kugeln, was viel größere Wirkung hervorbrachte. Die Franzosen erlitten durch den Tod des Marschalls Bessières, der bei dem Dorfe Rippach vor seiner untätigen Garde-Kavallerie hielt, einen unersehbaren Verlust.

Der General Wittgenstein entließ mich mit vielen Höflichkeiten für den General Blücher und mit der vorläufigen Disposition zum folgenden Tage, die nur darin bestand, daß er im Sinne habe, die französischen, mehrere Tagemärsche langen Armee-Kolonnen, welche sich über Weißenfels gegen Leipzig bewegten, auf dem Marsche anzugreifen und zu trennen. Hierzu schien ihm die Übermacht der Verbündeten an Kavallerie in der weiten Ebene von Lützen sehr vorteilhaft, und alle Befehle würden in dieser Hinsicht gegeben werden. Das Korps von Blücher sollte die Ehre haben, in der ersten Linie zu stehen, und müßte deshalb gegen 6 Uhr morgens bei Pegau bereit sein, den Flußgraben zu passieren.<sup>1)</sup>

Hier wird keine Beschreibung der Schlacht, wie man sie nachmals, mit allen Hilfsmitteln versehen, anfertigt, gegeben, sondern nur eine Erzählung, wie mir das Gefecht im Laufe der Dinge in meinen Verhältnissen erschienen ist.<sup>2)</sup>

Das Korps von Blücher ging erst etwa um  $\frac{1}{2}$ 11 Uhr bei Storkwitz und bei Kondorf [Carsdorf] über die Elster, welche Ver-

<sup>1)</sup> Vgl. über die vorläufige Weisung an Blücher und die eigentliche Schlachtdisposition Cämmerer II 42 ff. — Osten-Sacken (IIa 363) veröffentlicht den Wortlaut der am 1. Mai 5 Uhr von Blücher erlassenen vorläufigen Disposition.

<sup>2)</sup> Zum Verständnis der von Wedel erzählten persönlichen Erlebnisse während der Schlacht vgl. die zusammenhängenden Darstellungen in den neueren Werken von Cämmerer II 42 ff., Friederich I 230 ff. u. Unger, Blücher, Berlin 1908, II 21 ff. Dazu noch Osten-Sacken IIa 342 ff.



spätung durch eine gewiß sehr nachtheilige Kreuzung der verschiedenen Kolonnen bei Audigast entstand.<sup>1)</sup>

Die Truppen waren von dem besten Geiste beseelt, der größte Teil wußte nicht, welches Spiel er in kurzem spielen sollte, und die fast aus lauter unerfahrenen Soldaten bestehende preußische Armee dachte sich die Sache auch ganz anders. Die Offiziere, unter welchen auch der größte Teil nie im ernstesten Gefecht gewesen war, hatten ihre Stimmung bis zur Begeisterung erhöht und teilten diese den Leuten mit. Ich, als erfahrener Kriegsmann und ruhigen Gemüths, hatte Gelegenheit, viele lobenswerte, aber auch lächerliche Ausbrüche von bald darauf gedämpftem Mute zu beobachten.

Das Korps von Blücher stellte sich, mit seinem rechten Flügel an den Floßgraben gelehnt, auf dem linken Ufer dieses Wassers, das Dorf Werben daselbst auf dem rechten Ufer, und mit seinem linken Flügel in der Direktion gegen Domsen in 3 Brigaden, die Brigaden Zieten und Klüx in erster Linie, die Brigade Röder dahinter, auf.

Die Reserve-Kavallerie unter Prinz Wilhelm [von Preußen] ging links vorwärts gegen Starstiedel vor. Gneisenau blieb bei dieser Kavallerie, und ich folgte ihm.<sup>2)</sup> Auf der Höhe vor Starstiedel und Rahna machte diese Kavallerie [25 Eskadrons und 2 reitende Batterien] Halt, und wir sahen erst keine Feinde vor uns. Man bemerkte nur den Staub marschierender Kolonnen auf der Straße von Weißensfels nach Leipzig und auch von Lützen aus gegen unsere Position. Die Dörfer Groß- und Klein-Görschen, Rahna und Caja schienen uns mit einer starken Arrieregarde des Feindes besetzt. Wir sahen die Brigade Klüx sich gegen Groß-Görschen zum Angriff in Bewegung setzen und mit 2 Batterien denselben beginnen. Zwei feindliche beantworteten später das Feuer. Auch unsere Batterien der Reserve-Kavallerie gingen deshalb in der Direktion gegen Rahna vor, diesen Angriff zu unterstützen. Da zeigten sich aber feindliche Geschütze bei Starstiedel und fingen an, unsere hochstehende Kavallerie mit Bogenschüssen zu beschießen; doch sah man keine sie deckende Truppen, und ich hielt es für möglich, daß dieselben sich so weit vorgewagt hätten, daß man mit einer Abtheilung unserer Kavallerie schnell etwas dagegen unternehmen könnte. Indem also unsere Batterien jene Artillerie ebenfalls beschossen, ritt ich schnell gerade auf dieselbe los und ganz nahe heran, ohne dabei viel Gefahr zu laufen, da die Kugeln hoch über mir fortstiegen. Ich bemerkte aber bald, daß bedeutende Infanterie [Korps Marmont] in und hinter Starstiedel stehe. Kaum war ich auch bei unserer Kavallerie wieder

<sup>1)</sup> Vgl. über die Verzögerung beim Aufmarsch des Korps Blücher Cämmerer II 51 ff.

<sup>2)</sup> Wedel bestätigt die Auffassung Cämmerers (II 337 Anm. 10) über die Führung der preußischen Reserve-Kavallerie.

angelangt, als mehrere Bataillone in geschlossenen Massen aus Starsiedel vorrückten.

Der ritterliche, aber nicht überlegte Mut der Führer unserer Kavallerie und der anwesenden Ratgeber glaubte einen günstigen Moment ersehen zu haben, diese Spitze der feindlichen Kolonne anzugreifen, und zwar ohne die zur Disposition stehende Artillerie. Der Prinz Wilhelm setzte sich an die Spitze des zunächst stehenden Regiments [Brandenburgische Kürassiere] und stürzte sich damit auf die vorderste feindliche Infanteriemasse. Ihm folgten mit gezogenem Säbel Gneisenau, Herzog Karl von Mecklenburg und alle zu diesen Herren Gehörigen, unvernünftigerweise mehr hindernd als nützlich könnend. Das feindliche erste Bataillon wurde auch wirklich, ohne viel Feuer gegeben zu haben, überritten, wobei natürlich schon das angreifende Regiment in einige Unordnung kam. Auf das nun aber anhaltende tüchtige Feuer der folgenden Bataillone und dasjenige der sich wieder besinnenden zerstreuten Massen eilte das Regiment in Verwirrung nach seinem vorigen Standpunkte zurück, der aber jetzt mit Wirkung von den feindlichen Batterien beschossen wurde, trotzdem unsere Batterien nichts schuldig blieben. Es dauerte eine ganze Weile, ehe das Regiment wieder formiert werden konnte. Das Unpraktische dieses Angriffs bewies sich aus den Folgen. Eine Menge Menschen und Pferde waren geblieben, und er hätte leicht den Verlust mehrerer hoher Befehlshaber ohne Nutzen und Notwendigkeit verursachen können, was man aus folgendem ersieht: Des Prinzen Wilhelm Pferd wurde verwundet und sein Stallmeister erschossen; der Adjutant des Prinzen, Graf Stolberg, blessiert und nur durch das Auffangen seines Pferdes durch mich gerettet; ein Adjutant des Herzogs von Mecklenburg wurde blessiert und starb; der junge Sohn des Generals Gneisenau wurde blessiert usw.<sup>1)</sup>

Ich hatte eine detachierte Abteilung leichter Kavallerie unter Major Laroché links im Grunde stehen sehen und sie zum Einhalten aufgefordert, indem ich mich auch mit an die Spitze setzte. Wir standen aber auch bald von diesem Unternehmen ab, da uns das Kleingewehrfeuer aus Starsiedel tüchtig in die Flanke nahm.

Man sah ein, daß der linke Flügel, durch keine Infanterie unterstützt, zu schwach gegen die Truppen war, welche aus Starsiedel hervorbrachen. Nun stand der General Winkingerode mit einer großen Masse russischer Kavallerie, gefolgt von dem 2. russischen Infanterie-Korps unter Prinz Eugen von Württemberg, meinem

<sup>1)</sup> Vgl. über den Kampf der preussischen Reserve-Kavallerie gegen Starsiedel Cämmerer II 66 f., dessen Darstellung durch Wedel teils bestätigt, teils ergänzt wird; dazu noch Delbrück, Gneisenau, 3. Aufl. Berlin 1908, I 298 u. 300.



militärischen Jugendfreund, hinter unserer Kavallerie.<sup>1)</sup> Ich schlug vor, zu diesen Herren zu eilen und sie aufzufordern, sich mit uns gemeinschaftlich zur Besitznahme von Starriedel vorwärts in Bewegung zu setzen. Ohne eine eigentliche Bewilligung zu erhalten, eilte ich demnach zu den genannten russischen Truppen, fand auch sogleich den Prinzen von Württemberg und überzeugte denselben von meiner Absicht. Er ließ sogleich seine Truppen (16 Bataillone) vorrücken und dem General Winzingerode seinen Abmarsch melden. Auch sah ich russische Kavallerie und Artillerie links von uns gegen Kölzen vorrücken, während ich das hartnäckigste Gefecht durch Groß-Görschen gegen Klein-Görschen und Caja vorwärts gehen sah.

Der Prinz Eugen von Württemberg ersuchte mich, dem Kaiser Alexander, welcher nicht weit entfernt war, von seinem Vorgehen und dem Grunde dazu Meldung zu machen. Zu gleicher Zeit mit mir kam aber auch der General Winzingerode beim Kaiser an, und ehe ich noch meine Meldung machen konnte, stellte der General vor, daß er unmöglich seine Infanterie missen könne, wovon die Rede gar nicht war; denn sie nahm ja gerade die ihr befohlene Direktion und der Prinz erhielt Befehl, wieder stehen zu bleiben.<sup>2)</sup>

Ich begab mich darauf mißmutig zu unserer Kavallerie zurück, immer die vorwärts gehenden Angriffe unserer Infanterie im Auge habend. Ich begegnete auf diesem Wege dem General Wittgenstein und hoffte nun eine andere Hülfe zu erhalten. Dieser war aber schon so siegestrunken, da eben auch Rahna von unserer Infanterie erstürmt war, daß er gar nicht verstand, was man ihm sagte. Indem ich mich mit ihm über die ganzen Verhältnisse unterhielt, kam der General Winzingerode wieder dahergesprengt und mußte, ehe er noch zu seinem polterhaften Sprechen kommen konnte, halb gezwungen den General Wittgenstein, dessen Neider er war, von diesem aufgefordert, als Sieger umarmen. Diese

<sup>1)</sup> Wedel bestätigt die Auffassung von Cämmerer (II 64), daß Winzingerodes Infanterie, der Kavallerie folgend, zwischen dem von York befehligten zweiten Treffen und dem Dorfe Domsen zu stehen kam. Vgl. hierzu Journal des campagnes du prince de Wurtemberg, Paris 1907, S. 47 (Le II<sup>e</sup> corps, étant arrivé sur les hauteurs entre la colline des souverains et le village de Tornau). Friederich (I 232) sagt zwar auch, daß die Infanterie des Korps Winzingerode vorwärts Domsen stand; aber auf dem die Lage um 12 Uhr mittags darstellenden Plan I (S. 238) steht sie hinter dem den rechten Flügel des zweiten Treffens bildenden Korps Berg, während die Kavallerie, von ihr völlig getrennt, richtig hinter der preußischen Reserve-Kavallerie eingezeichnet ist. Vgl. hierzu noch Osten-Sacken II a 374 Anm. 1.

<sup>2)</sup> Cämmerer erwähnt (II 66), daß nach einer Mitteilung im Tagebuch des Prinzen das Vorgehen der von ihm befehligten Infanterie gegen Starriedel erwogen worden zu sein scheint, aber vermutlich von Winzingerode abgelehnt worden ist.

lächerlich rührende Szene wurde durch ein heftig sich entspinnes Gefecht bei Caja getrennt.

Bei meiner Rückkehr zu unserer Kavallerie hatte sich diese etwas mehr rechts an unsere Infanterie herangezogen und stand im heftigsten Kanonenfeuer. Ich veranlaßte das Regiment Garde du corps, bei welchem ich vorbeiritt, etwas mehr zurück in eine Vertiefung zu gehen, wo es viel sicherer und dennoch zu jedem Gebrauch bereit stand. Auch bei dem Regiment Ostpreussische Kürassiere kam ich vorbei, welches eben mehrere mir bekannte treffliche Offiziere verloren hatte.

Der General Gneisenau sollte zum General Blücher geritten sein, welchen ich in Görtschen vermutete, und ich begab mich deshalb auch dahin. Auf diesem Wege ritt ich an den Batterien entlang, welche vor unserer Kavallerie neben Rahna aufgefahren waren und in dem heftigsten Feuer standen. Ich bewunderte hier den Prinzen August von Preußen, wie er als Chef der ganzen Artillerie diese Batterien einzeln mit der größten Kaltblütigkeit inspizierte.

Nicht weit von Groß-Görtschen kam ich bei meinem in Breslau errichteten russischen Regiment vorbei, welches schon tüchtig im Gefecht gewesen war und viel verloren hatte. Man empfing mich mit einem allgemeinen, mich rührenden Hurra.

Dem General Wülfing wurde nun doch die Infanterie des Prinzen von Württemberg genommen worden; denn ich sah sie zum Angriff auf Eisdorf vorgehen.<sup>1)</sup> Bei Groß-Görtschen fand ich einen großen Teil des Leibgrenadier-Bataillons [Brigade Röder], welches seinen Kommandeur, Major Bülow, verloren hatte, und half es wieder sammeln. Ich traf die Generale Blücher und Gneisenau zwischen Rahna und Klein-Görtschen gegen Caja, wo sich eine Menge Truppen verwirrt untereinander befanden, russische Truppen rechts, preussische links, französische mehrmals dazwischen. Mehrere unserer Batterien waren hochgestellt und schossen über unsere Köpfe weg nach den feindlichen Batterien. Ich bemerkte dabei die unangenehme Wirkung, welche es auf die Truppen macht, wenn man, sie unterstützend, von hinten über ihre Köpfe mit Artillerie feuert; denn ich habe mehrmals Bataillone mehr deshalb, als des feindlichen Feuers wegen zurückgehen sehen.

In dieser Verwirrung machte der General Blücher mit einiger Kavallerie, ich glaube mit schlesischen Husaren und etwas Ulanen, einen Angriff auf die Truppen, welche die unsrigen aus Caja zurückgeworfen hatten, wobei er ins dicke Fleisch am Rückgrat bleiiert wurde.<sup>2)</sup> Dieser Kavallerieangriff konnte nicht glücken, da das Regiment in größter Übereilung, in Keilform, die tapfersten

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Cämmerer II 75; auch die Memoiren des Generals von Wolzogen, Leipzig 1851, S. 171.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu Unger, Blücher II 25.



Offiziere und besten Pferde voraus, an den Feind kam und nach empfangenen Infanteriesalven wieder umkehrte.

Der Zusammenhang im Kommando der vereinigten Armeen war gänzlich verloren gegangen, und Befehle von Wittgenstein habe ich seit dem Anfang der Schlacht nicht mehr vernommen; so tat dann ein jeder Befehlshaber, was er fürs Beste hielt.<sup>1)</sup> Alle eigentliche Ordnung in den Angriffen und dem Verteidigen der Dörfer hörte auf, die Dörfer Groß- und Klein-Görschen und Rahna gehörten mehrmals beiden fechtenden Parteien gemeinschaftlich. Man suchte immer neue Truppen herbeizuschaffen, was ich einmal mit dem Ostpreussischen Grenadier-Bataillon [Brigade Röder] und ein andermal mit vier russischen Bataillonen bewerkstelligte; das erste Mal, um Rahna, und das andere Mal, um Klein-Görschen zu unterstützen. Bei dem ersten Orte fand ich Zielinski, meinen Brigadier aus Königsberg, blessiert liegen und sorgte für ihn.

Durch diese Geschäfte war ich wieder von Gneisenau abgekommen, und da ich gehört hatte, er sei zu der Kavallerie geritten, so folgte ich ihm dahin, ohne ihn zu finden; was mir besonders schwer wurde, da ich nur das schlechteste meiner Pferde vom Morgen an ritt und der anderen nicht habhaft werden konnte. Ich fand Gneisenau hier nicht, da er nach dem Zentrum geritten war, kam aber gerade an, als die Franzosen wieder mit Infanterie aus Starzedel vorgehen wollten, was ihnen jedoch durch die Artillerie von Winkingerode erschwert wurde. Ich ritt darauf wieder nach Görschen, wo man sich fortwährend schlug, aber schon in die Defensiv geworfen war. Die alliierte Infanterie schlug sich gegen die bedeutend übermächtige französische; und unsere Kavallerie, welche stärker als die französische war, konnte nichts entscheiden, weil man ganz von dem ersten Plane abgegangen war, diese auf der Ebene in Flanke und Rücken des Feindes bei Lützen agieren zu lassen, und sich zwischen große, zusammenhängende Dörfer eingengt hatte.

Gegen Abend hörte das Gefecht auf, ohne daß ein Befehl dazu gegeben wurde. Ich hatte Gneisenau in dem letzten Dorfgesecht abermals verloren und traf auf Winkingerode, welcher von mir Bescheid haben wollte, da er auf seinem linken Flügel ganz vergessen sei; man sage aber, alles zöge sich zurück. Ich erklärte ihm, daß mir dies ganz unbekannt wäre, unsere Infanterie, namentlich die Gardejäger, teilweise noch Groß- und Klein-Görschen hielten, und da es anfing, dunkel zu werden, die Sache wohl unentschieden endigen würde. Dies war auch seine Meinung,

---

<sup>1)</sup> Auch General von Wolzogen sagt in seinen Memoiren (S. 170): „Niemand, oder jedermann kommandierte . . . . am allerwenigsten aber Wittgenstein.“

obgleich er auf seinem linken Flügel schon stark mit Artilleriefeuer flankiert wurde, sodaß die Kugeln bis ins Zentrum flogen.

Es gelang mir durchaus nicht, Gneisenau zu finden, weil er immer von einem Truppenteil zum andern ritt, und wo ich hinfam, war er eben gewesen. Da ich eben gerade deshalb nicht weiter zurückreiten wollte, so blieb ich, bis es dunkel wurde, immer zwischen Groß- und Klein-Görschen, welche Dörfer beide brannten, und in welchen sich unsere Truppen immer noch hielten, aber das Gefecht auch von des Feindes Seite anfang, schwach zu werden. Klein-Görschen wurde, ohne besonders bedrängt zu werden, verlassen,<sup>1)</sup> weil sich alle Brigaden der Preußen hinter Groß-Görschen zu ordnen suchten, welches Dorf am Süddende wenigstens in unserem Besiz blieb.

Als ich mich dahin begeben wollte, hörte ich bei Rahna ein neues Gefecht beginnen, und ich wandte mich also dorthin. Der Grund war ein Vorgehen der Franzosen zwischen diesem Dorfe und Starsiedel, vermutlich bloß, um zu rekognoszieren; sie stießen aber auf Infanterie vom Yorkschen Korps, und auch General Winkingerode ging mit etwas Kavallerie zur Unterstützung vor. Ich ritt mit diesem General lange herum, um auf irgend einen anderen Kommandierenden zu stoßen, und er schickte einen Adjutanten nach dem anderen ab, Befehle von dem Kaiser oder Wittgenstein zu holen.<sup>2)</sup> Diese fanden uns aber nicht wieder, da alle Truppen in Unordnung geraten waren und in der Dunkelheit durch einander hin- und hermarschierten, und da ich behauptete, man zöge sich nicht zurück, und wir seien noch im Besiz wenigstens von Groß-Görschen, so glaubte auch der General Winkingerode nicht an die oftmals kommenden Nachrichten von dem Rückzuge des rechten Flügels und des Zentrums.

Wir stiegen etwa 1000 Schritt vor Groß-Görschen von den Pferden und bivakierten daselbst, von wenigen Dragonern gedeckt, indem fast die ganze russische Kavallerie in einiger Entfernung links hinter uns ein Gleiches tat; auch sahen wir Feuer rechts hinter uns vom Yorkschen Korps.<sup>3)</sup> Es schien mir jezt selbst unwahrscheinlich, daß das brennende Groß-Görschen noch in unseren Händen sei; doch behauptete ich dies, weil es, nachdem ich selbst zuletzt noch darin gewesen war, ohne Gefecht müßte verlassen worden sein.

Um hierüber Gewißheit zu erhalten, nahm ich eine Abtheilung russischer Dragoner und ging damit gerade auf das genannte Dorf zu, da ich auf dem durch den Brand erhellten Terrain vor demselben keine Truppen bemerkte. Jedoch dicht vor dem Dorfe, vielleicht in einer Senkung des Terrains, stieß ich unworher-

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Osten-Sacken IIa 431.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu Unger, Blücher II 26.

<sup>3)</sup> Vgl. hierzu Osten-Sacken IIa 435.



gesehen auf einen französischen Vorposten, welcher gegen alle angenommenen Regeln 2 Kanonen bei sich hatte, und kaum war ich angekommen, so schossen auch beide Geschütze mit Kartätschen, ohne jedoch mir oder meinem Kommando zu schaden, da die Rohre eine schiefe Direktion hatten. Ich selbst und meine Begleiter waren über diese unvermutete Begrüßung auf gewiß nicht 30 Schritt so erschrocken, daß wir umkehrten und meine Leute so auseinanderstoben, daß an ein Zusammenbringen nicht mehr zu denken war; sonst hätten wir leicht die Geschütze nehmen können. Ich kehrte wieder um und ritt so nahe an der feindlichen Chaine entlang, daß ich dieselbe gegen das brennende Dorf ganz genau beobachten und sprechen hören konnte, ohne selbst, das Dunkel hinter mir, bemerkt zu werden. Ich war nun überzeugt, daß jetzt das Dorf in feindlichen Händen, aber nur schwach besetzt sei. Als ich mich jetzt wieder nach dem Bivak des Generals Winkigerode begeben wollte, kam ich in große Verlegenheit; denn erstens konnte ich dasselbe nicht finden, da er nicht gewagt hatte, Feuer machen zu lassen, und dann hörte ich auch kein Feldgeschrei. Ich trieb mich so eine Weile zwischen den beiderseitigen Vorposten herum, bis der Zufall mich auf einige meiner flüchtigen Begleiter stoßen ließ, die das Feldgeschrei hörten, und so kam ich endlich mit meinen entgegengesetzten Nachrichten an.

Wir brachten eine abscheuliche Nacht ohne Feuer und Lebensmittel, immer vergeblich auf Nachrichten zum künftigen Tage durch die von uns geschickten Adjutanten hoffend, zu. Mehrmals wurden wir von herumstreifenden feindlichen oder auch diesseitigen Truppen beunruhigt. Ich fand alte Bekannte aus dem Kriege von 1806—07 in der Umgebung von Winkigerode und durch dieselben Stärkung für mich und besonders mein todmüdes Pferd.

Der Tag [3. Mai] brach an, und das Schlachtfeld war vom Feinde leer. Aber auch von unseren Truppen war auf dem linken Ufer des Floßgrabens nur wenig zu sehen. Jedoch konnten wir eigentlich behaupten, das Schlachtfeld während der Nacht inne gehabt zu haben. Ich begab mich nun nach Pegau, und als ich daselbst um 9 Uhr auf dem Damm ankam, begegnete ich Gneisenau,<sup>1)</sup> welcher sehr verwundert war, mich zu sehen, indem er mich tot glaubte, noch mehr aber, als ich ihm sagte, daß ich eben dicht von Groß-Görschen herkomme, und kein Feind sich auf der großen Ebene zeige. Ich erfuhr zu meinem Erstaunen, daß der Befehl zum Rückzuge ohne Aufenthalt bis über die Elbe beschlossen war, und zwar für die Preußen über Borna und für das Wittgensteinsche Korps über Frohburg [9 km südöstlich]. Ich ritt ganz ermattet nach Pegau hinein, hoffend, daselbst meine Pferde zu finden, hörte aber, daß meine Leute schon mit dem Hauptquartier nach Borna abmarschiert

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Delbrück, Gneisenau I 301.

wären und mich tot glaubten. Überdem war Pegau schon gänzlich von preußischen Truppen leer, und nur die Infanterie des Winkingerodeschen Korps unter Prinz von Württemberg und die Kavallerie desselben zogen langsam durch die Stadt.

Ich zog ohne Umstände in einen leeren Stall, in welchem mehrere tote Menschen lagen, wo aber die Krippen bis oben voll Hafer waren, zäumte mein armes Pferd ab, welches sich gleich gütlich tat, machte die Stalltür zu und setzte mich gegen dieselbe, etwas zu schlafen. Es mochte wohl ein paar Stunden gedauert haben, daß ich so ruhig einen erquickenden Schlaf neben den Todes-schläfern geschlafen hatte, als ich durch ein heftiges Schießen erweckt wurde, und als ich den Kopf zum Stall hinausstreckte, flogen mir die Ziegelsteine von den durch die Kanonenkugeln gestreiften Dächern um den Kopf. Ich zog schnell mein Pferd aus dem Stall auf die Straße, da es mir unmöglich war, das von dem Schießen unruhig gewordene Pferd in demselben aufzuzäumen. Aber hier gelang es mir noch weniger, woran auch meine Unruhe Schuld sein mochte; denn ich bemerkte mit Schrecken aus den häufig ankommenden kleinen Kugeln, daß ich schon bei den letzten Truppen der Arrieregarde war. Ich warf dem Pferde die Zügel über den Kopf und machte nur, daß ich in den Sattel kam; denn die feindlichen Truppen drangen schon von allen Seiten in die Stadt und schickten mir noch manche Kugel nach, ohne mich oder das Pferd zu treffen.

Jenseits der Stadt auf dem Damm angekommen, brachte ich erst die Zäume meines Pferdes zurecht. Ich fand hier russische Infanterie und eine Abteilung preußischer Jäger [Gardejäger-Bataillon], die den Damm verteidigten, als die Franzosen aus der Stadt vorgingen. Etwas weiter zurück hatte sich der Prinz von Württemberg vorteilhaft auf einer Anhöhe aufgestellt, da er mit General Miloradowitsch die Arrieregarde der Armee machen sollte. Er hielt hier lange die Fortschritte des die französische Arrieregarde kommandierenden Vizekönigs von Italien auf,<sup>1)</sup> und ich blieb so lange bei ihm, bis er abzog, worauf ich der Kolonnenstraße meines Korps nach Borna folgte und daselbst, fast ohne Truppen zu sehen, ankam; denn dicht vor Borna fand ich erst unsere Arrieregarde unter Oberstleutnant von Rakler.

Man hatte im Hauptquartier Nachrichten bekommen, daß sich die Franzosen näherten, und da bei Borna keine Aufstellung zu nehmen sein sollte, so waren alle Truppen schon wieder in Marsch gesetzt und in voller Bewegung auf Lausitz.<sup>2)</sup> Kaum hatte ich mein Pferd an meine über meine Ankunft hoch erfreuten Leute abgegeben, als ich sogleich zum General Blücher eilte und ihm

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Osten-Sacken II a 467 f.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu Cämmerer II 94.



rappортиerte, daß wenigstens von der Seite, von wo ich herkäme, in 3 Stunden kein so starker Feind zu fürchten sei, daß ihn unsere Arrieregarde nicht einige Zeit aufhalten könne. Der kommandierende General entschloß sich darauf, noch ruhig in Borna zu essen, und marschierte erst gegen Abend mit dem Hauptquartier ganz ruhig ungezwungen ab.<sup>1)</sup>

Während meines dem General allein gemachten Rapports klagte er mir, daß seine Wunde ihn schmerze, und sein Doktor vermutlich schon abmarschiert sei. Ich bestrebe mich demnach, einen anderen Arzt zu suchen; da ich aber einen Militärarzt nicht gleich finden konnte, so holte ich den Stadtchirurgus herbei. Der alte Held zog sich darauf in dem Eßsaal aus und ließ, stehend sich an dem Tisch festhaltend, sich verbinden. Die Wunde war leicht, aber schmerzhaft; denn eine Gewehrkugel hatte ein Stück des Fleisches, welches bei fetten, alten Leuten über dem Rückgrat steht, weggerissen. Mit dieser Wunde und einem gleichfalls verwundeten Pferde war der zu gleicher Zeit mit Diarrhöe befallene feste Mann nicht einen Augenblick vom Schlachtfeld gewichen und hatte auch den Rückzug bis hierher immer zu Pferde gemacht. Ich belohnte den Arzt aus meiner Tasche, und der später so gefeierte alte Held erzeigte mir die Ehre, mir diese Kleinigkeit nicht wiederzugeben, sondern als ein Geschenk anzunehmen.

Am 4. Mai in Colditz [21 km östlich von Borna] angekommen, erhielt ich den wichtigen Auftrag, zu der russischen Armee zu gehen und die nächsten Märsche und Operationen mit den dortigen Befehlshabern zu verabreden. Ich war eben bereit abzureisen, als Oberstleutnant Müßling erschien, mir zu sagen, er habe den Befehl bekommen, mit mir zu reisen. Dies war ohne mein Wissen in einer Konferenz beschlossen worden, bei welcher der General York gegenwärtig gewesen war. Da Müßling älterer Offizier als ich war, hätte ich nun bei der Sendung eine subalterne Rolle spielen müssen; ich erklärte ihm also, nur er oder ich allein könnte reisen, nicht aber wir beide zusammen. Er versicherte mir darauf, daß er nichts zur Sendung beigetragen habe. Als ich aber dennoch bei meinem Entschluß blieb, ging er zurück, die Angelegenheit zu melden. Der General Gneisenau kam darauf zu mir, mir freundlich zurendend, ich sollte nur Müßling reisen lassen, ich würde einen ebenso ehrenvollen Auftrag erhalten, den Müßling bei seiner Unbekanntschaft mit der Armee nicht erfüllen könne. Ich sollte nämlich den verschiedenen Truppen bei dem Passieren des Defilees von Colditz die Wege anweisen, welche sie weiter auf den Straßen nach Waldheim oder Leisnig zu nehmen hätten, und die Kolonnen nach der neuen Bestimmung einteilen.<sup>2)</sup> Ich

<sup>1)</sup> Nach Unger, Blücher II 30, verließ Blücher Borna am 4. Mai früh morgens.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu Cämmerer II 98.

mußte mir die Sache nach der gegebenen Auslegung gefallen lassen und habe aus Grundsatz nicht nach der wahren Lage der Dinge gefragt, wäre aber bald bei der Ausführung meines neuen Auftrages in einen schlimmen Handel verwickelt worden.

Meiner Aufgabe gemäß hatte ich mich mit der Schreibtafel in der Hand auf den Scheideweg gestellt, wo die Kolonnen sich trennen sollten, und machte so für die verschiedenen Truppenabteilungen, wie sie ankamen, den Wegweiser. Einer dieser Truppenteile wollte meiner Anweisung nicht folgen, und ein Adjutant des Generals York sagte mir, dieser habe es anders befohlen. Ich erwiderte hierauf, dies könne der General nicht, da der kommandierende General Blücher es, wie ich es in seinem Namen bestimme, angeordnet habe, und zwang die Abteilung (Artillerie), wenigstens aus dem Wege zu fahren und das Weitere da abzuwarten, um den Marsch der folgenden Truppen nicht aufzuhalten.

Auf die an den General York von seinem Adjutanten gemachte Meldung kam jetzt dieser alte, hitzige Mann in vollem Lauf daher gerannt und redete mich in seiner mir schon bekannten Art wütend an. Er meinte, wo er befehle, habe kein anderer etwas zu sagen, und wie ich mich unterstehen könne, seinen Befehlen entgegen zu handeln. Ich antwortete ganz kalt, ich habe jetzt keine Befehle von ihm zu empfangen, sondern sei beauftragt, diejenigen des kommandierenden Generals in Ausführung zu bringen. Hierauf kam er außer sich und sagte: „Ich dünkte, Herr Major, Sie kennen mich von Königsberg her und wagen nicht, mir zu widersprechen.“ In seiner gesteigerten Hitze mochte er sich unserer Streitigkeiten von Königsberg nur dunkel erinnern und nicht bedenken, wie er damals gänzlich nachgeben mußte.<sup>1)</sup> Für einen Fremden mußte dies aber sehr zu meinem Nachteil klingen, und dieser Gedanke brachte mich aus meinem Gleichmut. Ich antwortete daher, diese Erinnerung könne mir nur Ehre bringen, und er werde mich heute ebensowenig wie damals von dem Wege meiner Pflicht abbringen; ich verlange demnach, daß die mir aufgetragenen Befehle des Oberbefehlshabers ausgeführt würden. Er begab sich darauf rasch hinweg, sprach dabei von Insubordination, Kopf vor die Füße legen, mochte sich aber doch besinnen, daß er unrecht habe, und sein edles Gemüt siegte.

Sein Lieblingsadjutant Schack kam hierauf zu mir und redete mir zu, um Gottes willen nichts weiter zu tun, ich riskiere alles mögliche. Ich tat auch weiter nichts, als bestand darauf, daß die Anordnung von Blücher befolgt wurde, und habe keine weiteren Folgen erlebt. Im Gegenteil hat mir York schon den folgenden Tag großmütigerweise seine Gewogenheit bewiesen.

<sup>1)</sup> Vgl. S. 34 ff.



Die Stadt Colditz blieb von zwei Bataillonen der Brigade Steinmehz und einigen Kanonen besetzt, und als am 5. Mai morgens der Feind dies Defilee über die einzige abgebrochene Brücke der Mulde passieren wollte, entstand ein außerordentliches Stadtgefecht.<sup>1)</sup> Die Besatzung der Stadt, von dem Reste der Brigade Steinmehz unterstützt, verteidigte sich aufs tapferste. Ich war bei diesen Truppen zurückgeblieben und hielt mich bei den Geschützen auf, welche äußerst vorteilhaft auf dem Schloßberge aufgestellt waren. Trotz aller Anstrengung und der zehnfachen Überzahl der Feinde gelang es ihnen nicht, das Defilee zu erzwingen; sie mußten sich entschließen, durch die Mulde zu gehen, wonach die Posten nicht mehr zu verteidigen waren. Die Stadt war nun bald mit Feinden angefüllt, aber die Kanonen auf dem Schloßberge konnten noch eine Zeit lang in ihre dichten Massen wirken.

Man hatte in dem Tiergarten hinter dem Schloßberge ein Stück Mauer eingerissen, und auf der entgegengesetzten Seite gleichfalls. Dies verschaffte die Möglichkeit, leicht abzuziehen, ohne fürs erste umgangen werden zu können. Wir blieben deshalb, mit der ungeheuersten Wirkung schießend, auf diesem Punkte, bis die Tirailleurs uns Pferde und Leute blessierten und die höchste Zeit des Rückzuges eintrat. Die Franzosen mochten uns schon für eine gewisse Beute ansehen. Ich erreichte mit den Geschützen glücklich vor dem Feinde die große Straße nach Döbeln. Hier begegnete ich York, der mir freundlich einen guten Morgen bot und das eben Geschehene mit den kräftigen Worten lobte: „Das war recht, mein tapferer Wedel, ich dachte schon, Ihr wäret verloren!“ Gewiß ein edles Betragen von diesem großen, aber hitzigen, despotischen Manne, der nun unseren gestrigen Streit vergessen zu haben schien.

Die preußischen Truppen gingen über Leisnig nach Döbeln, ausgenommen die Brigade Steinmehz, welche die große für die russischen Truppen bestimmte Straße nach Waldheim hielt und sich auf derselben in beständigem Gefechte zurückzog. Die Franzosen wurden hierdurch getäuscht und glaubten, die preußische Armee zu drängen, da sie diese einzige Brigade, welche sich mit Leichtigkeit bewegen konnte und zuletzt von den Russen aufgenommen wurde, für die preußische Arrieregarde hielten und große Kräfte dagegen verschwendeten, während sich die preußischen Hauptkolonnen auf beschwerlichen Wegen glücklicherweise ungestört zurückzogen.<sup>2)</sup>

Ich ward [6. Mai] nach Meißzen vorausgeschickt, auf welchem Punkte sich die preußische Armee über die Elbe ziehen wollte. Bei Meißzen, auf dem linken Ufer der Elbe, hatten wir bedeutende

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Ostens-Sacken IIa 494 f. u. Cämmerer II 100.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu Ostens-Sacken IIa 495 u. Cämmerer II 100.

Berschanzungen errichten lassen, um daselbst Herr des Überganges über die Elbe zu bleiben, sowohl beim Rückzuge als zur Wiedergreifung der Offensive. Die Schanzen waren einzeln gut gebaut, doch erfüllten sie bei der veränderten Lage der Dinge, wo an eine Verteidigung der ganzen Elbe nicht mehr gedacht werden konnte, nicht den oben genannten Zweck. Man gab die großmütige Erhaltung der Stadt Meissen als Grund an, weshalb man die schon genommene Position auf dem linken Ufer nicht verteidigen wolle, und das ganze preußische Armeekorps zog sich ruhig über eine Schiffsbrücke, da die eigentliche Brücke früher abgebrannt war. Blücher nahm sein Hauptquartier in Cölln [östl. Meissen], dann gegen Abend in Proschwitz [nördl. Meissen].<sup>1)</sup>

Am 7. Mai bekam ich den Auftrag, die Schiffsbrücke abbrennen zu lassen, wenn alle Truppen hinüber wären. Alles war schon dazu vorbereitet. Die Franzosen folgten den letzten Truppen auf dem Fuße und wollten die Brücke zu erhalten suchen, wodurch sich ein heftiges Tirailleurfeuer entspann. Die Franzosen warfen sich in die nicht in Brand geratenen Rähne der Brücke und setzten sich auf den nahen Pfeilern der alten abgebrannten Brücke fest, von wo aus sie sehr gut das rechte Ufer mit ihren Gewehrschüssen erreichten. Ich verließ jedoch meinen Platz nicht eher, bis die Brücke gehörig zerstört war, und mußte darauf an den Felsen des rechten Ufers ein völliges Reihenfeuer aushalten, ohne getroffen zu werden, obgleich das Blei der sich an den Felsen zerschellenden Kugeln mir mehrmals um den Kopf flog und in das Gesicht spritzte, so daß ich davon blutete.<sup>2)</sup>

Wir hatten in dem Dorfe Cölln unsere Bäckerei etabliert und wünschten sehr, dieselbe noch daselbst abbaen zu lassen. Die Franzosen mochten aber davon Nachricht haben und beschossen deshalb dies Dorf vom linken Ufer her tüchtig und wirksam mit Kanonen. Dies wirkte so sehr auf den Mut der Bäckerseelen, daß diese Leute eiligst ihren Kampfplatz verließen und wie ein Bienenschwarm auf der entgegengesetzten Seite des Dorfes auf das freie Feld liefen. Mit Hilfe eines Kommandos brauner Husaren trieb ich zwar einen Teil der Pflichtvergesenen an ihre Öfen zurück, jedoch erhielt die Armee erst am Abend ihr halbfertiges Brot.

Der Ort des Hauptquartiers, Proschwitz, war sehr unvorsichtig gewählt, indem er dicht am rechten Ufer der Elbe, jedoch durch eine Erhöhung etwas gedeckt, lag. Dennoch konnte der Feind uns durch Bogenschüsse daraus vertreiben. Als ich ankam, machte

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Osten-Sacken IIa 504.

<sup>2)</sup> Vgl. die Memoiren Ludwigs von Reiche (Hsg. v. Welzien, Leipzig 1857, I 276 f.), welcher berichtet, daß er den Auftrag erhielt, die Verbrennung zu bewerkstelligen; dazu noch: Erinnerungen aus dem alten Preußen, bearbeitet von D. von Malachowski, Leipzig 1897, S. 74 ff.



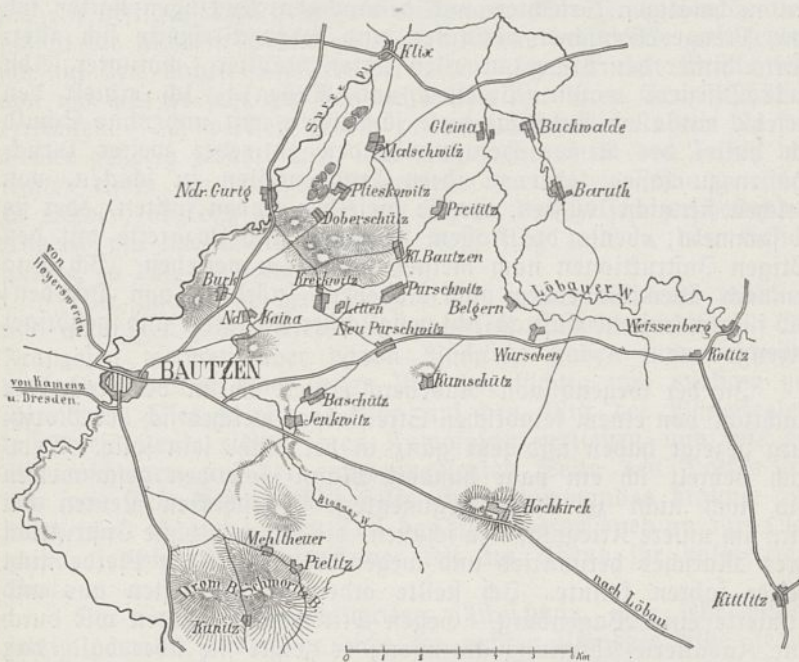
ich Blücher darüber meine Bemerkungen, wie es als Kommandant des Hauptquartiers auch meine Schuldigkeit war. Der alte Herr, welcher das Dorf selbst zum Hauptquartier gewählt hatte, nahm lachend meine Bemerkung als einen Verweis auf, gab mir aber recht. Gleichwohl erklärte er, zu faul zu sein, um zum zweiten Male sein Quartier verändern zu sollen (er hatte sich erst auch so geradezu in Cölln etabliert); ich möge ihn schützen, wie ich könne. Dies bewerkstelligte ich dadurch, daß ich alles vermeiden ließ, was dem Feinde das Hauptquartier verraten konnte, und einige Truppen zur Verwehrung eines nächtlichen Überfalls durch Landung aufstellte.

Das Korps unter Blücher marschierte [9. Mai] über Großenhain nach Königsbrück; von da nahm es die Direktion über Ramenz nach Bauzen, ohne eigentliche Gefechte zu liefern. Ich bekam auf diesem Rückzuge einen sehr schwierigen und unangenehmen Auftrag. Schon von der Schlacht bei Groß-Görsichen her und von den nachmaligen Gefechten und beständigen Rückzügen hatten sich eine Menge Menschen verlaufen und leicht Blessierte sich allerwärts hinter der Armee in allen Orten etabliert, worunter selbst viele Offiziere waren (Preußen und Russen). Ich erhielt den Befehl, mit aller Autorität diese sämtlichen, mit und ohne Schuld sich hinter der Armee Herumtreibenden entweder weiter zurückschaffen zu lassen, oder zu ihren Truppenteilen zu schicken, von welchen sie nicht wußten, wo sie dieselben finden sollten, oder sie zu sammeln; ebenso die Kassen, Bagagen und Lazarette mit den nötigen Instruktionen nach meiner Ansicht zu versehen. Ich ging demnach über Radeburg nach Radeberg [nördlich von Dresden] und führte meinen Auftrag mit möglichster Tätigkeit und gehöriger Strenge aus.

In der Gegend von Radeberg erhielt ich in der Nacht die Nachricht von einem feindlichen Streifkorps, welches sich bei Moritzburg gezeigt haben und jetzt ganz in der Nähe sein solle. Demnach behielt ich ein paar hundert Mann von den gesammelten und noch nicht zu ihren Regimentern abgeschickten Leuten bei mir, um unsere Kriegskasse zu schützen, die sich auch ohne Instruktion ihres Marsches herumtrieb und wegen Mattigkeit der Pferde nicht weiter fahren konnte. Ich stellte ordentlich Vorposten aus und formierte eine Wagenburg. Gegen Mitternacht wurden wir durch eine Kavallerie-Abteilung alarmiert; es zeigte sich aber bald, daß es ein Streifkommando der russischen Garde-Manen von 40 Pferden war, welches sich gänzlich verirrt hatte und sich gern gefallen ließ, bis zum Abbruch des Lagers unter mein Kommando zu treten.

Am 12. Mai begab ich mich wieder ins Hauptquartier und zog mit demselben weiter nach Bauzen zurück, wo wir glücklich ankamen.

Am 13. Mai nahm Blücher sein Hauptquartier in Kumschütz. Der König und der Kaiser nahmen ihr Hauptquartier in dem Dorfe Wurschen.<sup>1)</sup> Bauzen wurde zur Verteidigung eingerichtet, und die alliirte Armee nahm eine Stellung mit dem linken Flügel an das Lausitzer Gebirge und mit dem rechten an die Spree gegen Nieder-Curig. Diese Stellung dicht hinter Bauzen mit der Spree nahe vor der Front wurde als unzweckmäßig gefunden, und eine andere weiter rückwärts als Hauptposition genommen, während Bauzen und die erstere Position noch durch Vortruppen gehalten wurde. Die Hauptposition, welche etwas befestigt und in der die Schlacht angenommen wurde, erstreckte sich in einer Länge von mehr als zwei Meilen vom Fuße des Waldgebirges über Pielitz, Mehltheuer, Jenkwitz, Baschütz, Litten, Kreckwitz, Doberschütz, Pleskowitz und Malschwitz. Gleina bis Buchwalde kam nachmals noch dazu, als das russische Korps des Generals Barclay de Tolly in die Linie rückte.<sup>2)</sup>



Für den größten Teil der alliirten Armee waren bis zum 20. Mai Ruhetage eingetreten; nur diejenigen Truppen, welche

<sup>1)</sup> Der Zar hatte sein Quartier in Wurschütz.

<sup>2)</sup> Vgl. über die Stellung der Verbündeten Osten-Sachsen II b 97 ff., Cämmerer II 173 f. u. Friederich I 265 ff.



noch auf dem linken Ufer der Spree standen, kamen nach und nach, wie sie von den einzelnen heranrückenden französischen Korps zurückgedrängt wurden, zu Gefechten, die, ohne etwas zu entscheiden, öfters zum Vorteil der Zurückziehenden ausfielen.

Am 16. Mai kam der General Barclay de Tolly zur Verstärkung der preußischen Armee mit einem Korps an, welches zu 15.000 Mann angegeben wurde. Da dieses Korps den General York in seiner Stellung auf dem rechten Flügel ablöste, so nahm das Yorksche Korps einen anderen Platz in der großen Position der alliierten Armee bei Neu-Purschwitz ein, den rechten Flügel an Litten, den linken an die Straße, welche von Görlich nach Baußen führt, gelehnt.<sup>1)</sup>

Ich ward vom General Blücher geschickt, um zu sehen, ob das Korps von York sich dem Befehle gemäß aufgestellt habe, und kam bei dieser Gelegenheit fast abermals in einen großen Streit mit dem General, welcher, neidisch auf Blücher, diesem nicht gern gehorchte und lieber selbst das Oberkommando der preußischen Hauptarmee gehabt hätte. Ich meldete mich bescheiden wegen meiner Kommission bei ihm. Er fand in derselben aber eine Beleidigung gegen sich, wollte mich abweisen und obendrein noch mit einigen Spitzreden für Blücher versehen. Da er mich aber entschieden sah, meinen Auftrag auszuführen, und ich seine Bestellungen gänzlich von mir wies, wurde er ruhiger und erleichterte mir endlich selbst gütig mein Geschäft, welches ich zur Zufriedenheit beendigte.

In dieser Zeit war die Kabale beschäftigt, Blücher das Kommando der preußischen Armee zu nehmen und vielleicht an York zu geben, welcher auch sehr danach strebte.<sup>2)</sup> Deshalb gehört folgende Anekdote hierher: Obgleich York, als jüngerer General, sich bei allen Zusammenkünften mit Blücher bei diesem immer als dem Älteren gemeldet hatte, so war doch sein Korps bis jetzt unter dem allgemeinen Oberbefehl Wittgensteins ebenso selbständig als das Blüchersche betrachtet worden. Nun wurden aber alle preußischen Truppen unter Blücher vereinigt.<sup>3)</sup> Als sich York deswegen bei Blücher meldete, hätte er sich gern einige Selbständigkeit vorbehalten und redete daher Blücher in Gneisenaus und meiner Gegenwart fragend an, wie sich ihr beiderseitiges Verhältnis stellen würde. Blücher antwortete hierauf in seiner bekannten Weise: „3! alter York, was machst Du für Umstände. Wenn wir beide zusammenkommen, bleibt es beim Älten, ich befehle, Du gehorchst.“

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Cämmerer II 181.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu: Das Tagebuch des Generals der Kavallerie Grafen von Nostitz, Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Hsg. v. Großen Generalstab, Heft 5 S. 52.

<sup>3)</sup> Vgl. hierzu Cämmerer II 183.

Somit hatten alle Redensarten ein Ende und Blücher die Lacher auf seiner Seite.<sup>1)</sup>

Wegen der Wahl der Stellung bei Bauzen war man sehr uneinig, ebenso über die Befestigung derselben und über den wahrscheinlichen Angriffspunkt des Feindes. Eines Tages kam der König, ganz allein von seinem Generaladjutanten Knesebel begleitet, um mit diesem die Position zu bereiten, und traf mich in gleicher Absicht beschäftigt, worauf er mir befahl, ihn zu führen. Der König tadelte mit großer Sachkenntnis die Position und schien höchst mißmutig, wozu er die gerechteste Ursache hatte. Der General von Knesebel konnte dem König in seinem wahren Feldherrnurteil nur beipflichten, bemerkte jedoch dabei, wie die Fehler der Position durch Verschanzungen verbessert wären und durch die Anwendung der Truppen gehoben werden könnten. Der König blieb aber in einem Tadeln, worin Knesebel, wie es mir schien, einen Tadel gegen sich fand; denn er hatte mit für diese Stellung der Armee gestimmt.<sup>2)</sup> Er erwiderte deshalb dem König, er verteidige keineswegs die Unangreifbarkeit der Position, wie es denn überhaupt selten eine solche gäbe; nur habe er die Überzeugung, daß es außerhalb der schlesischen Grenze keine bessere gäbe, und er fügte hinzu: „Euer Majestät haben ja noch zu entscheiden, ob man die Position aufgeben und eine andere über der schlesischen Grenze wählen soll“. Hierüber wurde der König ganz verdrießlich, machte einige beißende Bemerkungen und eilte nach dem Hauptquartier zurück. Er ließ sich dabei von dem Reitknecht eine Mütze und einen Kantschu geben und sagte: „Da habe ich ja meine Krone und meinen Zepher!“

Bis zum 19. Mai wurden verschiedene Rekognoszierungen gemacht, welche kein anderes Resultat als unbedeutende Gefechte herbeiführten, ohne daß man den Feind zwingen konnte, seine Hauptmassen zu zeigen.

An diesem Tage erhielt der General Barclay den Auftrag, mit seinem Korps, den Grenadieren unter Rajewsky und dem Korps York, im ganzen nicht mehr als 23.000 [24.000] Mann, auf das linke Spreeweiser zu gehen, in der Richtung nach Hoyerswerda zu marschieren und das Korps unter Lauriston, welches zu seiner Vereinigung mit der großen französischen Armee heranrückte, daran zu verhindern oder einzeln zu schlagen. Man traf aber auf mehr Truppen, als man erwartet hatte, nämlich auch auf das Korps unter Bertrand [Division Peyri]. Das hieraus entstehende Gefecht, welches das bei Königswartha [und Weißig] genannt wurde, war nur unter die unglücklichen zu zählen, so viel Ehre

<sup>1)</sup> Nach dem Tagebuch des Grafen Rostiz (S. 56) hat Blücher eine ähnliche Äußerung am 25. August in Jauer gegen York getan.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu Otten-Saden IIb 102.



es auch den verbundenen Truppen wegen der dabei gezeigten Tapferkeit machte. Besonders verlor das schwache Yorksche Korps bedeutend.<sup>1)</sup>

Die ganze französische Armee war nun vereinigt und schon jetzt mit einer bedeutenden Macht in der rechten Flanke der vereinigten preußisch-russischen Truppen aufgestellt. Demungeachtet äußerte der Titular-Oberfeldherr Wittgenstein die Überzeugung, daß seiner Armee die größere Gefahr von der linken Seite drohe, und sein Augenmerk war deshalb bis kurz vor der Schlacht dahin gerichtet.<sup>2)</sup>

Ich beschreibe hier nicht die Schlacht, da dies, mehr oder weniger gut, vielmals geschehen ist, und ich es auch nicht vollkommen vermag; sondern ich füge hier nur eine Erzählung meiner Wirkksamkeit in derselben und den Auszug aus einigen Originalrapporten bei, in welchen mein Name genannt ist.<sup>3)</sup>

Raum waren die Truppen unter Barclay und York am 20. Mai, von ihrer verunglückten Expedition zurückkehrend, in die Stellung bei Bauzen wieder eingerückt, als das französische Heer die Stadt und die rechts und links daneben in der Vorposition stehenden Korps unter Kleist und Miloradowitsch mit großer Übermacht angriff. Die Stadt ging wegen vieler Fehler bei der Verteidigung und auch vielleicht darum zu schnell verloren, weil man die darin aufgestellten Truppen nicht der Gefahr aussetzen wollte, abgeschnitten oder gefangen zu werden.<sup>4)</sup> Man kann hieraus schon das wenige Vertrauen erkennen, welches man auf seine Kräfte zum Gewinn der bevorstehenden Schlacht hatte, und dennoch mußte man aus politischen und moralischen Gründen die Schlacht annehmen. Nun wandte sich das Hauptgefecht gegen die daneben stehenden Truppen, von denen die unter Miloradowitsch und Eugen von Württemberg in die waldigen Höhen des Drohm- und Schmorizberges zurückgedrängt wurden, während die Höhen bei Burk, wo Kleist kommandierte, mit überlegenen Kräften angegriffen wurden [5 Uhr nachmittags].

Die Monarchen hielten am Anfang des Gefechts auf einem Hügel bei Nieder-Kaina. Als sie von hier verschiedene Bewegungen beim Korps von Barclay auf dem Windmühlenberge bei Gleina

<sup>1)</sup> Vgl. über diese Gefechte Osten-Sachsen II b 80 ff., Cämmerer II 197 ff. u. Friederich I 271 ff.

<sup>2)</sup> Diese vom Zaren und seinem Hauptquartier vertretene Überzeugung wurde im Gegenteil von Wittgenstein energisch bekämpft; vgl. hierzu Osten-Sachsen II b 109.

<sup>3)</sup> Vgl. zum Verständnis der von Wedel geschilderten Episoden die zusammenhängenden Darstellungen der Schlacht bei Osten-Sachsen II b 116 ff., Cämmerer II 207 ff. u. Friederich I 273 ff.

<sup>4)</sup> Nach Wittgensteins Schlachtbefehl sollte in der Vorposition kein hartnäckiger Widerstand geleistet werden; vgl. Cämmerer II 212; dazu noch Unger, Blücher II 39.

bemerkten und fürchteten, dies sei durch einen bevorstehenden Angriff des Feindes von Kliz und Malschwitz aus veranlaßt, wurde ich hingeschickt, hierüber Erkundigungen einzuziehen. Die Bewegungen erfolgten aber nur, um einige für nützlich gehaltene Änderungen in der Aufstellung des Korps vorzunehmen. Es wurde auch heute nicht angegriffen. Als ich diese Meldung machte, fand ich die Monarchen noch auf derselben Höhe. Sie wurden durch meine Meldung sehr beruhigt, da man schon heute einen Angriff daselbst mit vielem Grunde fürchtete. Bald aber kamen andere den meinigen widersprechende Rapporte von Leuten, welche gewöhnt waren, ihre Weisheit durch Fernrohre einzusaugen, und, sich in Suppositionen erschöpfend, die Wirklichkeit so schlecht sahen, daß sie Freund und Feind verwechselten. Dies konnte ich nicht dulden und erklärte beleidigt dem Kaiser und dem König mit Verpändung meines Ehrenwortes in Gegenwart der Klugsprecher, daß meine Meldung richtig sei und die durchs Fernrohr bemerkten gefürchteten Kolonnen russische Truppen wären, was sich bald darauf als vollkommen richtig erwies.

Der General von Kleist mußte nun der Übermacht weichen und die Position bei Burk aufgeben. Ich erhielt den Befehl, ihm drei Bataillone und eine Batterie vom Korps von Blücher zu seiner Verstärkung zuzuführen, was ich unter den Augen der Monarchen tat, die jetzt dem Kanonen- und auch Kleingewehrfeuer so sehr ausgesetzt waren, daß sie ihren Standpunkt veränderten. Ich kam mit den Verstärkungen gerade zur rechten Zeit an, um den General von Kleist, der sich so tapfer geschlagen hatte, aufzunehmen, worauf dieser sich unter ihrem Schutze am Abend [7 Uhr] in die Position bei Litten zurückzog.<sup>1)</sup>

Während ich diese Truppen herbeiholte, hatte ich einen närrischen Auftritt mit einem Freiwilligen. Ich ritt ihnen nämlich voraus, um besser die Wege zeigen zu können, welche sie quer über die zum Teil mit hohem Korn bestandenen Felder zu nehmen hatten. Auf einmal hörte ich hinter mir ein Geschrei, worin ich die Worte: „Feinde, Vaterland, Freiheit“ unterschied. Ich sah mich erschrocken um; denn ich glaubte, man habe etwa einen Feind im Rücken entdeckt, und ich sah einen Freiwilligen, welcher vor dem einen Bataillon mit erhobener Büchse vorauslief und das Geschrei veranlaßte, obgleich noch kein Feind zu sehen war. Ich ritt auf den jungen Mann zu, der, wie sich bald zeigte, nur aus Mutlosigkeit den Tapferen spielte, und befahl ihm, wie es der Kommandeur des Bataillons schon getan hatte, zu schweigen und wieder einzutreten. Er gebärdete sich aber wie ein Narr und zeigte

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Osten-Sacken IIb 123 f. u. Cämmerer II 215. Rahden (Wanderungen eines alten Soldaten, Berlin 1847, I 101) behauptet, daß nur sein Bataillon (2. Schles. Inf.-Rgt.) von Blücher geschickt wurde.



mir den Aufschlag einiger uns schon erreichender Kanonenkugeln, die ich gar nicht beachtet hatte. Darauf zwang ich ihn spottend mit einigen flachen Degenhieben, seine theatralische Verspottung der Hundsfütterei aufzugeben.

Als ich nach diesem Auftritt im hohen Korn wieder vorwärts ritt, ward ich auf einmal fast in einen ebenso großen Schrecken versetzt, wie der Freiwillige durch die erste Kanonenkugel, welche er pfeifen hörte. Es erhob sich nämlich plötzlich an meiner Seite, wo man höchstens einen Hasen erwarten konnte, ein ungeheures Kamel. Diese Tiere wurden mehrfach bei der russischen Armee verwendet. Mein Pferd, welches ebenso erschrocken war wie ich, wurde ganz toll, und ich konnte es lange nicht besänftigen.

In dem Wirtshause in Puschwitz wurde in der Nacht ein Kriegsrat gehalten<sup>1)</sup> und unter anderem beschlossen, die Besetzung der Kreckwitzer Höhen noch durch 4 schwere Batterien der russischen Reserveartillerie zu verstärken.<sup>2)</sup> Mir wurde der Auftrag gegeben, diese Kanonen mit Tagesanbruch von dem linken Flügel, wo diese Artillerie stand, nach dem rechten zu schaffen. Ich machte dem General Gneisenau Vorstellungen gegen diese fast unmöglich zu lösende Aufgabe, jedoch vergebens; und da ich die Positionen gut kannte und auch in der russischen Armee bekannt war, so mußte ich diesen Auftrag trotz seiner Schwierigkeit übernehmen. Von den vielen Wachtfeuern geblendet, verfehlte ich aber bald die mir bekannten Kommunikationswege und verlor auch eine russisch sprechende Ordonnanz, welche mit dem Pferde gestürzt war. Gegen Mitternacht fand ich dennoch endlich mit unsäglicher Mühe die Reserve-Artillerie unter dem Befehle des Generalleutnant Fürst Tschwill, der mich schon vom Kriege 1806—1807 her kannte, aber mich gänzlich verleugnete, da er keineswegs gesonnen war, meine Forderung, die ich im Namen des Kaisers, freilich unvorsichtigerweise nur mündlich machen konnte, zu erfüllen. Ich erklärte ihm, daß die Verantwortung auf ihn fallen würde, ich mich aber nicht unverrichteter Sache zurückschicken ließe, sondern bei ihm bliebe. Darauf legte ich mich zu ihm ans Wachtfeuer und stellte seinen verschiedenen Adjutanten die mir von dem Kaiser aufgetragene Angelegenheit auf alle Weise vor. Zufällig erkannte ich unter

<sup>1)</sup> Wedel bestätigt hiermit die von Osten-Saden (II b 135) vertretene Auffassung über die in Puschwitz, dem Hauptquartier des Kaisers, erfolgte Beratung; vgl. hierzu Cämmerer (II 217), der die Frage ganz offen läßt, und Friederich (I 278), nach dem nur ein Kriegsrat in Warschen, dem Hauptquartier des Königs, stattgefunden habe.

<sup>2)</sup> Um diese Artillerie hatte Gneisenau, der sich mit Müßling nach Puschwitz zum Befehlsempfang begeben hatte, in der Beratung gebeten. Welche Bedeutung er dieser Unterstützung beimaß, erhellt aus einem Briefe, den er am Morgen des 21. Mai an Hardenberg schrieb; in ihm heißt es: „Kommt die mir versprochene russische Artillerie noch an, so ist das Schicksal des Tages nicht zweifelhaft.“ Vgl. hierzu Unger, Blücher II 39.

denselben einen, welcher sich ganz versteckt hielt, der mir aber vor sechs Jahren während und nach dem Kriege in Preußen und in Wilna in seiner Funktion als Adjutant des Generals Jaszwill öfters ein Kotelett offeriert hatte, um mich zu fesseln, wenn sein General Bank machte. An diesen wandte ich mich und zwang ihn, den Fürsten an meine Person zu erinnern. Trotzdem konnte ich nichts erlangen, bis zufällig Diebitsch kam, welcher zur großen Schanze des linken Flügels ritt; und da dieser zugegen gewesen war, als ich meine Abfertigung in Gegenwart des Kaisers bekam, rief ich ihn zu meiner Unterstützung auf, worauf er auch sogleich dem Fürsten die Wahrheit und Wichtigkeit meines Auftrages bemerklich machte und die Übergabe von 24 Zwölfpfündern bewirkte.<sup>1)</sup>

Als ich mit Tagesanbruch mit meinen russischen Geschützen zu Blücher kam, hatte mein alter Bedienter Thielmann in einer blechernen Büchse Kaffee gekocht und überreichte mir denselben zu meiner Erquickung, deren ich sehr bedurfte. Eben hatte mir Blücher geklagt, daß er auch die ganze Nacht ohne alle Erquickung und frierend zugebracht habe, da seine Equipagen zurückgegangen wären und sich wahrscheinlich verirrt hätten. Ich konnte nun die Freude haben, dem alten Helden meinen Kaffee in dem blechernen Gefäß anzubieten, was er aber nur nach langem Weigern unter der Bedingung annahm, mit mir zu teilen.

In der Furcht, daß ich mit den Geschützen nicht kommen würde, hatte der General Blücher mir einen seiner Adjutanten, Graf Moltke, entgegen geschickt. Dieser begegnete der einen Hälfte der Geschütze, welche etwas zurückgeblieben war, während die anderen 24 schon in der Position auf den Kredwitzer Höhen standen und sich hören ließen.<sup>2)</sup> Der Adjutant bemerkte mich nicht bei seiner Ankunft und meldete Blücher, daß er die Geschütze bringe, von mir wäre nichts zu hören und zu sehen. Da trat ich aber beleidigt hervor und verwies ihm seine falsche Meldung und seine Anmaßung, wodurch er ganz beschämt und verwirrt, aber auch, wie ich glaube, mein Feind wurde.

Das Gefecht fing nach 5 Uhr fast zu gleicher Zeit auf der ganzen Schlachtlinie an, aber unser Augenmerk war besonders auf den rechten Flügel gerichtet, wo General Barclay auf dem Windmühlenberge von Gleina kommandierte. Nach wenigen Stunden [9 Uhr] sahen wir auch mit Schrecken die Franzosen [Division Souham] große Fortschritte daselbst machen und das russische Korps von seiner vorteilhaften Höhe nach Preititz zurückdrängen.

<sup>1)</sup> Außerdem noch 24 Sechspfünder; vgl. Unger II 40.

<sup>2)</sup> Diese 24 russischen Zwölfpfünder mußten bald aus Mangel an Munition abfahren; vgl. Müßling, Die preußisch-russische Campagne im Jahre 1813, Breslau 1813, S. 35. Dazu noch: Aus dem Leben des Generals Oldwig von Raßmer, Berlin 1876, I 140.



Der Oberstleutnant von Müßling war dorthin geschickt worden<sup>1)</sup> und brachte die Meldung zurück, daß sich Barclay vor der Übermacht zurückziehen und bei Baruth aufstellen wolle, um den Rücken der Armee zu decken. Unsere rechte Flanke blieb aber dadurch gänzlich preisgegeben, und es mußten Anstalten getroffen werden, diese zu schützen. Demnach erhielten General von Kleist mit seinem nicht viel über 4000 [3000] Mann starken Korps und General von Röder mit der brandenburgischen Brigade, welche bis jetzt als Reserve des Blücherschen Korps aufgestellt war, den Befehl, gegen Preititz zu marschieren.<sup>2)</sup>

Ich bekam den Auftrag, den General Barclay zu vermögen, sich wenigstens in Preititz so lange zu halten, bis die Verstärkungen ankämen, und diesen dann die Angriffspunkte anzuweisen. Ich traf aber Barclay erst, als sein ganzes Korps Preititz schon [11 Uhr] geräumt hatte, und er mit völliger Hingebung seiner Person die letzten Tirailleurs sammelte. Daran erkannte ich den tapferen Mann wieder, den ich nach der Schlacht bei Pr.-Eylau in ähnlichen Verhältnissen kennen gelernt hatte. Ich beschwor ihn, seine Truppen halten zu lassen, da die Verstärkungen schon ganz nahe wären. Er zeigte mir die fliehenden Bataillone und sagte: „Sie sehen meinen guten Willen, aber ebenso die Unmöglichkeit für mich, Preititz wiederzunehmen; ich belege mich jetzt nach Baruth, um die durch Lauriston sehr bedrohte Rückzugslinie auf Weitzenberg zu decken.“ Nach dieser Erklärung zog er, seine Truppen nach und nach sammelnd, ab, ohne verfolgt zu werden, und stellte sich bei Baruth auf.

Während sich die Franzosen in Preititz festsetzten, jagte ich den herbeieilenden Reserven entgegen. Die brandenburgische Brigade schickte 3 Bataillone, 2 Eskadrons und 1 Batterie voraus, welche das Dorf Preititz auf der rechten Seite stürmend angriffen, während 4 Bataillone nebst einigen [4] Eskadrons und einer [3] Batterie links vom Dorfe auf einer Wiese vorrückten.<sup>3)</sup> Bei diesen letzteren Truppen blieb ich und ging mit der Batterie den feindlichen Kolonnen, welche sich neben dem Dorfe formierten, entgegen.<sup>4)</sup> Ich befahl derselben, nicht eher zu schießen, bis ich es

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Oten-Saden IIb 159.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu Oten-Saden IIb 169 f. u. Cämmerer II 228.

<sup>3)</sup> Vgl. hierzu Oten-Saden IIb 169 f. u. Cämmerer II 228.

<sup>4)</sup> Wedel hatte dem zweiten Teil der Brigade Röder im Auftrage Blüchers den Befehl überbracht, Preititz von der linken Seite anzugreifen; vgl. hierzu Cämmerer II 345 Anm. 56. Der hierauf bezügliche Abschnitt des von Cämmerer genannten Berichtes des Generals von Röder befindet sich abschriftlich im Nachlaß von Wedel. Er lautet: „Ich war mit der Tete des Restes meiner Brigade soeben durch das Dorf Klein-Bauzen gegangen, als der Major von Wedel vom Generalstab mir den Befehl brachte, anstatt mit der ganzen Brigade vereint, Preititz links lassend, vorzugehen und so, wie ich beabsichtigte, in Verbindung mit dem General von Kleist gegen die linke

befehlen würde, mit dem Vorsatze, dieselbe so nahe wie möglich an die dicht gedrängten feindlichen Massen zu bringen. Auf 600 bis 800 Schritt wollte ich endlich halten lassen, da uns die Geschwehrgewehrkugeln schon zahlreich erreichten. Der Kommandeur der Batterie hörte aber gar nicht, sondern fuhr verwegen immer weiter vor, und als ich dies endlich nicht mehr zugeben wollte, gestand er mir, er habe nur Kartätschen bei sich. Während des Zwiesgesprächs waren wir bis auf etwa 400 Schritt an den Feind gekommen, und die Batterie fing nun mit der größten Ordnung und Schnelligkeit ein so mörderisches Feuer an, daß die avancieren wollenden Kolonnen augenblicklich Halt und Kehrt machten.<sup>1)</sup> Hierauf wurden sie von unserer Kavallerie und der stürmenden Infanterie verfolgt, wodurch die ganze linke Seite des Dorfes in unsere Hände kam, und wir uns mit den das Dorf von rechts her stürmenden Truppen die Hände boten und es, obgleich brennend, eroberten [1 Uhr].

Der General von Kleist, zu welchem ich jetzt eilte, war mittlerweile mit den übrigen Truppen seines Korps auf der rechten Seite des Baches, das Dorf links lassend, voranmarschirt; zum Teil hatte er sie als Reserve dahinter aufgestellt. Unser Angriff war vollkommen gelungen; denn der Feind wurde bis auf seine Hauptmassen auf den Höhen von Gleina zurückgeworfen, und der Rücken des Korps von Blücher war dadurch für den Augenblick gesichert. Dieser schickte seinen Sohn, seine Zufriedenheit hierüber zu bezeugen, auf welchem Wege er, wie er mir sagte, blessirt wurde.

Aber bald mußte unser Vorteil wieder aufgegeben werden, da jetzt gerade der Zeitpunkt gekommen zu sein schien, wo Napoleon mit seinen größten Streitkräften die Höhen von Kreckwitz, als den Schlüssel der Position, angreifen wollte. Deshalb erhielt die brandenburgische Brigade den Befehl, sich wieder als Reserve des Korps von Blücher aufzustellen, und General von Kleist blieb nun nur noch allein zur Deckung des rechten Flügels bei Preititz übrig.

Flanke der feindlichen Stellung vorzugehen, links bei Klein-Bauzen herauszumarschieren, um, wie er sich äußerte, den Feind dort abzuschneiden. Mir schien dieses Manöver zweckwidrig, umsomehr, da bereits 2 Bataillone des Korps unter dem General von Kleist dort vorgegangen waren. Ich machte daher die dringendsten Vorstellungen dagegen; der Major von Wedel bestand indessen darauf, daß er den Befehl dazu habe, und ich überließ es ihm, diesen Teil meiner Brigade, seiner erhaltenen Instruktion gemäß, zu führen.“ — Übrigens wird die Vermutung von Cämmerer (II 345 Anm. 56), daß der von Berg (Gneisenau II 722) veröffentlichte Bericht, aus dem Droyen in seiner Biographie Yorks (II 209) einige Stellen abdruckt, von Wedel stammt, durch dessen Lebenserinnerungen bestätigt.

<sup>1)</sup> Eine ähnliche Episode aus dem Kampfe um Preititz berichtet General von Dittfurth in seinen Feldzugsbriefen (Aus sturmbelegter Zeit, hsg. v. H. v. D., Berlin 1895, S. 107).



Ich eilte zum General Barclay und bat ihn um Unterstützung oder um die Wiedereinnahme der von ihm verlorenen und von uns wiedereroberten Stellung.<sup>1)</sup> Er lobte die ungemeine Tapferkeit unserer Truppen und die kluge Anordnung des unter seinen Augen geschehenen Gefechts, blieb aber fest bei seinem Vorjaze, die Position bei Baruth nicht zu verlassen, da Lauriston diesen Weg nach Weißenberg gewiß einschlagen würde. Barclay gab mir aber wenigstens einige Schwadronen Kavallerie und eine Batterie zur Verstärkung von Kleist, welche ich diesem tapferen General, der in ungleichem Kampfe, von dem [um 3 Uhr] wieder-verlorenen Preititz her beschossen, sich auf dem Wege nach Belgern zu halten suchte, als Deckung seines rechten Flügels im Anmarsch meldete.<sup>2)</sup>

Ich eilte nun, dem General Blücher über den ganzen Stand der Angelegenheiten des rechten Flügels zu berichten, und fand auf diesem Wege die brandenburgische Brigade, welche schon Klein-Bauzen passiert hatte und sich eben wieder als Reserve vor diesem Dorfe aufstellen wollte, als sie den Befehl erhielt, zur Unterstützung der fast aufgelösten tapferen Brigade Klüx nach den Kreckwitzer Höhen zu marschieren.<sup>3)</sup>

Ich wohnte den letzten Anstrengungen der Brigade Klüx und der Attacke der Reserve-Kavallerie bei und war nun auch der vollkommenen Meinung, daß es die höchste Zeit zum Rückzuge sei. Dieser wurde dann, gedeckt durch die Generale Kleist und Barclay [um 4 Uhr], angetreten. Hierbei stieg Blücher mehrmals vom Pferde, ging zu Fuß und unterhielt sich mit uns oder gab seine Befehle mit solcher Ruhe, als wenn man vom Exerzierplatze in die Garnison marschierte. Ebenjowenig war in den zurückgehenden Kolonnen, die noch durch manche Kanonentugel begleitet wurden, welche über die den Rücken deckenden Truppen fortjlog, das geringste, was einer geschlagenen Armee ähnlich wäre, zu bemerken.

Als wir die große Straße von Bauzen nach Wurschen glücklich erreicht hatten, und Kleist sich zwischen Belgern und derselben aufgestellt hatte, bekam ich von Gneisenau den Befehl, mit einigen Adjutanten den rückziehenden preußischen Kolonnen voranzueilen und jenseits von Weißenberg die nächtliche Stellung und den Lagerplatz für die preußische Armee zu nehmen. Ich stellte dagegen vor, daß ich dies aus zwei Gründen für unmöglich hielt, weil ich erstens wohl schwerlich die Truppen, welche sich in den Defileen von Wurschen und Weißenberg stopften, vor dem Dunkelwerden würde passieren können, und weil ich zweitens überzeugt wäre, daß wenigstens ein Teil des Lauristonschen Korps schon hinter

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Unger II 41.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu Osten-Sacken II b 183 u. Cämmerer II 230.

<sup>3)</sup> Vgl. hierzu Osten-Sacken II b 185 u. Cämmerer II 233.

Weißenberg sein würde, wenn es irgendwie seinen Vorteil benutz hätte. Gneisenau sowohl als Blücher sagten mich von aller Verantwortung los, wenn ich meinen Auftrag nicht würde ausführen können, und ich versprach dagegen, mein Möglichstes zu tun.

In dem Defilee von Burschen wurde es mir schon unmöglich, vor die Truppen zu kommen. Ich kannte aber die Stege über den dasigen sumpfigen Bach und versuchte, mit meinem scheuen Pferde über einen solchen, vielleicht 20 Fuß hohen Steg zu reiten, stürzte aber, als ich ungefähr die Mitte erreicht hatte, hinab in den Morast, sodaß ich mein Leben geendigt glaubte. Demungeachtet arbeitete sich aber mein kräftiges Pferd auf das andere Ufer hinauf, und auch mir gelang es, mir herauszuhelfen. Ich warf mich sogleich wieder auf das zitternde Pferd und eilte, nur noch von einem einzigen Begleiter gefolgt, meinen Weg weiter. Trotz ähnlicher Anfälle gelang es mir, noch vor Dunkelwerden jenseits Weißenberg zu kommen, und mein erstes Unternehmen war, mit einigen Schwadronen Husaren und Ulanen, die ich daselbst traf, eine Rekognoszierung in der Richtung vorzunehmen, von wo, wie ich glaubte, die Truppen von Lauriston im Anmarsch sein mußten. Ich sah aber bald zu meiner großen Beruhigung, daß die feindlichen Vortruppen auf diesem ganz ungedeckten Wege nach einigen Plänkelleien mit meinen Ulanen Halt machten. Ich ließ auf einer Höhe, von wo man weit sehen konnte, die Kavallerie mit dem Auftrage halten, Vorposten auszusetzen und rückwärts an mich zu melden. Ich selbst ritt zurück und wählte in der schon eingetretenen Dämmerung den Lagerplatz, mit dem linken Flügel an den Weg von Weißenberg nach Reichenbach, mit dem rechten an einen Sumpf grenzend.

Nachdem die Truppen in das Bivak eingerückt waren, ritt ich zur Meldung in das Hauptquartier nach Weißenberg und fand Blücher mit unserem jungen Kronprinzen und Gneisenau in einer Stube beim Essen. Als ich mich dem Licht näherte, brachen alle in ein helles Gelächter aus, und ich selbst auch, als ich mich im Spiegel sah; denn von meinem Sturze in den Graben war ich ganz mit einer Schlammkruste überzogen. Besonders waren meine Epauletten, die damals aus silbernen Schuppen bestanden, kaum vor Schlamm zu sehen.

Am 22. Mai marschierte die Armee von Blücher aus dem Bivak ab, wie sie eben gelagert hatte, ohne sich an die sonstige Marschordnung zu binden. Dagegen ward eine Arrieregarde unter General von Kleist neu formiert. Die Zusammenbringung der dazu bestimmten Truppen ward mir übertragen, was ein schwieriges Geschäft war, da sich alle Truppen schon in Bewegung gesetzt hatten, als ich den Befehl empfang, und ein ziemlich starker Nebel eingetreten war. Hierdurch geschah es, daß ich, da ich erst die verschiedenen Kavallerie-Regimenter, welche zur Arrieregarde bestimmt



waren, benachrichtigen und ihren Versammlungsplatz anweisen wollte, die Kolonnen verwechselte und zu einer russischen, mit uns parallel marschierenden kam. Als ich meinen Irrtum merkte, eilte ich schnell zurück. Hierdurch ging aber Zeit verloren, weshalb ich nun erst die Regimenter der Infanterie und die Artillerie anhielt und benachrichtete. Darauf eilte ich zur Kavallerie, mit welcher ich aber fast zu spät ankam. Der damalige Major von Grolmann vom Generalstabe war dem General von Kleist zugeteilt und wartete schon ängstlich auf die Kavallerie, welche natürlich hätte zuerst aufgestellt werden sollen. Ich kam deshalb mit ihm, der gar keine Entschuldigungen annehmen wollte, in Streit, welcher sich erst nach einigen Tagen wieder ausglich, da er sein Unrecht einsah.

In einem sich darauf entspinrenden Gefechte [bei Markersdorf am 22.], welches Napoleon, ohne besonderen Vorteil zu erringen, selbst leitete, wurden der Marschall Duroc und General Kirgener von demselben Kanonenschuß an seiner Seite getötet.<sup>1)</sup>

Die Armee marschierte nun [24. Mai] über Waldau, wo sie hinter dem dortigen Terrainabschnitt eine Stellung nehmen und sich schlagen sollte, wenn die Franzosen zu sehr drängten.<sup>2)</sup> Ich ward zum General Barclay de Tolly geschickt, welcher jetzt [seit dem 26.] als der älteste General die ganze vereinigte Armee kommandierte, um über das Terrain zu verhandeln, welches die preussische Armee auf dem rechten Flügel einnehmen sollte; die russische unter Wittgenstein hatte den linken. Aus der Aufstellung der Armee wurde nichts, sie zog sich in 3 Hauptkolonnen, jede mit einer besonderen Arrieregarde, über den Queis zurück.

Der General Barclay sagte mir, mit der Erlaubnis, es weiter zu verbreiten, daß sich Oesterreich nun wirklich für die Sache der Alliierten erklärt habe und im Begriff sei, mit einer starken Armee das Erzgebirge zu überschreiten und in der rechten Flanke und dem Rücken der Feinde zu operieren. Diese voreilige, vielleicht aus politischen Gründen jetzt bekannt gemachte Nachricht brachte große Freude und Hoffnung in die Armee.

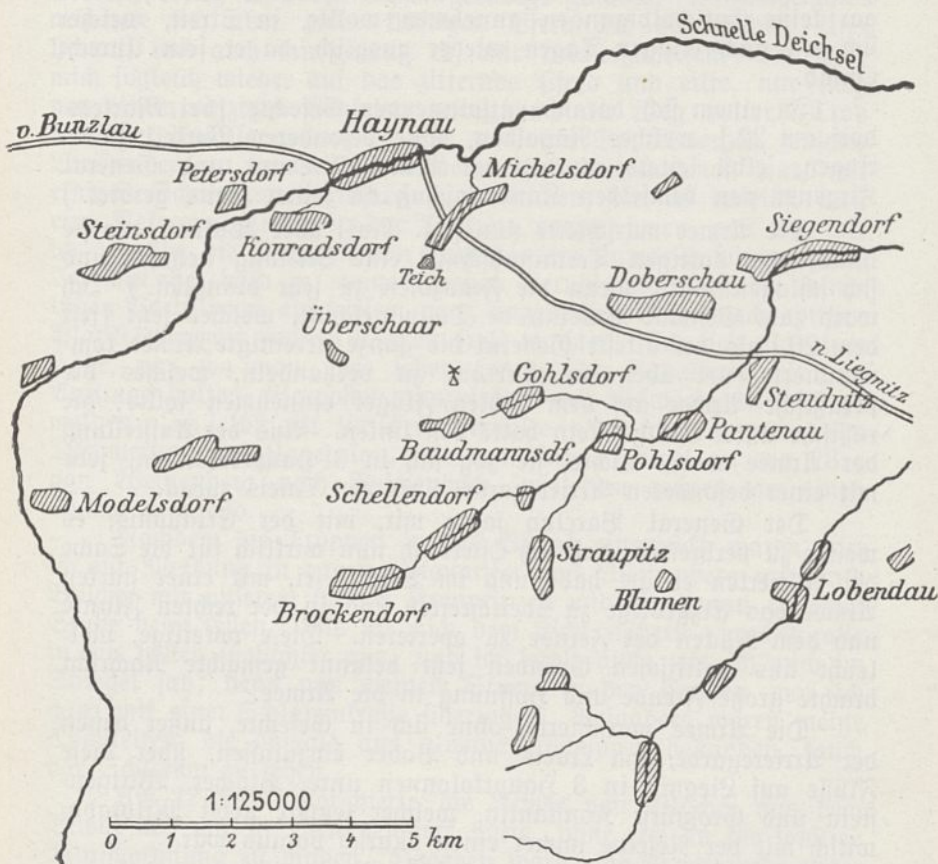
Die Armee marschierte, ohne sich in Gefechte, außer denen der Arrieregarde, am Queis und Bober einzulassen, über diese Flüsse auf Liegnitz in 3 Hauptkolonnen unter Blücher, Wittgenstein und Großfürst Konstantin, welcher letztere nebst Miloradowitsch mit der Reserve immer einen Marsch voraus war.

Der General Gneisenau saß [25. Mai] mit mir und seiner Umgebung in einer Bauernstube bei einem Gericht Kartoffeln, als

<sup>1)</sup> Vgl. über dieses Gefecht Osten-Sacken II b 240; dazu über den Tod Durocs Otto von Odeleben, Mit Napoleon im Felde 1813, in der Sammlung: Aus vergilbten Pergamenten, hsg. v. Rehtwisch, I 93 ff.

<sup>2)</sup> Es kam nur zu einem Arrieregarden-Gefecht. Vgl. Osten-Sacken II b 255.

der Major Rühle von Lilienstern aus Schlesien kam, wo er krank gelegen hatte. Im Laufe des Gesprächs erzählte er mit Vorzeigung der Karte von dem Terrainabschnitt hinter Haynau, der ihm sehr vorteilhaft zu einer Aufstellung der Arrieregarde für den folgenden Tag und zu einem großen Kavalleriegefecht schien.<sup>1)</sup> Diese Idee wurde weiter verfolgt, und Gneisenau machte darauf dem General Blücher den Vorschlag, den von diesem schon immer gewünschten Versteck im großen mit der Kavallerie auszuführen, wenn die Franzosen morgen etwa nahe folgen würden.<sup>2)</sup>



<sup>1)</sup> Müffling (Aus meinem Leben, Berlin 1851, S. 57) berichtet, daß er auf Grund der Refognoszierung des hierzu von ihm beauftragten Major von Rühle die Disposition zum Gefecht von Haynau entworfen habe. Ludwig von Rätzmer bestätigt dies in seinen Lebenserinnerungen I 141.

<sup>2)</sup> Vgl. über das Gefecht bei Haynau Otten-Sacken II b 265 ff., Cämmerer II 255 ff. u. Unger, Blücher II 45 ff. Dazu noch Fabry, Journal des opérations des III<sup>e</sup> et V<sup>e</sup> corps en 1813, Paris 1902, S. 166 ff.



Der Plan zu diesem großartigen Versteck war ganz einfach; die Ausführung wurde dem General von Zieten übertragen. Die Arriergarde der preußischen Armee unter Oberst von Mutius sollte die auf dieser Seite folgende französische Avantgarde, wenn sie durch Haynau vorrückte, durch ein langsames Gefecht auf sich ziehen und bis auf den Terrainabschnitt bei Pohlisdorf und Panthenau, woselbst die obereschlesische Brigade zur Aufnahme aufgestellt war, lenken. Zu gleicher Zeit sollte der Oberst von Dolffs mit der Reserve-Kavallerie, 22 Eskadrons und 3 [oder nur 2?] reitende Batterien stark versteckt hinter Baudmannsdorf aufgestellt, den Franzosen, durch das Terrain begünstigt, in die rechte Flanke fallen, wozu er als Signal das Abbrennen der Windmühle bei Baudmannsdorf abzuwarten habe.

Der General Blücher blieb selbst in der Nähe des bestimmten Kampfplatzes in dem Hölzchen, zu Blumen gehörig, hinter Pohlisdorf am Wege nach Liegnitz und erwartete da die Rapporte des Generals Zieten. Der Feind folgte heut so außerordentlich langsam, daß seine Spitze erst nachmittags um 3 [2] Uhr aus Haynau debouchierte. Es waren dies 5 Eskadrons, denen 4 Regimente Infanterie und einige Batterien vom Korps Lauriston unter Befehl des Generals Maison folgten.<sup>1)</sup> Der General Zieten ließ melden, der Feind sei zwar noch nicht weit aus dem Defilee von Michelsdorf auf die Ebene vorgerückt [gegen 5 Uhr], derselbe wäre aber so vorsichtig und zaudere so sehr, daß er fürchte, mit seinem Versteck entdeckt zu werden, oder es werde vor dem Dunkelwerden gar nicht zum Hauptgefecht kommen. Blücher war außerdem schon ungeduldig geworden und erlaubte Zieten, der Kavallerie das Zeichen zum Vorgehen durch das Abbrennen der Windmühle zu geben. Mir gab er den Auftrag, dem Angriff der Kavallerie beizuwohnen und ihm dann darüber zu rapportieren.

Ich traf die Kavallerie schon aufmarschiert und in vollem Trabe in zwei Linien vorgehen, das leichte Garde-Kavallerie-Regiment, die Schlesiſchen Kürassiere und das Schlesiſche Manen-Regiment<sup>2)</sup> in erster, die Garde du corps und das Brandenburgische Kürassier-Regiment in zweiter Linie. Ich setzte mich auf den rechten Flügel des Schlesiſchen Kürassier-Regiments. Da wir dem Feinde zum Teil in der rechten Flanke waren, ihn gar nicht beschossen hatten, und durch das in Linie Vorgehen ein solcher Staub entstand, daß wir selbst nichts vom Feinde sahen, so war auch die feindliche Kavallerie auf einen Augenblick so getäuscht worden, daß der voransprengende kommandierende Offizier derselben uns

<sup>1)</sup> Es waren nur 7 Bataillone Infanterie, 2 oder 3 Batterien und eine ganz schwache Abtheilung Kavallerie.

<sup>2)</sup> Nicht dieses, sondern das Ostpreußische Kürassier-Regiment.

für Truppen einer französischen Nebenkolonne hielt<sup>1)</sup> und erst durch den Säbelhieb eines unserer Offiziere von seinem Irrtum überzeugt wurde. Die feindliche Kavallerie verschwand darauf vom Schlachtfelde und floh hinter ihre Infanterie.

Diese mochte schon aus dem Signal Mißtrauen geschöpft haben und versuchte, sich schnell in 4 Karrees zu formieren. Wir waren aber so schnell an sie herangekommen, daß sie damit noch nicht gänzlich fertig war. Wir glaubten ebenfalls noch nicht so nahe am Feinde zu sein, da wir vor Staub nichts sehen konnten, als uns eine tüchtige Kartätschenlage und das kleine Gewehrfeuer davon benachrichtete. Die Kavallerie war aber einmal durch die lange Attacke so im Zuge, daß hierdurch nicht der geringste Aufenthalt entstand, ebenso wenig, als man schon längst kein Kommando mehr gehört hatte. Die Schwadronen, welche auf die Karrees stießen, sprengten sie auseinander, was mit zweien derselben der Fall war, andere Schwadronen ritten durch die Intervalle immer zu, wieder andere stürzten in die Artillerie und die nachfolgenden Marketenderwagen und stießen die Leute und Pferde nieder, wobei selbst mehrere Weiber umfamen. Zwei Karrees waren nur an ihren Ecken berührt, welche niedergeritten wurden. Diese Karrees zogen sich ohne großen Verlust nach Michelsdorf zurück. Die andere Infanterie suchte ebenfalls, auf der ganzen Ebene zerstreut, Michelsdorf zu erreichen, und wurde durch unsere Schwadronen nicht allein in das Dorf, sondern bis über dasselbe hinaus verfolgt. Die erste Linie der Kavallerie war demnach nur zum Gefecht gekommen und etwas von der rechten Seite her durch die Kavallerie der Avantgarde unterstützt worden. Sie war aber auch vollkommen auseinander gekommen, so daß es schwer hielt, sie zu ralliieren, besonders da fast alle kommandierenden Offiziere gelieben oder verwundet waren.

Ich traf zufällig im Gewühle meinen Bruder, der eine Anzahl Leute des leichten Gardekavallerie-Regiments schon zusammen hatte und im Begriff war, 5 der eroberten Geschütze zurückzubringen, was mit vieler Schwierigkeit verbunden war, da fast alle Pferde der Artillerie unvernünftigerweise erstochen waren. Es war gerade der Geburtstag meines Bruders, und da ich in diesem wichtigen Augenblicke mich daran erinnerte, so wünschte ich ihm Glück dazu und zum Eisernen Kreuz, welches er verdient hatte und auch bekam.

Der Feind trug am meisten dazu bei, die Truppen wieder in Ordnung zu bringen; denn er fing aus einigen ihm nachfolgenden Batterien ein neues Feuer an, und da unsere Infanterie keinen

---

<sup>1)</sup> Auch die „Erinnerungen“ von Malachowski (S. 80) berichten, daß die preussische Kavallerie für zur Hilfe heraneilende französische Kavallerie gehalten und mit dem Zuruf: *Hâtez-vous, sauvez-vous* empfangen wurde.



Befehl hatte, die Kavallerie zu unterstützen, so begab sich diese, bald wieder formirt, auf den Rückzug [7 Uhr], von den 18 eroberten Kanonen 9 Stück und einige hundert Gefangene mit-schleppend.<sup>1)</sup>

Ich ritt nun zurück, um meinen befohlenen Rapport an Blücher zu machen, und begegnete diesem mit seiner Umgebung schon auf dem halben Wege. Indem ich an ihn herankam und schon gänzlich aus dem Bereich der feindlichen Kugeln zu sein schien, riß eine einzelne nachgeschickte Kanonenkugel das Pferd des Herzogs von Mecklenburg nieder, der im Gefolge des Generals Blücher war, und tötete seinen Adjutanten Leutnant von Schierstedt. Dieser hatte sich, als mich Blücher aus dem Wäldchen, wo wir etwas gefrühstückt hatten, wegschickte, ungewöhnlich bewegt angeboten, mir beim Anziehen zu helfen; er machte mir die Schärpe nach seiner Art um, wie ich sie gewöhnlich nicht trug, und nahm förmlich Abschied von mir. Ich verwies ihm dies, da es nur auf mich Bezug haben konnte, wenn wir uns nicht wiedersehen sollten, indem ich in die Gefahr ging, und er wahrscheinlich aus dem Schuß zurückblieb. Jedoch der Mensch denkt, und Gott lenkt!

Blücher verlangte nach meinem Rapport, der ihn sehr erfreute. Ich sollte die zurückgelassenen Kanonen noch nachzuschaffen suchen, und obgleich ich die Unmöglichkeit einsah, denn die Feinde schossen schon wieder aus denselben, so wagte ich doch nicht zu widersprechen, sondern ritt zu den sich in Ruhe zurückziehenden Regimentern, ohne das mindeste des Auftrags unternehmen zu können.

Es fing an, dunkel zu werden, die Truppen waren wieder in ihre Marschordnung gebracht, und alles zog ruhig auf Liegnitz ab. Als wir uns der Stadt näherten, sahen wir sie brennen; es waren jedoch nur die Scheunen und Magazine vor dem Tore, durch welches wir einzogen. Sie waren von den zurückgehenden Kosaken angesteckt worden, um den Feind keine Subsistenzmittel finden zu lassen. In der Stadt Liegnitz selbst, bei einer dunklen Nacht, entstand ein unerhörter Wirrwarr durch mehrere sich kreuzende Kolonnen, die Menge der Blessirten, der Gefangenen, der Bagage und der fliehenden Einwohner, sodaß selbst der kommandierende General aufgehalten wurde. Ich hörte ihn mehrmals meinen Namen rufen, konnte aber fast nicht durch das Gedränge zu ihm kommen. Nachdem mir dies gelungen war, trug er mir auf, auf irgend eine Weise während der Nacht die Ordnung in der Stadt wiederherzustellen, und setzte spaßhaft hinzu: „Ich mache Sie bis morgen zum Gouverneur derselben; behalten Sie einige Bataillone zurück und geben Sie die Stadt nicht eher auf, als bis morgen Abend, um dem Feinde unsere bis dahin gemachte Seitenbewegung auf Schweidnitz zu verbergen.“

<sup>1)</sup> Es wurden nur 5 Geschütze und 500 Gefangene mitgeführt.

Ich erhielt hierdurch abermals einen sehr schwierigen Auftrag, machte mich aber sogleich mutig daran. Ich begab mich erst auf das Rathhaus, wohin ich die Behörde der Stadt wollte bescheiden lassen, wenn ich dieselbe, was zu erwarten war, nicht schon daselbst finden würde. Ich vernahm aber durch einige allein sich dort befindende Schreiber, daß nach dem gerade damals in Wirksamkeit tretenden Landsturm-Edikt alle Behörden die Stadt schon verlassen und sie ihrem Schicksal preisgegeben hätten. Dies brachte mich fast außer Fassung, jedoch half ich mir gleich dadurch, daß ich mit einem vorgefundenen Gendarmerieoffizier, meinem Adjutanten und dem Schreiber zu regieren begann. Die Blessirten wurden untergebracht, die eroberten Geschütze und Gefangenen weiter befördert, alle nicht bei den Truppen eingetheilten Leute und Nachzügler aus der Stadt gejagt, die Straßen, durch welche die Kolonnen zogen, möglichst erleuchtet, alles Anhalten im Marsche im Namen des Kommandierenden streng verboten usw. Hierdurch gelang es mit unfäglicher Mühe, daß etwa um 1 Uhr nachts eine vollkommene Ruhe in der Stadt eingetreten war, worauf die Tore nach dem Feinde zu geschlossen wurden, und ich mir selbst einige Ruhe schenken konnte. Daher begab ich mich nach dem Ritterkollegium (ein adliges Gymnasium) und ward daselbst von einigen zurückgebliebenen Professoren, die sich schon auf den Empfang eines französischen Marschalls vorbereitet hatten, mit aller Zeremonie empfangen. Man lud mich und meine Begleiter zu einem großen Souper ein, das ich aber, wie alle Kameraden, ablehnte. Ich hat nur um einen Winkel, wo ich einige Stunden ruhig schlafen könnte, was mir aber der fortwährenden Meldungen wegen nicht gelang.

Bis zum Mittag des anderen Tages [27. Mai] ließ sich in der Nähe von Liegnitz noch immer nichts vom Feinde sehen, der mit noch größerer Vorsicht als vor der Lektion von Hagnau unserer Arrieregarde folgte. Ich schickte von der wenigen Kavallerie, die ich von einigen Regimentern zurückbehalten hatte, kleine Rekognoszierungen aus und konnte auch von den Wällen und Thürmen die vorsichtigen, langsamen Bewegungen der Feinde beobachten. Alle Blessirten, aufs beste verbunden und versorgt, wurden weggeschafft, ebenso alle Militäreffekten; und selbst die Infanterie-Besatzung, aus etwa 3 Bataillonen bestehend, hielt ich nur so lange auf, um dem Feinde nur nicht erlauben zu wollen, mit einem kleinen Detachement sich der Stadt frühzeitig bemächtigen zu können. Gegen Abend, da ich wußte, daß die Rechtschwenkung der Armee vollzogen war, und als Meldungen eingingen, daß der Feind in starken Kolonnen anrückte, und ich durch die unternommene Umgehung der Stadt, welche er stark besetzt hielt, fürchten mußte, von der Straße nach Jauer und Schweidnitz abgeschnitten zu werden, ließ ich meine Infanterie gänzlich abziehen und blieb



nur mit dem Kavallerie-Detachement, welches den Feind immer beobachtet hatte, so lange in der Stadt, bis er verwundert, daß er nicht mit Kanonenschüssen begrüßt wurde, einen raschen Angriff unternahm. Ich erlaubte durchaus kein Gefecht, um der Stadt als Folge davon kein Unglück zustoßen zu lassen, sondern zog aus dem einen Tore auf der Straße nach Schweidnitz ab, während der Feind zum entgegengesetzten einsprengte.<sup>1)</sup> Ich kam glücklich zur Armee und wurde von Blücher gelobt.

Die verbündete Armee setzte ihre Schwenkung so fort, daß Breslau und auch die Verbindung mit den nördlichen Provinzen der preussischen Monarchie gänzlich preisgegeben wurde. Der linke Flügel lehnte sich an das Riesengebirge, die zerstörte, aber schnell wieder etwas hergestellte Festung Schweidnitz wurde in die Front genommen, während der rechte Flügel an die Oder grenzte.<sup>2)</sup> Auf dem rechten Ufer der Oder bewegten sich kleine Korps, die eine Verbindung mit den an der schlesischen Grenze sich sammelnden Truppen hielten. Diese strategische Aufstellung deutete darauf hin, daß die Verbündeten nicht gesonnen waren sich zu trennen; denn die Preußen nahmen den rechten Flügel ein,<sup>3)</sup> und politisch zeugte sie von der festen Hoffnung auf ein Bündnis mit Oesterreich.

Da man wohl einsah, es müsse etwas anderes geschehen, als bei dem Rückzuge zu beharren, wo wir dann in einigen Tagen Schlesien hinter uns gehabt hätten, und da man doch wegen der Schwäche der Armeen eine Schlacht nicht wagen wollte, welche den ganzen Krieg beendet haben würde, so erfand man ein sehr zum Glück führendes Mittel in dieser Not. Napoleon hatte nämlich vor der Schlacht von Bautzen eine Art Unterhandlung angefangen, welche hauptsächlich dahin abzielte, die verbündeten Monarchen zu trennen. Man hatte aber dieses alte diplomatische Manöver mit der gehörigen Verachtung gewürdigt und ihm gar nicht geantwortet.<sup>4)</sup> Jetzt entschloß man sich, List mit List zu erwidern, und beantwortete jene an den Kaiser einseitig gerichteten Anträge gemeinschaftlich. Napoleon sah die Wichtigkeit dieser Maßregel vollkommen ein und proponierte selbst einen Waffenstillstand, der, mit vielen militärischen Vorteilen für ihn, von den

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu die Schilderung, welche Samter (Die Schlacht an der Kaxbach, Liegnitz, Neudruck 1906, S. 6 f.) von den Ereignissen in Liegnitz am 26. und 27. Mai gibt.

<sup>2)</sup> Die am 31. Mai besetzte Stellung befand sich südöstlich von Schweidnitz auf den Höhen zwischen Pilzen und Kreisau mit der Front nach Nordwesten. Vgl. Cämmerer II 263 u. 277.

<sup>3)</sup> In Wahrheit hatte sich das Verhältnis zwischen den Verbündeten in diesen Tagen so verschärft, daß eine Trennung unvermeidlich schien; sie wurde nur durch den Waffenstillstand verhütet. Vgl. Friederich, Die Befreiungskriege I 303; auch Osten-Sacken II b 330 ff.

<sup>4)</sup> Vgl. hierzu Cämmerer II 195 f.

Verbündeten angenommen wurde.<sup>1)</sup> Es kam nun nur darauf an, wer die Zeit seiner Dauer am besten zur Vorbereitung des uns wieder bevorstehenden Krieges benutzen würde. Verstärkung der Kriegsmittel und politische Verhandlungen, dies war jetzt das einzige, was über das künftige Sein und Nichtsein entscheiden sollte. Der Waffenstillstand machte zwar unseren nächsten Besorgnissen, aber auch, wie es schien, unseren Hoffnungen ein Ende. Die Mehrzahl in der Armee hielt nun einen Frieden zwischen Rußland und Frankreich für eine ausgemachte Sache, wobei wir auch zwar schönstens bedacht, aber keineswegs unsere alte Macht und Ehre erlangen würden. Ich war selbst nicht frei von dieser Furcht; da es aber von jeher mein Prinzip war, die Hoffnung nicht aufzugeben, so behauptete ich gegen jedermann die Fortsetzung des Krieges und ging daraufhin mehrere Wetten ein.

Das Hauptquartier Blüchers war eine Zeit lang [31. Mai bis 3. Juni] in Kreisau gewesen und wurde nach dem endlich erfolgten Waffenstillstand nach Strehlen verlegt. In Kreisau redete mich Blücher eines Tages bei Tafel spaßhaft mit den Worten an: „Wedel, er sieht ja so verdrießlich aus“. Ich erwiderte: „Da muß ich mein Gesicht Lügen strafen; denn ich bin es wirklich nicht.“ Blücher fuhr nun ernsthaft fort: „Sie wollen es nur nicht eingestehen, und ich weiß doch den Grund davon. Man hat Ihnen das bei Groß-Görschen schon verdiente Eisene Kreuz nicht gegeben. Ich habe erst diejenigen bedacht, die noch keine Ehrenzeichen hatten, deren Sie mehrere besitzen, und ich vermutete wohl, daß sich noch andere Gelegenheiten zur Auszeichnung für Sie finden würden. Diese haben sich bei Bauken und Haynau gefunden.“ Dieses unerwartete Lob aus des Feldherrn Munde erfreute mich mehr, als das einige Tage darauf wirklich erhaltene Kreuz.

Die Zeit der Waffenruhe war keine Ruhezeit für mich, da meine Geschäfte sehr vielseitig waren. Ich hatte die Kommandantur des Hauptquartiers, die Paßangelegenheiten, die Aufsicht über das Postfach, die Spionage, das Marschwesen der durchmarschierenden Truppen, die Aufnahme, Verpflegung und Einteilung der Ergänzungsmannschaften und Rekonvaleszenten der Armee und die Marschangelegenheiten der neuerrichteten Landwehr. Ihre schnelle Organisation verschaffte uns bei unseren Verbündeten einen hohen Respekt. Ich vergesse den Eindruck nicht, den es sowohl auf den Kaiser von Rußland und seinen Bruder Konstantin als auch auf die Engländer machte, als sie auf ihrer Durchreise durch Strehlen nach Trachenberg eine soeben angekommene und von mir aufgestellte Landwehr-Division von 26 Bataillonen und 8 Eskadrons vollkommen schlagfertig sahen.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Waffenstillstand von Pläswitz am 4. Juni. Vgl. hierzu Cämmerer II 287 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu Unger, Blücher II 53.



Oft war ich der Befehlende im Hauptquartiere, zum Beispiel während der Zeit der Zusammenkunft der Monarchen mit dem Kronprinzen von Schweden in Trachenberg. Ich hatte hierbei zuweilen sehr sonderbare Auftritte, vor allem mit den russischen vornehmen Offiziersfrauen und mit den franken oder sich für frank ausgebenden russischen Generalen. Ein solcher reiste eines Nachts durch unser Hauptquartier und verlangte Postpferde, welche nicht ohne meine Erlaubnis und ohne mir die Pässe vorzuzeigen, gegeben werden durften. Dieser Mann hatte gar keine Aufträge und reiste mit eigenen Pferden, welche er hier zu wechseln wünschte, in eigenen Geschäften. Für solche Reisende hatte ich befohlen, mich einige bestimmte Stunden in der Nacht nicht zu wecken, weil ich meiner Ruhe bei den vielen Tagesgeschäften bedurfte. Der General hatte gehört, daß nur ein Major hierüber zu befehlen habe, und eilte persönlich zu mir, um die Sache gleich abzumachen, wurde aber vor meinem Hause von der Schildwache abgewiesen. Er kehrte sich aber nicht daran, stieß die Schildwache mit Schimpfworten zurück, drang in das Haus ein und machte einen solchen Lärm, daß ich davon erwachte, meinen beiden bei mir wohnenden Adjutanten zurief zu sehen, was es wichtiges gäbe, und selbst im bloßen Hemde an die Tür lief, um zu hören. Da das Schimpfen jedoch zunahm, öffnete ich die Tür, und sogleich stürzte der General in das Zimmer und brachte sein Verlangen in solchen Ausdrücken der Wut vor, wobei er mir nicht einmal erlauben wollte, mich anzukleiden, daß mich meine Geduld verließ und ich ihn tüchtig zurecht wies. Hierauf vergaß er sich gänzlich und ging in Schimpfreden gegen das ganze preußische Wesen über. Nun besann ich mich nicht weiter, warf ihn zum Hause hinaus und folgte ihm im bloßen Hemde auf die Straße, wo ich der nächsten Schildwache zurief, ihn arretieren zu helfen. Er entfloh mir aber und ebenso rasch mit seinen eigenen Pferden aus der Stadt.

Meine angenehme Stellung zu Blücher erleichterte meine Tätigkeit sehr und machte mich ganz selbständig. Dazu kam, daß ich vermöge meines Geschäftes ein sehr großes Quartier haben mußte, wodurch es mir sogar möglich wurde, meine Frau und meine Kinder zu mir kommen zu lassen. Ich bewerkstelligte dies auch und sah so unter Geschäftsorgen, welche jedoch durch Familienfreuden versüßt wurden, mutig und hoffnungsvoll dem Zeitpunkt der Aufkündigung des Waffenstillstandes entgegen.

## Viertes Kapitel.

### Herbstfeldzug 1813 bis zur Schlacht bei Leipzig.

Neugliederung der verbündeten Truppen — Bildung der Armee von Polen — Wedels Sendung an Bennigsen — Rückkehr zu Blücher — Wedel und Blücher bei Langeron am 22. August — Verteidigung von Goldberg — Gefecht bei Niederau am 23. August — Stimmung im Heere — Kriegsrat — Wedels zweite Entsendung an Bennigsen — Kurze Darstellung der Schlacht an der Razbach — Vormarsch der Armee von Polen nach Böhmen — Wedels Stellung im Hauptquartier von Bennigsen — Der Posten Tetschen — Begegnung mit Kaiser Franz bei Tepliz — Ernennung Wedels zum Militärbevollmächtigten bei Bennigsen — Refognoszierung des Grafen Hardegg am 8. Oktober — Gefecht bei Dohna — Episoden nach dem Gefecht bei Raiz — Gefecht bei Plauen am 13. Oktober — Eingreifen des Königs Friedrich Wilhelm in dieses Gefecht — Schlacht bei Leipzig: Oberst Latour im Hauptquartier von Bennigsen in der Nacht vom 17./18. Oktober — Wedel mit Major Oppen beim Kronprinzen von Schweden — Übergang der sächsischen Truppen unter General Rypfel — Wedel mit dem Großfürsten Konstantin beim Kronprinzen von Schweden — Bennigsens Schlachtbericht an Kaiser Alexander — Sturmkolonne unter Wedel gegen das Peterstor — Wedel beim König von Sachsen — Kronprinz von Schweden und Bennigsen bei diesem — Ankunft der Monarchen — Brand in Leipzig in der Nacht vom 19./20. Oktober — Szene mit den drei polnischen Offizieren bei Bennigsen während der Tafel.

Da man der Verbindung mit Oesterreich gewiß war, wurde eine andere Einteilung der vereinigten Armee gemacht. Ein großer Teil der Armee zog nach Böhmen zur Vereinigung mit der österreichischen Armee, und Blücher erhielt den selbständigen Oberbefehl über die Truppen in Schlesien, welche unter dem Namen der „Schlesischen Armee“ nachmals so berühmt geworden ist.<sup>1)</sup> Die russisch-preußischen Streitkräfte hatten sich während der 6 Wochen des Waffenstillstandes bedeutend vermehrt, und wir hatten einen mächtigen Alliierten gewonnen. Hierdurch erhielten wir die numerische Übermacht über Napoleon und mit derselben auch über sein Geschick.

Blücher verlegte [9. August] sein Hauptquartier nach Schwentnig unter dem Zobtenberg und hielt in Gegenwart der Monarchen Heerschau über die verschiedenen Korps. Die Russen hatten sich zwar auch sehr verstärkt, aber im Verhältnis doch nicht so wie wir. Sie waren erstaunt, unser 1. Armeekorps [York] so stark [38.484 Mann] und die Landwehr schon in so schlagfertigem Zustande zu finden.<sup>2)</sup>

Um der ungeheueren Operationsbasis der drei selbständigen Heere, in Böhmen unter Schwarzenberg, in Schlesien unter Blücher

<sup>1)</sup> Vgl. über die Neugliederung der preußisch-russischen Truppen Friedrich, Geschichte des Herbstfeldzuges 1813, Berlin 1903, I 47 u. 50.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu Unger, Blücher II 53.



und in den Marken unter dem Kronprinzen von Schweden, mehr Haltbarkeit zu geben, für eine oder die andere dieser Armeen im Laufe der Operationen eine Reserve zu liefern und um die Festungen zu erobern, wurde noch eine 4. selbständige Armee in Polen unter dem berühmten Feldherrn Bennigsen formiert. Diese Armee war über 100.000 Mann stark, aber nur etwa 70.000 [59.000 Mann] operierten unter dem Namen „Armee von Polen“ mit den verbündeten Armeen.

Einige Tage vor dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten wurde ich mit allen Vollmachten zu dieser Armee geschickt, um den General Bennigsen im Namen des Generals von Blücher zu begrüßen und eine Verbindung zwischen beiden Armeen zu bewerkstelligen. Ich traf das Hauptquartier der Armee von Polen schon in Kalisch an dem Tage, als der Waffenstillstand sein Ende erreicht hatte [16. August]. Der General Bennigsen war sehr erfreut, mich wiederzusehen, und ich war es nicht minder. Er kündigte mir sogleich an, daß ich ihn in diesem Kriege nicht verlassen dürfe, wogegen er mir sein altes Vertrauen schenken würde. Es ist mir daher möglich geworden, einen vollständigen Bericht des Feldzuges der Armee von Polen in den Jahren 1813—1814 zu liefern, welcher unter dem Titel: „Feldzug der Kaiserlich Russischen Armee von Polen in den Jahren 1813—1814“ im Druck erschienen ist.<sup>1)</sup>

Nachdem ich mit dem General Bennigsen die Operationen zu Gunsten der Armee von Blücher besprochen hatte, eilte ich zu dieser Armee zurück, um darüber zu rapportieren. Ich war ein sehr willkommener Nachrichtenbringer; denn obgleich man vor der Übermacht des Feindes, die Napoleon selbst heranzuführte (21. August), der Instruktion für die Schlesiische Armee<sup>2)</sup> gemäß zurückweichen mußte, so konnte doch von einer Behauptung Schlesiens durch die Franzosen nicht mehr die Rede sein, wenn sie nicht wenigstens 150.000 Mann dazu verwenden konnten, da die in kurzem vereinigten Armeen von Schlesien und Polen mindestens ebenso stark waren. Dennoch mußte der Rückzug jetzt noch weiter fortgesetzt werden, weil Napoleon einen Hauptschlag mit großer Übermacht zur Aufreibung der Schlesiischen Armee im Sinne zu haben schien.

Am 22. August konnte sich der General Blücher noch nicht überzeugen, daß Napoleon mit so großer Überzahl weiter vor-

<sup>1)</sup> Hamburg, Hoffmann und Campe, 1843. Der in diesem Werke mehrfach genannte „vertraute Offizier des Generals von Bennigsen“ ist Wedel selbst, der sich erst am Schluß (S. 155) mit seinem eigenen Namen einführt. Die nun folgenden Mitteilungen Wedels über seine persönlichen Erlebnisse als Adjutant von Bennigsen können demnach nur als Ergänzungen zu dieser Geschichte des Feldzuges der Armee von Polen betrachtet und verstanden werden.

<sup>2)</sup> Vgl. den Wortlaut dieser in Reichenbach erteilten geheimen Instruktion bei Friederich, Herbstfeldzug I 275 f.

dringen würde, und befahl deshalb, das Flüßchen die Schnelle Deichsa vor der Front, den Rückzug einzustellen und, dicht am Feinde bleibend, die Operationen desselben abzuwarten.<sup>1)</sup> Bei den Armeekorps von York und Sacken zeigten sich bis zu Mittag auch keine großen Anstalten des Feindes zur Fortsetzung der Offensive, der General Langeron ließ aber melden, er werde mit großer Übermacht angegriffen und müsse sich zurückziehen; zu gleicher Zeit hörte man eine bedeutende Kanonade [bei Pilgramsdorf].

Der General Blücher schickte mich mit dem Auftrage an den General Langeron, den Feind möglichst lange aufzuhalten, damit erst die beiden anderen Korps sich dem Feinde ohne Gefecht entziehen könnten, wenn es nötig würde, den weiteren Rückzug anzutreten. Als ich bei dem Korps von Langeron ankam, fand ich dasselbe schon in vollem Rückzuge, der für das noch feststehende Nebenkorps gefährlich werden konnte. Gleichzeitig überzeugte ich mich, daß eine Übermacht des Feindes nicht der Grund zum Rückzuge war, und die heftige Kanonade nur daraus entstand, daß man das Rückzugsgefecht unnötigerweise russischerseits mit Artillerie führte, was so viel Lärm machte. Da meine Vorstellungen, den Rückzug aufzuhalten,<sup>2)</sup> bei dem General Langeron nichts fruchteten, so eilte ich zum General Blücher zurück und meldete ihm den wahren Stand der Sache. Der kommandierende General entschloß sich darauf, in Begleitung des Chefs vom Generalstabe, Gneisenau, von mir geführt, selbst zum Korps von Langeron zu reiten. Als wir ankamen, war schon immer mehr Terrain verloren gegangen, und der General Langeron wollte Blücher ebenso mit einer Menge Redensarten von der Notwendigkeit des unausgesetzten Rückzuges überzeugen, wie er es erst mit mir versucht hatte. Der alte Held ließ sich aber darauf wenig ein, besonders weil er fast gar nicht französisch und Langeron schlecht deutsch sprach, sondern eilte nach den Punkten, wo das Gefecht am lebhaftesten geführt wurde. Langeron mußte ihn natürlich begleiten und schickte nun einen Adjutanten nach dem andern ab, die schon abziehenden Truppen wieder vorwärts zu führen. Hierdurch kam das Gefecht bald wieder zum Stehen, und selbst einige Offensivebewegungen wurden gemacht, wodurch die notwendige Zeit zur allgemeinen Rückzugsbewegung der Armee gewonnen wurde.<sup>3)</sup>

Gneisenau erteilte mir jetzt einen Befehl, der mich aus dem Gefecht zurückgehen hieß, wogegen ich Vorstellungen machte, während wir fast von einer zwischen uns fallenden Granate erschlagen worden wären. Ich mußte endlich die Wichtigkeit meines Auf-

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Friederich, Herbstfeldzug I 269 f.

<sup>2)</sup> Wedel war also der von Müffling (zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814 I 22) genannte Adjutant.

<sup>3)</sup> Vgl. hierzu Friederich, Herbstfeldzug I 271 und Mémoires de Langeron, p. p. Fabry, Paris 1902, S. 238.



trages einsehen und gehorchen, so ungern ich es auch tat. Ich nahm ein Ulanen-Regiment und machte befohlenermaßen mit dessen Hälfte alle nach Goldberg führenden, mit Bagage und Blessierten bedeckten Wege zum Rückzuge der Kolonnen frei, was ich mit größter Strenge und fast mit Grausamkeit gegen die vielen Blessierten — eine mir schreckliche Pflicht — ausführte.

Nach diesem abscheulichen Auftrage mußte ich nach Goldberg vorausseilen, um zu sehen, wie viel Truppen wohl dazu gehören würden, diese Stadt gegen einen leichten Angriff zu verteidigen, und welche Anstalten dazu nötig wären. Zu gleicher Zeit mußte ich die dazu bestimmten preußischen Truppen [die linke Kolonne der Yorkschen Avantgarde] unter Major Golz davon benachrichtigen<sup>1)</sup> und auch den russischen General Rudsjewitsch auffordern, gleichfalls einige Tausend Mann dazu herzugeben. Ich ritt zu diesem letzten Zwecke einige Zeit neben dem General vor seiner im Rückzuge begriffenen Kolonne, ohne meinen Auftrag auszurichten, um mich über die Stärke seiner Truppen zu unterrichten. Obgleich man bei den schwachen Bataillonen diese Benennung kaum gebrauchen konnte, gab der General nach der mir bekannten russischen Weise die Stärke möglichst hoch an. Hierauf rückte ich mit meinem Auftrage heraus, dem er sich jetzt nicht mehr entziehen konnte. Aber er schimpfte auf russisch gegen seine Offiziere über meine Schlaueit, die er Falschheit nannte. In der Nacht wurde durch den Major von Liebenroth von unserem Ingenieurkorps die Stadt in möglichsten Verteidigungszustand versetzt.

Es gingen [am 23. morgens] gewiß scheinende Nachrichten über den Abmarsch Napoleons mit einem bedeutenden Teil seiner Armee nach Sachsen ein, worauf Blücher beschloß, seiner allgemeinen Instruktion gemäß sogleich in die Offensive überzugehen. Alle Korps erhielten nach einer einfachen Disposition den Befehl, mit Tagesanbruch in guter Gemeinschaft vorzugehen.<sup>2)</sup> Der Feind kam uns aber auch diesmal mit seinem Angriffe zuvor und warf sich besonders auf die vorderste Brigade des Yorkschen Korps unter Herzog Karl von Mecklenburg, ehe dieselbe noch gehörig aufgestellt war und unterstützt werden konnte.<sup>3)</sup> Die feindliche Kavallerie sprengte einige schlesische Landwehr-Bataillone auseinander, bis es unserer eigenen Kavallerie gelang, die französische wieder zurückzuwerfen, wodurch eine große Unordnung unter den feindlichen Soldaten entstand. Die Landwehr des Yorkschen Korps kam an diesem Tage größtenteils zum ersten Mal ins Gefecht und wurde gleich auf eine harte Probe gestellt. Einige Bataillone kamen so

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Friederich, Herbstfeldzug I 272.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu Friederich, Herbstfeldzug I 274 f.

<sup>3)</sup> Vgl. über dieses Gefecht bei Niederau Friederich, Herbstfeldzug I 276 ff.

auseinander, daß sie unter den Augen des Generals Blücher in voller Flucht das ganze Feld bedeckten. Ich erhielt den Auftrag, die erschrockenen Leute wieder zum Stehen zu bringen und zu sammeln, was mir auch leicht gelang. Ich nahm ein paar Schwadronen des nächsten Manen-Regiments, teilte es in mehrere Teile, ließ diese den Flüchtigen voraneilen, sich dann ausbreiten und so erst alle Fliehenden anhalten, um ihnen dann eine Höhe anzuweisen, wo sie sich wieder sammeln sollten, was sie auch folgsam taten. Es fand sich, daß der Verlust der Bataillone nicht so bedeutend gewesen war, was die unerfahrenen Soldaten gar nicht begreifen konnten, und von dem Jüsilier-Bataillon des Ostpreussischen Regiments unterstützt, waren sie auch bald wieder bereit, ins Gefecht zu gehen.<sup>1)</sup>

Die Franzosen griffen auch Goldberg an, wurden aber tapfer abgewiesen; jedoch mußte die Stadt endlich freiwillig verlassen werden, da der Feind durch die Schuld des Generals Langeron in den Besitz des Wolfsberges gekommen war und die Stadt umging. Das Korps von Sacken und dasjenige von Langeron wurden gleichzeitig angegriffen, und durch die Gefangenen erfuhr man, daß Napoleon mit seiner Reserve noch nicht abmarschiert sei.<sup>2)</sup> Der Befehl zum Rückzuge wurde noch zur rechten Zeit gegeben und so ausgeführt, daß man ein Gefecht gegen ungleiche Kräfte vermied.

Gleichwohl war der Verlust von Menschen in den letzten drei Tagen dem einer Schlacht gleichzustellen. Unzufriedenheit und Mißverständnisse fingen an, sich unter den Oberbefehlshabern zu zeigen, und die Soldaten waren im höchsten Grade ermattet und schlecht genährt. Alles dies war die natürliche Folge der so oft veränderten Dispositionen und der daraus entstehenden Hin- und Hermärsche, deren Veranlassung wiederum die fast unausführbaren allgemeinen Instruktionen für die Armee waren.

In einer Besprechung, zu welcher Blücher den General Gneisenau, Oberst Müßling und mich aufforderte, trat Müßling mit einem weitläufig ausgearbeiteten Aufsatz hervor, welcher alle Möglichkeiten der Operationen Napoleons und die Mittel, die man dagegen ergreifen könnte, aufstellte. Blücher war aber mit diesem Vortrage nicht zufrieden, da er zu sehr nach der Defensive

<sup>1)</sup> Vielleicht meint Wedel das Landwehr-Bataillon Dobrowolski; vgl. Friederich, Herbstfeldzug I 278 f. Wedel bestätigt die schon von Samter (Schlacht an der Raibach, S. 57) gebrachte Mitteilung, daß die fliehende Landwehr von „Manen“ aufgenommen und dann von einem Bataillon des 1. Ostpreussischen Regiments unterstützt wurde. — Übrigens war aber die Landwehr Yorcks schon bei Löwenberg zum ersten Mal ins Feuer gekommen und hatte sich dort „wie alte Linientruppen“ geschlagen; vgl. Dronsen, York (1854) II 249.

<sup>2)</sup> Vgl. über die Gefechte bei Goldberg und am Wolfsberg Friederich, Herbstfeldzug I 281 ff.



schmeckte und ihm zu gelehrt war, worauf er auch mich, als den Jüngsten, aufforderte, meine Meinung vorzutragen, zumal ich wieder beauftragt werden sollte, den General Bennigsen zu raschen, entscheidenden Operationen zu veranlassen. Ich kam dem alten Helden nun darin zu seiner Zufriedenheit entgegen, daß ich behauptete, Napoleon würde von alledem nichts tun, was man voraussetzte, und da es nach den neuesten Nachrichten gewiß wäre, daß er mit der Reserve abmarschiert wäre, müßten wir nicht abwarten, was der Feind tun würde, sondern diesen zwingen, sich nach dem, was wir tun würden, zu richten, wobei keine Gefahr wäre, indem ich dafür stände, daß die Armee unter Bennigsen zu unserer Unterstützung herbeieilen würde, wenn sie unserer Offensive gewiß wäre.<sup>1)</sup>

Der Rückzug ging [24. August] in die Nähe von Striegau, und dem Feinde stand abermals der Weg nach Breslau offen.

Blücher schrieb an diesem Tage an Bennigsen, möglichst zu eilen, um Breslau zu decken und dem Feinde eine Diversion im Rücken zu machen, was dieser [in einem Schreiben vom 26.] unter der Bedingung versprach, daß Blücher die Offensive ergriff, wenn er die Oder passiert habe. Bennigsen ließ auch sogleich einige leichte Truppen [Kavallerie-Detachement unter General Repninsth] auf das linke Oderufer vorgehen, um eine Verbindung mit der Schlesischen Armee herzustellen.<sup>2)</sup>

[Wedel war, wozu er als Neffe und ehemaliger Adjutant des Generals von Bennigsen auch besonders geeignet war, beauftragt worden, „die Verbindung zwischen beiden Armeen zu bewerkstelligen“. Er hatte am 16. August Bennigsen im Auftrage Blüchers begrüßt, er ging am 29. mit der Siegesbotschaft in das Hauptquartier seines Oheims ab. Die naheliegende Vermutung, daß er auch den Brief Blüchers vom 24. überbracht haben wird, wenn er dies auch nicht, wie in den beiden andern Fällen, ausdrücklich betont, wird durch ein Schreiben von Bennigsen an Kaiser Alexander bestätigt, in welchem er meldet, daß Wedel am 25. mit einem Briefe von Blücher in Kalisch eingetroffen sei.<sup>3)</sup> So erklärt es sich, daß Wedel, im Gegensatz zu seinen Berichten über die anderen Schlachten, in seiner kurzen und sehr allgemein gehaltenen Darstellung der Schlacht an der Raßbach sich selbst nicht nennt. Diese Darstellung beruht mithin auf Erzählungen, welche er während

<sup>1)</sup> Es läßt sich nicht nachprüfen, auf welche Besprechung sich Wedel hier bezieht.

<sup>2)</sup> Wedels Nachlaß enthält eine vom Generalmajor Berg beglaubigte Übersetzung des „Tagebuches der Russisch Kaiserlichen Armee von Polen unter den Befehlen des Generals der Kavallerie Grafen Bennigsen vom 10./22. Juli 1813 bis zum 18./30. April 1814.“ Dieses Tagebuch bestätigt obige Mitteilungen von Wedel.

<sup>3)</sup> Vgl. Mémoires de Bennigsen III 289.

seiner Anwesenheit im Hauptquartier vom 28. zum 29. August oder erst später gehört hat.]

Bei der Schlesiſchen Armee, die vom Feinde nicht weiter verfolgt wurde, ward nach einer großen Refognoszierung und auf Grund der neuerdings eingezogenen Spionsnachrichten abermals die Offensive beschlossen,<sup>1)</sup> und noch am 24. August wurde das Hauptquartier nach Jauer verlegt. Das Korps von York bivouakierte auf dem Wege von Jauer nach Goldberg, das Korps von Langeron zwischen Hermannsdorf und Hennersdorf, das Korps von Sacken auf dem Wege nach Haynau in gleicher Höhe mit den beiden anderen.

Am 26. August dachte wohl niemand bei den gegenseitigen Armeen an eine Schlacht.<sup>2)</sup> Der Regen goß in Strömen herab, und jede Armee ging den einmal gegebenen Dispositionen gemäß vorwärts, um die Raßbach zu passieren.

Die französische Armee unter Marschall Macdonald, aus drei Armeekorps und einem Kavalleriekorps bestehend, nachdem Napoleon wirklich mit dem anderen Teile der Armee nach Sachsen zurückmarschiert war, wohin ihn die Bewegung der Böhmiſchen Armee rief, glaubte die Schlesiſche in vollem Rückzuge auf Schweidnitz, da die Straße über Liegnitz nach Breslau ganz preisgegeben war, und rückte ohne große Vorsicht in mehreren Kolonnen auf Jauer vor.

Bei der Schlesiſchen Armee glaubte man, die gegenüberstehende französische würde nach dem gewissen Abmarsche Napoleons nun schwach sein und defensiv agieren wollen, oder eine Bewegung gegen die rechte Flanke der großen Armee in Böhmen unternehmen; in beiden Fällen müßte man eilen, sie anzugreifen und zum Schlagen zu zwingen. Demgemäß wurde beschlossen, am 26. über die Raßbach zu gehen, und schon den Abend vorher hatte man die Vorposten bis gegen diesen kleinen Fluß vorgeschoben. Um 2 Uhr nachmittags sollten sich alle Kolonnen von dem Rendezvous in Bewegung setzen. Doch schon um 12 Uhr wurde von allen Vorposten gemeldet, der Feind dränge über die Raßbach vor, worauf alle Kolonnen den Befehl bekamen, bis auf weitere Order Halt zu machen. Das Langeronsche Korps war durch die wütende Reize von dem übrigen Teile der vereinigten Armee getrennt und führte bei schwacher Verbindung sein Gefecht allein in einem für dasselbe sehr vorteilhaften Terrain, hatte aber ohne Erlaubnis fast seine ganze schwere Artillerie einen Marsch rückwärts geschickt.

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Friederich, Herbstfeldzug I 288.

<sup>2)</sup> Vgl. zum Verständnis und zur Kontrolle der Wedelschen Darstellung der Schlacht an der Raßbach die eingehende Beschreibung bei Friederich, Herbstfeldzug I 292 ff. Dazu sein neuestes Werk: Die Befreiungskriege 1813—1815 Bd. II 122 ff.



Die Avantgarde des Yorkschen Korps unter Oberst Kähler wurde von einer zahlreichen feindlichen Kavallerie zurückgeworfen, welcher schnell Infanterie über die Katzbach folgte. Darauf ging das Yorksche Korps, den linken Flügel an die wütende Meise gelehnt, das Borwerk Christianshöhe rechts lassend, mit der Infanterie in Kolonnen vorwärts. Ein paar schwere Batterien waren auf einer Höhe bei Eichholz [links vom Taubenberg] sehr vorteilhaft aufgestellt. Der General von Sacken bekam den Befehl, sich über Eichholz mit dem Yorkschen Korps in Verbindung zu setzen, was pünktlich geschah. Diese beiden Korps gingen nun vereinigt den auf verschiedenen Punkten über die Katzbach gegangenen Feinden entgegen, wobei es ohne einen eigentlichen zusammenhängenden Angriff, wegen des unaufhörlich starken Regens, zu mehreren Gefechten mit dem Bajonett kam. Da fast gar nicht geschossen werden konnte und darum keine Tirailleurs vorgenommen waren, vermuteten sich die Gegner in dem hügeligen Terrain nicht so nahe.

Die feindliche Kavallerie wollte diesen Umstand, daß die Gewehre nicht losgingen, ausnutzen und warf sich auf die preußische Infanterie, welche aber, in Massen vereinigt, unerschütterlich blieb, bis unsere Kavallerie kam und nun, mit der Kavallerie des Sackenschen Korps vereinigt, nicht allein die feindliche zurückwarf, sondern auch in die feindliche Infanterie und Artillerie einhieb. Verbunden mit dem steten Vorrücken unserer Infanterie warf sie dann die Feinde in partiellen Gefechten gänzlich über den Haufen, wobei gegen 40 [36?] Kanonen erobert wurden. Bis zum Dunkelwerden setzte man die Verfolgung in immerwährendem Regen und zum Versinken aufgeweichtem Boden gegen die Katzbach fort, ohne die eigentlichen großen Resultate der Schlacht zu ahnen.

Am wenigsten hatte der General Langeron diesen Ausgang der Sache vermutet, da er, wie oben gesagt, sich gar nicht auf eine Offensive eingerichtet und so auch während des ganzen Tages eine vortreffliche Position nach der andern bei Hennemersdorf und Hermannsdorf aufgegeben hatte. Selbst dieser Fehler gereichte aber der Schlesiischen Armee zum Nutzen, da die Division unter General Puthod verlockt wurde, immer weiter in dem Gebirge in der linken Flanke vorzurücken, wodurch sie am andern Tage so durch angeschwollene Gebirgswässer abgeschnitten wurde, daß sie sich ergeben mußte [am 29. bei Löwenberg].

Mit der Verfolgung ging es sehr langsam, da es der siegreichen Armee eben so schwer wurde als der geschlagenen, über die unglaublich angeschwollenen Gebirgswässer und auf den gänzlich verdorbenen Wegen vorwärts zu gehen. Die Verluste der Blücherschen Armee in dieser wichtigen Schlacht waren geringer als in den kleinen Gefechten der vorigen Tage, wogegen der des Feindes einige Tage darauf zu 18.000 Gefangenen, ohne die

Geblienen, und zu 100 Kanonen und einer außerordentlichen Menge Feldgerät berechnet wurde.<sup>1)</sup>

Ich war sehr glücklich, der Armee von Polen die Siege melden zu können<sup>2)</sup>, und versuchte nun alles Mögliche, diese Armee in Tätigkeit zu bringen. Der Kaiser Alexander gab der Armee von Polen die Bestimmung, die Schlesiſche Armee, welche die Armee in Böhmen verstärken sollte, abzulösen und gänzlich deren Stelle zu übernehmen.<sup>3)</sup>

Da ich die Verhältnisse des schlesiſchen Landes genau kannte und ebenso die Lauſitz gegen Dresden hin oft kriegerisch durchzogen hatte, so bediente sich Bennigſen meines Rates bei den Operationsmärschen nach Sachsen, wobei ich dem Vaterlande die möglichste Erleichterung zu verschaffen suchte; z. B. ließ ich eine Menge Lebensmittel und Fuhrwerke aus Polen nachschaffen, und trotzdem kam ich oft in die größte Verlegenheit wegen der Verpflegung. Den Landrat des Kreises Ols zwang ich fast mit Gewalt, alle Pferde und Wagen zum Transport der Kriegsutensilien der Armee zu stellen, wogegen ich mich verpfändete, diese alle zurückzuschaffen, wenn der Landrat mitgehen würde. Auf diese Weise war es nur möglich, die noch so schlecht versorgte Armee in Bewegung zu setzen.<sup>4)</sup>

Schon waren alle Vorkehrungen getroffen, mit der Armee von Polen die von Schlesiens abzulösen, zu welchem Zwecke ich mit 6000 leichten Pferden (Kosaken, Baſchiren und Kirgisen) detachiert war, um über Spremberg eine Verbindung mit der Nordarmee zu bewerkstelligen, als abermals ein neuer Operationsplan für die Armee unter Bennigſen einlief, Blücher nicht abzulösen, sondern statt seiner nach Böhmen zu kommen.<sup>5)</sup>

In Leitmeritz angekommen [26. Sept.], fanden wir eine Instruktion für die Armee von Polen vor.<sup>6)</sup> Ich wohnte dort mit Bennigſen bei dem Bischof, der uns fürstlich aufnahm. General Bennigſen trug mir auf, den festen Posten Tetschen an dem Durchbruch der Elbe nach Sachsen zu rekonoszieren. Ich fand daselbst zu meiner großen Freude einen preußischen Offizier und alten Bekannten als Kommandierenden, den Major von Boltzen-

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu den Tagesbefehl Blüchers vom 1. September bei Friederich, Herbstfeldzug I 345 f.

<sup>2)</sup> Das im Nachlaß Wedels enthaltene, von Blücher unterzeichnete Schreiben datiert vom 29. August.

<sup>3)</sup> Diese vom 9. Sept. datierte Order ist abgedruckt in den Mémoires de Bennigſen III 293.

<sup>4)</sup> Vgl. hierzu [Wedel] Feldzug der Armee von Polen S. 16 f.

<sup>5)</sup> Dieser neue, vom 15. September datierte Befehl des Kaisers Alexander ist abgedruckt in den Mémoires de Bennigſen III 299.

<sup>6)</sup> Vgl. Mémoires de Bennigſen III 305.



stern.<sup>1)</sup> Von da bereifte ich weiter die ganze Vorpostenlinie und machte meinen Rapport darüber an Bennigsen.

Ich muß hier zum Verständniß des ganzen Folgenden mein Verhältnis zum General von Bennigsen auseinandersetzen. Vor allem war ich sein naher Verwandter, dann sein Vertrauter schon von 1806—1807 her, und endlich war meine amtliche Stellung zu ihm von ganz freier Art. Außer diesen für mich günstigen Verhältnissen fand nun beim Generalkommando der Armee noch folgendes Zusammentreffen statt: Bei der Armee von Polen wurde der Generalleutnant von Oppermann, der eben als Eroberer der Festung Thorn ankam, als Chef des Generalstabes angestellt. Dieser sehr schätzenswerte Mann ließ sich merken, daß er bestimmt sei, auf die Entschlüsse des Generals Bennigsen einzuwirken, was ihm nach seiner Stellung auch vollkommen zustand, wodurch aber die Eitelkeit Bennigsens beleidigt wurde, der nicht glaubte, eines Ratgebers zu bedürfen. Dieser hielt deshalb Oppermann gänzlich von sich entfernt. Da es ihm doch aber ein Bedürfnis war, seine Ideen mitzuteilen, und es nun ganz unpassend gewesen wäre, einem von seiner russischen Umgebung ein solches Vertrauen zu schenken, war er froh, in mir einen Ableiter zu finden. Meine diplomatisch-militärische Stellung machte mir die Annahme eines ebenso wichtigen als ehrenvollen Vertrauens zur Pflicht, aber mein Verhältnis wurde dadurch in dem Hauptquartiere sehr schwierig, da besonders der Chef vom Generalstabe mit Recht eifersüchtig auf mich wurde. Das allgemeine Beste zu fördern, nahm ich deshalb zu folgender Handlungsweise meine Zuflucht. Ich suchte möglichst das Einvernehmen zwischen dem kommandierenden General und dem Chef vom Generalstabe so zu erhalten, daß keine öffentlichen Mißverständnisse entstanden. Wenn mich der General en chef um meine Meinung fragte, bat ich selbst oft den Chef vom Generalstabe um seinen Rat und teilte diesem alle Ideen des Kommandierenden im Vertrauen mit, wenn sie mir nicht als Geheimnis gesagt waren, wie ich im Gegenteil gegen Bennigsen die Talente lobte, die Oppermann besäße, und den Respekt, den er ihm widmete. Dadurch verschaffte ich mir die Gewogenheit des Generals Oppermann und schadete mir im Vertrauen des Generals Bennigsen nicht.

Der Posten Tetschen war von der höchsten Wichtigkeit. Ich machte deshalb den Vorschlag, denselben zu verstärken und über diesen Punkt eine leichte Kommunikation mit der Armee von Schlesien zu erhalten. Das Schloß Tetschen war befestigt und mit einer österreichischen Besatzung versehen. Auf diese gestützt, hatte sich Major von Boltensstern mit ein paar Hundert Jägern

<sup>1)</sup> Boltensstern berichtet das Gleiche; vgl. Hann von Wehbern, Major Boltensstern von Boltensstern S. 115.

daselbst festgesetzt und machte glückliche Streifzüge nach Sachsen, wobei es ihm einmal fast gelungen wäre, die feindliche Kommunikationsbrücke über die Elbe bei Pirna zu zerstören. Bennigsen stellte einen russischen Obersten mit Infanterie und einen Kosakenoberst unter seine Befehle, indem er ihn selbst Oberst titulierte. Nach solcher Verstärkung wurden abermals Streifzüge unternommen, die die Eroberung eines großen Viehtransportes der französischen Armee (was bei dem außerordentlichen Mangel an Lebensmitteln in Böhmen sehr wichtig war),<sup>1)</sup> die Wegnahme der Bagage mehrerer französischen Generale und besonders auch Nachrichten von General Blücher über den Zustand der französischen Armee und die Abreise Napoleons aus Dresden einbrachten. Die Kommunikation mit dem leichten Korps unter Bubna auf dem rechten Ufer der Elbe und durch dieses mit der Armee von Schlesien wurde hergestellt.

Nachdem nun die notwendigsten Anstalten zur Aufstellung der Armee von Polen in Böhmen genommen waren, reiste Bennigsen mit mir allein nach Teplitz, um sich bei den drei Souveränen zu melden und mit dem Fürsten Schwarzenberg eine Besprechung zu halten. Als wir den halben Weg von Aussig nach Teplitz zurückgelegt hatten, begegneten wir dem österreichischen Kaiser Franz mit einem Adjutanten. Der General Bennigsen ließ sogleich halten und stieg mit mir aus, worauf der Kaiser ein Gleiches that. Der General ließ sich von mir seinen Armeerapport geben und überreichte denselben dem Kaiser, indem er sich ihm mit einigen französischen Worten selbst vorstellte. Der Kaiser dankte sehr verbindlich deutsch. Indem man sich noch auf weitere Redensarten besann, bemerkte ich, daß ich unter der Menge von Papieren, welche ich bei mir führte, dem General statt eines Rapports eine Armeedisposition für den Kaiser gegeben hatte. Ich bedachte mich aber nicht lange, sondern überreichte dem General einen anderen Rapport für den Kaiser, indem ich mich wegen meines Versehens selbst anklagte. Dieses Versehen gab zu mehrfachen spaßhaften Bemerkungen des Kaisers Anlaß und endigte mit einer sehr gnädigen Entlassung des Generals.

Wir setzten darauf unsere Reise nach Teplitz fort, woselbst sich Bennigsen, immer von mir begleitet, bei dem Kaiser Alexander und meinem König meldete und höchst gnädig empfangen wurde. Der Kaiser erinnerte sich gnädigst meiner ihm, wie er sagte, so vielfach geleisteten alten und neuen Dienste und ließ mich mit dem Vladimirden 3. Klasse beehren. Dem ungeachtet trug ich darauf an, wieder in mein altes Verhältnis zum General Blücher zurückzukehren, da ich nur von diesem zur Armee von Polen kommandiert war. Bennigsen hat aber den König persönlich, mich

<sup>1)</sup> Hann von Weyhern druckt (S. 116 f.) einen vom 4. Oktober datierten Brief ab, in welchem Bennigsen hierfür dankt.



bei ihm zu lassen, worauf der König dies befahl, und so trat ich denn bei der Armee von Polen vollkommen in die Funktion eines diplomatisch-militärischen preußischen Bevollmächtigten.

Bei den Operationen, die der General Bennigsen mit seiner Armee und den ihm untergebenen österreichischen Truppen [1. Armeeabteilung unter Graf Colloredo] ausführte, um das vom Marschall Saint-Cyr verteidigte Erzgebirge auf der großen Straße von Böhmen nach Sachsen gegen Dresden zu forcieren, während die vereinigte große Armee über Chemnitz nach Sachsen gegen Leipzig unaufhaltsam marschierte, schickte er mich zu dem österreichischen Feldmarschall-Deutnant Graf Hardegg, welcher eine Division leichter Truppen [1. Division der Abteilung Colloredo] kommandierte. Dieser General sollte den Franzosen auf kleinen Wegen und durch Nachtmärsche in die rechte Flanke zu kommen suchen; und dazu war er durch seine militärischen Eigenschaften wie durch seine genaue Kenntnis des Landes und durch die zu einer solchen Aufgabe vollkommen brauchbaren Truppen unter seinem Kommando sehr geeignet. Ich lebte mit Graf Hardegg die kurze Zeit unseres Zusammenseins sehr vertraulich und brachte manche Nacht bei den österreichischen Husaren des ungarischen Regiments Hessen-Homburg auf dem Bivak zu, welches von Oberst Chimoni kommandiert wurde.

Bei der wichtigsten nächtlichen Hauptoperation<sup>1)</sup> begegnete mir mit Graf Hardegg folgende Begebenheit: Der unternommene Marsch in dem wildesten Gebirge, da die gewöhnlichen Wege verhauen und verschanzt waren, wobei in der größten Stille ohne Laterne und nur von einigen Gebirgsbewohnern geführt langsam vorgegangen wurde, war so berechnet, daß wir mit Tagesanbruch dicht am Feinde und möglichst in seiner rechten Flanke sein wollten. Plötzlich, was in Gebirgen oft der Fall ist, senkte sich ein so überaus dicker, stinkender Nebel herab, daß man wie betäubt war. Man glaubte, immer rückwärts zu kommen, wenn der Luftzug entgegenströmte, und die Pferde versuchten umzudrehen. Man verstand sich kaum, wenn man mit seinem Nebenmann redete, und als wir einige Laternen ansteckten, konnten diese kaum einen Kreis von einigen Schritten erhellen. Ich ritt mit Graf Hardegg an der Spitze der Hauptkolonne, und wir mußten schon nahe am Feinde sein; deshalb wurde der Befehl zum Halten gegeben, bis der Nebel etwas verzogen sein würde oder der Tag anbräche. Der General, welcher gerade in dieser Gegend sehr Bescheid wußte, ritt, um sich etwas zu orientieren, mit mir nur einige Schritte vor, als plötzlich sein Pferd in eine Vertiefung stürzte, er aber mit

<sup>1)</sup> Vgl. über diese am Morgen des 8. Oktober erfolgte große Refognoszierung [Wedel] Geschichte der Armee von Polen S. 26 ff., dessen Darstellung durch das oben (S. 91 Anm. 2) genannte „Tagebuch“ bestätigt wird.

meiner Hilfe, ohne Schaden genommen zu haben, wieder auf das vor Schreck stillstehende Pferd kam. Kaum war er jedoch auf demselben, als dieses so scheu und wild wurde, daß es sich immer drehte und mit dem General eine ganze Strecke über Stock und Stein davon rannte. Endlich bezwang und beruhigte dieser das Pferd, und auf sein Rufen gelang es mir, ihn wieder zu erreichen. In diesem Augenblick waren auf mehreren Punkten die Spitzen der Kolonnen nahe an die feindlichen Vorposten gekommen, und es entstand mehrfaches verwirrttes Geschiesse, welches durch das Echo in den Bergen noch vermehrt wurde. Graf Hardegg war völlig desorientiert, und wir waren in der Lage, sowohl vom Feind als vom Freund erschossen zu werden. Ich hatte aber die Marschdirection unserer Kolonnen nicht verloren, und da er sich ganz meiner Führung überließ, gelang es mir wirklich, unsere Hauptkolonne, die noch immer gehalten hatte, nach vielen Gefahren wieder zu erreichen. Graf Hardegg stellte mich den Seinen als Retter vor.

Während des Gefechtes bei Dohna<sup>1)</sup> [westlich Pirna] war ich zweimal in großer Gefahr, einmal, als ich das Dorf Klein-Sedlitz, welches ich schon vom Feinde verlassen glaubte, durchritt und, ohne getroffen zu werden, von den es noch befezt haltenden französischen Tirailleurs mit wenigstens 100 Schüssen begrüßt wurde; das zweite Mal, als ich dem General Bennigsen eine Nachricht von der umgehenden Kolonne des Grafen Hardegg brachte. Ich wäre fast von französischer Kavallerie gefangen worden, und als ich mich dann in ein russisches Karree rettete, sprengte gerade eine hineinfallende Granate dasselbe auseinander. Als ich zu Hardegg zurückgekommen war und dieser seine Umgehung fortsetzte, blieb ich mit 4 österreichischen Kanonen, von 2 Eskadrons Hessen-Homburg-Husaren gedeckt, zur Kommunikation mit der russischen Haupt-Avantgarde zurück und beunruhigte damit beständig den linken Flügel der französischen Position, bis die Umgehung vollendet war. Gegen Abend erst wurde Dohna durch die Russen mit Sturm genommen, und die Umgehungskolonne des Grafen Hardegg traf gerade zur rechten Zeit zur Unterstützung dieser Operation ein.

Der König von Preußen, welcher bei der Armee von Bennigsen geblieben war, hatte kein so ernsthaftes Gefecht bei Dohna erwartet und war deshalb zu spät aufgebrochen, was ihm sehr leid tat. Als er bei dem von uns durch wenige Truppen eingeschlossenen Pirna vorbeifuhr, wurde ihm durch eine Kanonen-

<sup>1)</sup> Vgl. über dieses Gefecht vom 9. Oktober [Wedel] Geschichte der Armee von Polen S. 28 ff. und den Bericht von Bennigsen an Kaiser Alexander in den Mémoires de Bennigsen III 306 f. Dazu noch Plotho, der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 u. 1814, Berlin 1817, II 252.



kugel ein Pferd vor dem Wagen erschossen. Er nahm [10. Oktober] sein Hauptquartier in Zehista [südlich Pirna].<sup>1)</sup>

Ich hielt mich die Tage darauf beim General Paskewitsch auf, welcher mir sehr gewogen war. Dieser Mann war, obgleich ohne große Konnexionen oder Familie, durch seine ausgezeichnete Tapferkeit und seine Verdienste bei der türkischen und persischen Armee schon im dreißigsten Jahre Generalleutnant geworden. Der General Bennigsen hatte ihm jetzt die Avantgarde seiner Armee übergeben. Er schenkte mir bei allen Gelegenheiten sein Vertrauen, da ich das Land und die Verhältnisse in Sachsen genau kannte; überdem war er ein sehr bescheidener, vorurteilsfreier Mann, der wenig auf das Äußere hielt und gern Rat annahm. Meiner Verabredung mit dem kommandierenden General gemäß machte ich ihm jeden Abend meinen Rapport über das, was ich gesehen hatte, wie mir der Stand der Dinge vorkam, und trug meine Vorschläge zum folgenden Tage, so gut ich es eben verstand, frei vor.

Nach dem Gefechte bei Raiz [11. Okt.] ritt ich beim Dunkelwerden zu obigem Zwecke, nur von meiner preussischen Ordonnanz, welche aber gut russisch und polnisch sprach, einem Kürassier-Untersoffizier, begleitet, ins Hauptquartier. Als ich den Raum zwischen der Avantgarde und der zum Teil biwakierenden, zum Teil kantonierenden Armee zurücklegen wollte, wurde ich mit meiner Ordonnanz von einer Herde herumstreifender Kirgisen, Kalmücken und Baschkiren, womit die Armee von Polen belastet war und welche die Dienste der Kosaken tun sollten, für Franzosen gehalten und von allen Seiten mit gräßlichem Geschrei umschwärmt und angehalten. Diese Halbmenschen glaubten sich auf dem äußersten Vorposten und wußten nichts von der Avantgarde. Ich und meine Ordonnanz, welche, wie gesagt, gut russisch und polnisch sprach, suchten ihnen ihren Irrtum auf alle Weise begreiflich zu machen, aber alles vergeblich; denn sie sprachen nicht einmal russisch. Im Gegenteil drangen sie immer auf uns ein und zeigten Lust, uns auszuplündern. Nun verging mir die Geduld; ich versuchte, mich durch ihre Nationalpantomime und mit dem Instrument (dem Kantschu), womit man den Untergebenen immer sein Recht beweist, verständlich zu machen. Ich schlug tüchtig damit um mich, und vielleicht hätten sie mich verstanden, da verdarb meine Ordonnanz durch Ziehen seines Pallashes alles. Nur die rasche Befolgung meines Befehls, das tödende Instrument wieder einzustecken, rettete uns vom Tode; denn die schon eingelegten Lanzen und Bogen vollendeten nicht ihr Werk. Man schleppte uns nun mit Jubel

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu: Aus dem Leben des Generals Oldwig von Nazmer I 163 und Janjon, König Friedrich Wilhelm III. in der Schlacht, Berlin 1907, S. 219.

bis zum nächsten Haupttrupp und von da zu einer großen ordentlichen Feldwache. Man erkannte mich hier sogleich und ließ mich frei ins Hauptquartier [Lochwitz] ziehen, wo ich aber erst um Mitternacht todmüde und im größten Regen ankam. Trotzdem lachten mich der König und der General Bennigsen aus, als ich ihnen meinen Rapport machte und alle gefährlichen Aventuren mit den Amours russes erzählte; und schließlich mußte ich mitlachen, daß mir noch so etwas geschehen konnte.

Bei einem anderen solchen Ritte kam ich durch ein Dorf, welches schnell weggenommen und dann hinter der Avantgarde unbesetzt liegen geblieben war. Als ich mit einigen Begleitern schnell durch dasselbe reiten wollte, schoß man aus mehreren Häusern auf uns. Ich dachte gleich, daß die darin abgeschnittenen Feinde ihre Lage gar nicht kennen müßten, und machte schnell mit meinem Schnupftuch Parlamentärzeichen. Die armen Teufel sahen bald ein, daß sie am besten täten, sich gefangen zu geben. Auf solche Weise wurden oft durch ein paar Helden ganze Scharen Gefangener gemacht und die Zeitungen mit diesen Taten geschmückt.

Der König besuchte den General Bennigsen in Zehista [Lochwitz], als ich eben im Begriff war, auf meiner Operationskarte nach meiner Gewohnheit den erhaltenen Nachrichten gemäß die Stellungen der feindlichen Korps und der unserigen einzutragen. Auf Befragen des Königs, womit man sich eben beschäftigt habe, antwortete der General scherzend, ich gäbe ihm Privatstunde, worauf ich meine Erklärungen auch dem König vortragen mußte.

Es war von der höchsten Notwendigkeit, sich von der wahren Stärke der Besatzung von Dresden zu überzeugen, welche bald zu 30.000 Mann, bald zu 6000 angegeben wurde. Die Spionnachrichten widersprachen sich auf die lächerlichste Weise, wie dies gewöhnlich ist und was hier verzeihlich war, da die Beurteilung der Truppenstärke in einer großen Stadt wie Dresden schwer ist. Der General Bennigsen beschloß deshalb, und ich stimmte ihm vollkommen bei, einen allgemeinen leichten Angriff auf die besetzte Stadt zu machen und so den Feind zu zwingen, seine Truppen zu zeigen.<sup>1)</sup>

Da der König immer noch in unserer Nähe [Klein-Borthen] kantonierte, um den Fortgang der Operationen der Armee von Polen zu beobachten, so war es natürlich, daß der General Bennigsen nichts unternahm, ohne ihm zuvor Rapport zu machen. Ich erhielt also den Befehl, den König um seine Meinung zu fragen und um Befehle in Hinsicht des projektierten Planes zu

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu das Schreiben Bennigsens an Kaiser Alexander vom 13. Oktober in den Mémoires de Bennigsen III 309 und Bogdanowitsch, Geschichte des Krieges im Jahre 1813, II, 1 S. 96 f.



bitten. Dies war aber eine üble Kommission; denn der König war gänzlich gegen den Plan, da er fürchtete, man würde den Zweck nicht erreichen und bei der Expedition viel Menschen verlieren. Er erklärte, gar nicht bei der Armee zu sein, um sich in das Kommando derselben zu mischen, man sollte ihn also mit Anfragen in dieser Hinsicht verschonen, der General könne handeln, wie er es verstehe, und setzte dann noch hinzu: „Der schöne Rat kommt gewiß von Ihnen.“ Ich konnte nicht leugnen, daß mir die Operation notwendig geschehen habe, und mußte, vom König ungnädig entlassen, wieder abziehen. Die Sache wurde aber doch unternommen.

Am 13. Oktober suchte der General Paskewitsch, Herr der Straße von Dresden nach Leipzig zu werden, und griff deshalb den vorgeschobenen Posten des Feindes am Eingange des Plauenschen Grundes an. Die Franzosen bemerkten den Zweck und wollten sich im Besiz von Plauen erhalten; es gelang ihnen aber nur mit der daran liegenden Pulvermühle.<sup>1)</sup> Ich ging selbst mit den russischen Jägern nach Plauen hinein, wohin die Franzosen nun tüchtig mit schweren Geschützen schossen, und fand daselbst eine gute steinerne Brücke. Ich haute hierauf den Plan, die Kolonnen, welche nach meinem Wunsch sogleich nach Leipzig marschieren sollten, hierüber auf die Straße nach Wilsdruff zu führen, und eilte deshalb zum General, darüber meinen Rapport und meine Vorschläge zu machen. Bennigsen war beschäftigt, die Armee zum Schein so aufzustellen, als bereite sie sich zu einem allgemeinen Angriff auf Dresden vor, und erreichte dadurch den gewünschten Zweck vollkommen, die Franzosen zu zwingen, ihre Macht zu zeigen. Auf dem linken Flügel, welcher an den Plauenschen Grund gelehnt war, war Paskewitsch zu ernstlich vorgegangen, und es entspann sich, wie es der König tags zuvor richtig prophezeit hatte, daselbst ein heftiges Tirailleurgefecht. Unter Protektion dieses Gefechts wollte ich gern meinen Plan durchführen, eine Kolonne der Armee am Eingange des Plauenschen Grundes über die dasige Brücke zu führen. Der General konnte sich aber nicht gleich dazu entschließen, sondern wollte sich erst persönlich von meiner ihm deshalb gemachten Meldung überzeugen. Ich suchte ihm dies vergebens auszureden, da ich vorher sah, daß dadurch nicht allein Zeit verloren werde, sondern man auch die Aufmerksamkeit des Feindes zu sehr auf diesen Punkt zog, wenn er mit seiner großen Suite sich dahin begäbe. Er ließ sich aber nicht abhalten, verbot jedoch in all-

1) Das Tagebuch der Armee von Polen berichtet übereinstimmend mit dem obengenannten Briefe an Alexander, daß Plauen bereits am 12. Okt. von den Russen besetzt worden war, und daß Paskewitsch am 13. früh dort von den Franzosen angegriffen wurde, diese aber mit Verlust zurückslug. Vgl. hierzu auch [Wedel] Feldzug der Armee von Polen S. 34 f. u. Plotho II 337 u. 345 f.

gemeinen Worten, die natürlich deshalb nicht befolgt wurden, man sollte ihn nicht mit der ganzen Eskorte begleiten. Die Feinde hatten, wie ich vorher gesehen, durch die Rekognoszierung aufmerksam gemacht, den Plan eingesehen und richteten nun auf den ausgewählten Übergangspunkt ein so heftiges Feuer, daß ich selbst ansah, die von mir vorgeschlagene Unternehmung würde viel Menschen gekostet haben, und sie unterblieb also leider.

Auf dem Rückwege aus dem Defilee in die Position mußte man eine dem feindlichen Feuer ganz offene Ebene passieren, und da mir das Terrain genau bekannt war, bemerkte ich dem General vertraulich, dies rasch zu tun, damit wir uns nicht unnötiger Gefahr aussetzten. Der alte, kaltblütige Held, welcher mir sonst ganz gern eine solche Warnung erlaubte, war aber heut ganz halsstarrig, lächelte nur und ritt nun nur desto ruhiger. Kaum hatte der Feind die große Suite bemerkt, so begleitete er uns förmlich mit einer Batterie, worauf ich abermals den General aufmerksam machte. Nun wurden wir aber so mit Kartätschen bedient, daß mehrere Leute aus dem Gefolge erschossen und verwundet wurden, so daß endlich doch aus dem affektierten ruhigen Schritt Trapp, Galopp und zuletzt eine Flucht wurde, wobei mich der General lächelnd ansah. Ich war aber beleidigt, blieb zurück und kam allein langsam nachgeritten.

Der König kam auf die Höhe von Plauen,<sup>1)</sup> und da er das heftige Tirailleurfeuer bei Paskewitsch sah, berief er sich auf seine Prophezeiung vom vorigen Tage, daß wir eine Menge Menschen verlieren würden; wobei er halb scherzhaft, halb ernsthaft bemerkte: „Sie haben wohl wieder Privatstunden gegeben.“ Ich mußte dies, was aber nur ein taktischer Fehler war, eingestehen, bemerkte aber dagegen, daß unser großer Zweck auch erreicht wäre, indem wir die Überzeugung gewonnen hätten, daß sich wenigstens 30.000 Feinde in Dresden befänden. Ich wäre nun der Meinung, einen Teil der Armee von Polen zur Beobachtung von Dresden zu lassen, bis Verstärkungen und Belagerungsgeschütze aus Böhmen zu einer Blockierung herankommen könnten, und sogleich mit dem andern auf Leipzig zu marschieren. Der König billigte meine Ansicht, und so geschah es auch. Die Avantgarde marschierte schon während des Gefechts über Potschappel auf der Leipziger Straße ab.<sup>2)</sup>

Der König gab an diesem Tage einen neuen Beweis seiner militärischen Einsicht, was auch der General Paskewitsch, obgleich etwas beleidigt, daß der König seine Anstalten tadelte, einsehen mußte. Das Gefecht war nämlich unnötigerweise viel zu heftig

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu: Aus dem Leben des Generals von Rakmer I 163 und Plotho II 346.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu [Wedel] Feldzug der Armee von Polen S. 35 und Bogdanowitsch II, 1 S. 97.



geworden, und mehrere 1000 russische Schützen fochten gegen eben soviel Tirailleure der Franzosen, die sich, wenn man sie zurückwarf, unter die Kanonen der vorliegenden Werke zurückzogen. Das nach erlangtem Zwecke unnütze Gefecht konnte eben gar nicht abgebrochen werden, da die Franzosen, wenn man sich zurückzog, auf dem Fuße folgten, und die beiderseitigen Tirailleure in der Hitze oft vollkommen untereinander gerieten, wobei keine Befehle und Signale mehr gehört wurden. Hierüber wurde der König ungeduldig und äußerte, man verstehe den Rückzug nicht zu ordnen. Er schlug vor, mit einer Batterie von 12 Stück bis dicht hinter die diesseitigen Tirailleure vorzurücken, diese dadurch aufzunehmen und dem folgenden Feinde tüchtige Kartätschenlagen rasch hintereinander entgegen zu schicken. Dies wurde befolgt, und der Zweck, die Trennung der Tirailleure, sogleich vollkommen erreicht.

Der General Bennigsen ließ den Teil der Armee, welcher auf Leipzig dirigiert wurde, Tag und Nacht marschieren und blieb selbst immer bei der Avantgarde. In Colditz kam [16. Okt.] ein Schreiben des Kaisers an, welches sich mit den gemeldeten Anordnungen vollkommen einverstanden erklärte und zur größten Eile mahnte.<sup>1)</sup> Zu gleicher Zeit kam ein Schreiben von Schwarzenberg mit Nachrichten über den Stand der großen Armee.

Der anliegende Bericht über die Teilnahme der Truppen unter Bennigsen an der Schlacht bei Leipzig nebst meinem persönlichen Anteil, als Bemerkungen dazu bezeichnet, füllt den Zeitraum vom 13. bis 19. Oktober aus.<sup>2)</sup>

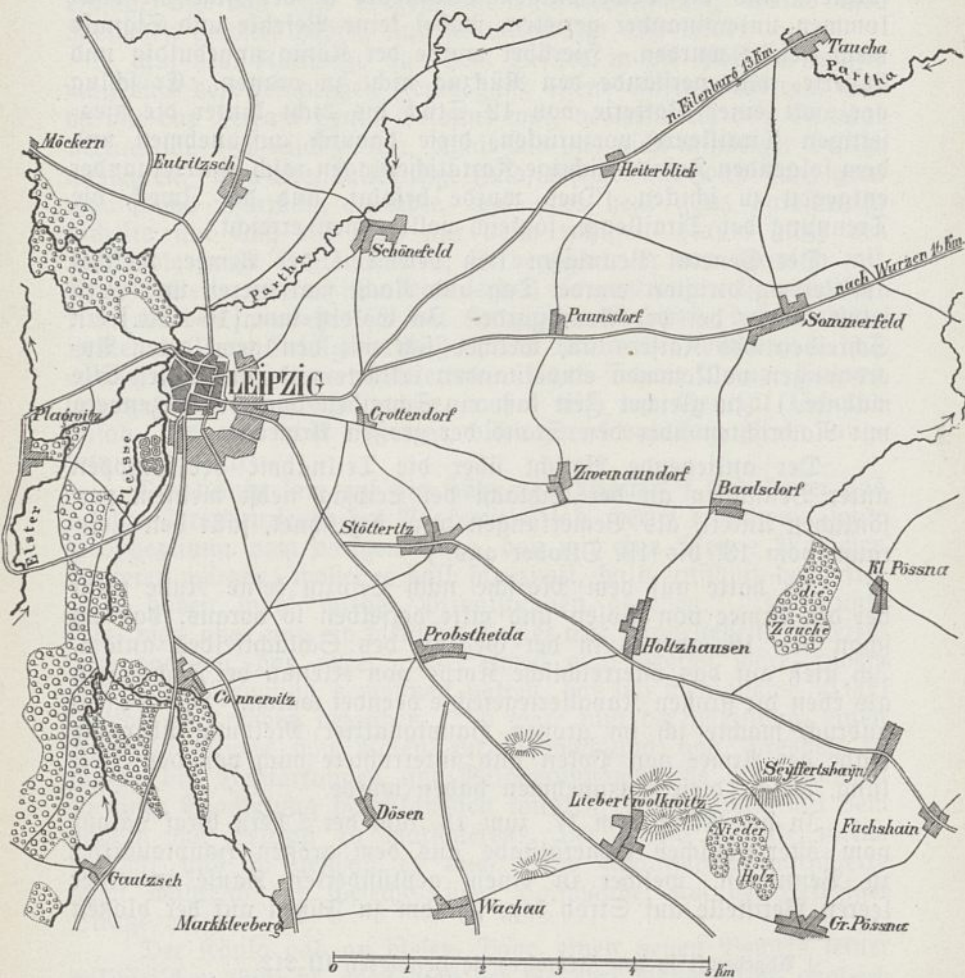
Ich hatte auf dem Marsche nach Leipzig keine Ruhe mehr bei der Armee von Polen und eilte derselben so voraus, daß ich schon den 16. abends in der Gegend des Schlachtfeldes ankam. Ich stieß auf das österreichische Korps von Klenau bei Fuchshayn, als eben die großen Kavalleriegefechte beendet waren. Mit Tagesanbruch machte ich im großen Hauptquartier Meldung über die Nähe der Armee von Polen und unterrichtete mich von der Stellung, welche diese einzunehmen haben würde.

In der Nacht vom 17. zum 18. kam der Oberst Graf Latour vom österreichischen Generalstabe aus dem großen Hauptquartier zu Bennigsen, welcher in einem geplünderten Hause in einer leeren Bettstelle auf Stroh lag, ich ihm zu Füßen auf der bloßen

1) Abgedruckt in den Mémoires de Bennigsen III 312.

2) Dieser „Bericht“ ist leider verloren gegangen, wird jedoch einigermaßen ersetzt durch die auf dem „Tagebuch“ der Armee von Polen beruhende Darstellung des Anteils der Bennigsen'schen Armee, welche Wedel in seinem „Feldzug der Armee von Polen“ liefert. Die seinem „Bericht“ beigegebenen „Bemerkungen“ über seine persönlichen Erlebnisse sind, da sie ursprünglich auch der ersten Fassung der Lebenserinnerungen beigegeben waren, uns erhalten geblieben und werden hier eingefügt. — Zum Verständnis dieser kleinen Episoden vgl. Friederich, Geschichte des Herbstfeldzuges 1813 Bd. III.

Erde. Er machte den Vorschlag, das Zentrum durch die dem General Bennigsen untergeordneten Truppen mehr zu unterstützen, als dieser in seiner eingereichten Disposition geäußert hatte, und die Umgehung des linken feindlichen Flügels dagegen weniger kräftig zu unternehmen. Da dies ganz gegen den von uns gemachten



Plan war und mich der General aufrief, meine Meinung zu sagen, so stimmte ich gegen den Herrn Österreicher. Ich sagte ihm, wenn er nicht von den Monarchen Befehl brächte, so wäre es wohl besser, die einmal getroffenen guten Anstalten auszuführen, die man überdem morgen nach den Umständen würde ändern müssen.



Zu gleicher Zeit ergriff ich das eine brennende Licht und fragte ihn höflich, ob er wünsche, daß ich leuchten solle. Bennigsen war sehr erstaunt über die Art meines Benehmens gegen den militärischen Diplomaten, machte diesem aber ein höfliches Kompliment und bestellte Empfehlungen an Schwarzenberg, von dem dieser Bevollmächtigte nur abgeschickt worden war. So endete die Unterhandlung, und alles blieb zum Glück beim Alten.<sup>1)</sup>

Als der General Bennigsen am 18. früh zu den Truppen kam, bemerkte ich unter seiner Umgebung einen mir gut bekannten dicken Herrn, welcher eigentlich nicht Militär war, sondern eine Hofcharge hatte und den Krieg bloß ehrenhalber mitmachte, sehr lustig lebte, spielte und ein Witzbold war. Er hatte sich den dicken Kopf ganz mit einem Tuch umwunden, und als ich ihn um die Ursache befragte, bemerkte er mir, daß er große Zahnschmerzen habe. Scherzend, wie ich immer mit ihm verkehrte, sagte ich ihm: „Heute gibt es Gelegenheit, sich den Zahn ausziehen zu lassen“. Nicht eine Stunde darauf riß ihm eine Kanonenkugel den Kopf ab, wobei er steif auf dem Pferde sitzen blieb; und sein Kopfschlag einem anderen Offizier der Begleitung von Bennigsen so ins Gesicht, daß dieser vom Pferde stürzte und lange Zeit an zerquetschter Nase und eingeschlagenen Zähnen litt.

Nach der Einnahme von Baalsdorf und der Ausbreitung der Truppen unter Bubna über Paunsdorf und des Hetman Platow mit seinen Kosaken über Heiterblick versuchte ich eine Verbindung mit der Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden herzustellen, da dieser mit Tagesanbruch schon die Parthe bei Taucha passieren sollte, und ging nach dieser Gegend mit Kosaken und Dragonern vor. Auf einmal entdeckte ich eine auf mich zukommende Abteilung Lanzenreiter, konnte aber nicht unterscheiden, ob dies Freunde oder Feinde wären, und plänkelte deshalb nur mit einigen Kosaken gegen diese Truppen. Ich bemerkte bald, daß es preußische Ulanen waren, mit welchen ebenfalls, wie ich, ein Offizier vom Generalstabe refognoszierte. Bald erkannten wir uns; denn es war der Major Oppen von der Schlesiſchen Armee. Wir waren beide verwundert, uns zu treffen und nicht die Armee des Kronprinzen von Schweden. Nachdem ich mich von den Verhältnissen der Schlesiſchen Armee unterrichtet hatte, eilte ich mit Oppen zum Kronprinzen. Wir forderten ihn auf, doch eiligst in die Lücke zwischen der Schlesiſchen und der Polnischen Armee einzurücken, weil beide sich schon zu sehr ausgebreitet hätten. Er war auch sogleich dazu bereit und befahl dem preußischen Korps unter Bülow vorzugehen. Ich begab mich hierauf schnell

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu [Wedel] Feldzug der Armee von Polen S. 40 und Friederich III 129 f.

zum General Bennigsen zurück und veranlaßte, daß die Truppen unter seinem Befehle sich wieder etwas zusammenzogen.<sup>1)</sup>

Ich bemerkte von der Höhe bei Zweinaundorf, daß eine Kolonne Infanterie nebst Geschützen sich von der feindlichen Linie absonderte, und daß einige Offiziere, welche Friedenszeichen machten, voraussprenkten. Ich machte dem auf der Erde sitzenden und den Rapport über die siegreichen Fortschritte seiner Armee an Kaiser Alexander schreibenden General Bennigsen darauf aufmerksam. In seinem Auftrage eilte ich darauf zum General Strogonow und autorisierte ihn, dem Antrage des eben ankommenden, die übergehenden sächsischen Truppen kommandierenden Generals Rysfel zu genügen, eine Bewegung zu ihrer Aufnahme zu machen, da sie von den Franzosen schon verfolgt wurden. Ich nahm den General Rysfel in Empfang und brachte ihn zu dem noch immer im Kugelregen ruhig schreibenden General Bennigsen. Jener war von seiner That begeistert und wollte seinem Herzen durch Ausdrücke von Vaterlandsliebe, Pflicht und Ehre Luft machen. Er eilte deshalb, vom Pferde springend, auf Bennigsen zu; dieser bat ihn aber mit einer eifrigen Kälte, nur noch einen Augenblick zu warten, bis er seinen Rapport beendet habe, was die sehr natürliche Hitze des Generals zulehends mäßigte. So vergingen mehrere Minuten, nach welchen ich, um die peinliche Lage des Generals Rysfel abzukürzen, mich unterstand, Bennigsen zu fragen, was man mit den übergegangenen Truppen machen solle. Hierauf wandte sich der durch nichts aus seiner kalten Besonnenheit zu bringende Held, als wenn es ganz gewöhnliche Angelegenheiten beträfe, an Rysfel und schlug ihm vor, seine Truppen als Reserve aufzustellen. Ich eilte darauf mit ihm zu seinen eben ankommenden Truppen, welche uns mit Jubelgeschrei empfingen. Die Infanterie wurde hinter die Gefechtslinie geschickt, die Artillerie trat aber in diese ein und erwiderte sogleich das Feuer, welches einige französische Batterien den übergegangenen Truppen nachschickten.<sup>2)</sup>

Auf den Rapport des Generals von Bennigsen an Kaiser Alexander über seine Fortschritte und die Vereinigung mit der Nordarmee schickte dieser den Großfürsten Konstantin mit dem Auftrage an Bennigsen, diesem seinen Dank und die Zufriedenheit der Souveräne zu bezeigen und auch den Kronprinzen von Schweden zu begrüßen. Bennigsen gab mir den Auftrag, den Großfürsten, welcher mich von länger her kannte, dahin zu führen, was ich mit meinem ermatteten Pferde kaum vermochte. Ich brachte den Großfürsten jedoch glücklich zum Kronprinzen, welcher mit ihm in die vordersten Linien eilte, um ihn genau von der Stellung seiner

<sup>1)</sup> Bgl. hierzu [Wedel] Feldzug der Armee von Polen S. 43 und Friederich III 167.

<sup>2)</sup> Bgl. hierzu [Wedel] Feldzug der Armee von Polen S. 44 und Friederich III 168 ff.



angreifenden Kolonnen zu unterrichten. Dies war aber eine harte Tapferkeitsprobe für den Großfürsten, wobei auch gleich mehrere Personen von dem großen Gefolge des Kronprinzen blieben. Er empfahl sich dem Kronprinzen bald und schrie mir nach seiner Art zu, ihn den nächsten Weg zurückzuführen. Der nächste Weg war nun freilich ein Todespfad, und trotzdem der Großfürst sich in die schnellste Karriere setzte, so daß ich ihm kaum folgen konnte, wurde es ihm endlich doch zu toll, als er von einer dicht bei ihm aufschlagenden großen Kugel ganz mit Erde bedeckt wurde. Da schrie er auf mich los: «Mais diable, quel chemin me conduisez-vous? C'est pour me faire tuer!» worauf ich erwiderte: «Votre Altesse Impériale, le chemin le plus court.» Er wandte darauf sein Pferd und schrie: «A gauche, à gauche!» Wir kamen endlich mit einem Umwege zu Bennigsen, worauf er demselben schon von weitem zurief: «Votre conducteur est un diable, je n'irai plus avec lui, il voulait me faire tuer.» Darauf drehte er sich zu mir um mit den Worten: «J'ai oublié votre nom, mon brave.»<sup>1)</sup>

Der General Bennigsen ritt bei völligem Dunkelwerden auf ein brennendes Dorf [Baalsdorf] zu und schickte Adjutanten mit dem Befehle fort, einige der nächsten Generale aufzusuchen und diese zu ihm zu bringen. Bei einem noch nicht gänzlich abgebrannten Hause wurde abgestiegen und in einer großen Stube eine Bettstelle entdeckt, in welcher etwas Stroh lag. Ich fand auch ein Stück Talglicht und klebte dasselbe auf der Erde fest. Bennigsen warf sich, in seinen Mantel gehüllt, auf das Strohlager, und bald darauf kamen der Hetman Pladow, General Dochturow, General Oppermann und mehrere andere hohen Offiziere an. Bennigsen erkundigte sich nach allen ihren Verhältnissen, und was sie vom Feinde wußten. Dies alles war aber sehr unbestimmt. Er forderte mich nun auf, die einzelnen Punkte aufzuschreiben, welche er mir diktierte. Ich lag mit dem Bauch auf der Erde, den brennenden Stummel Licht neben mir, meine Schreibtafel in der Hand. Zuerst mußte nun doch, um einen Rapport an den Kaiser zu machen, festgestellt werden, wie und wo die verschiedenen Truppen der Armee standen. Dies war aber bei dem in der Dunkelheit endenden Gefechte wahrhaft unmöglich und wurde nach der Karte ungefähr angenommen. Nun sollte die Stellung des Feindes angegeben werden; dies war aber noch weniger möglich und wurde ebenfalls nach der Karte willkürlich bezeichnet. Der Verlust der eigenen Truppen war noch gar nicht gemeldet, und niemand konnte ihn auch vor Tagesanbruch nur vermuten; wie unmöglich war es also, auch nur den mutmaßlichen des Feindes anzugeben. Dennoch sollte ein Rapport an den Kaiser abgehen, und was wäre ein solcher, wenn nicht wenigstens diese vier Punkte darin enthalten

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu [Wedel] Feldzug der Armee von Polen S. 46.

wären. Demnach half man sich auch in den letzten Punkten, indem man den eigenen Verlust möglichst gering berechnete und den Feind grausam tötete, alles auf einen näheren Bericht verweisend. Aus solchen ersten Berichten werden dann die Hauptanzeigen mit Kurieren in die weite Welt geschickt.

Der Verlust der Truppen unter Bennigsen in der Schlacht bei Leipzig betrug bei der Armee von Polen 2 Generale, 6 Stabs-offiziere, 63 Oberoffiziere, 3000 Unteroffiziere und Gemeine;<sup>1)</sup> bei dem leichten österreichischen Korps unter Bubna 500, bei dem leichten Kavalleriekorps unter Hetman Platow 300 und bei dem Armeekorps unter Klenau, welches aus Österreichern und Preußen unter Zieten zusammengesetzt war, 1500.

Am 19., mit Tagesanbruch, eilte ich allein vor, um mich vom Stand der feindlichen Truppen zu unterrichten. Dies war ein fürchterlicher Weg über tote und sterbende Feinde. Ich ritt gerade durch Crottendorf und überzeugte mich, daß der Feind sich bloß auf die Verteidigung von Leipzig und seiner Umgebung beschränkte.

Die sämtliche Infanterie der Armee von Polen formierte, die 60 Stück der Artillerie-Reserve voraus, eine Sturmkolonne.<sup>2)</sup> Ich mußte von der Front derselben den General von Oppen [Reserve-Kavallerie des Korps Bülow, welches rechts von Bennigsen stand] wegwkomplimentieren und wäre hierbei mit diesem tapferen Manne, der sich nicht entschließen konnte, aus dem Feuer zu gehen, beinahe in Wortwechsel geraten. Mit den Tirailleuren der Brigade des Prinzen von Hessen-Homburg [Korps Bülow] hatte ich fast noch einen schwereren Stand. Sie wollten nicht von den eroberten Mauern der Gärten und Kirchhöfe zurückweichen, in welche sie durch die von den Franzosen zu ihrer Verteidigung gemachten Löcher ihre Gewehre gesteckt hatten, und nur dadurch, daß ich ihnen im stärksten Gewehrfeuer mit Drohen und Fluchen begreiflich machte, daß sie mit den Mauern zusammen niedergeschossen werden würden, wenn sie diese nicht in 10 Minuten verließen, konnte ich sie dahin bringen, auf den Hörnerruf ihrer Bataillone zu hören.<sup>3)</sup>

Mit den 60 Artilleriestücken bis auf 300—400 Schritt an die mit feindlichen Tirailleuren wiederbesetzten Gartenmauern herangekommen, machte ich sehr zur Unzeit eine neue Erfahrung, die uns sehr in Verlegenheit setzte. Diese Geschütze hatte man nur

<sup>1)</sup> Das „Tagebuch“ der Armee von Polen bestätigt diese Zahlen.

<sup>2)</sup> Zum Verständnis dieses und der nächsten, die Erstürmung von Leipzig behandelnden Abschnitte vgl. Plan VI des III. Bd. von Frederich, Geschichte des Herbstfeldzuges 1813.

<sup>3)</sup> Vgl. hierzu [Webel] Feldzug der Armee von Polen S. 49 f. und Friederich III 202. Dazu noch Aster, Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig im Oktober 1813, Dresden 1852, II 273.



mit Kugeln versehen, welche zwar die nur einen Ziegelstein dicken Mauern durchlöcherten, sie aber nicht einstürzen machten; Kartätschen würden besser gewirkt haben.<sup>1)</sup>

Der General Bennigsen gab mir, um mich, wie er sagte, für die am vorigen Tage geleisteten Dienste zu belohnen, den ehrenvollen Auftrag, an der Spitze einer Sturmkolonne von acht russischen Grenadier-Bataillonen zu versuchen, das Peters-Stadttor zu forcieren, wobei er mich mit der nötigen Artillerie würde unterstützen lassen.<sup>2)</sup> Ich ging demgemäß von der schon eroberten Vorstadt über den Pferdemarkt [Roßplatz], welcher mit Kanonen, Bagage, Toten und Verwundeten ganz bedeckt war, gegen das Peterstor in einer tiefen Kolonne vor, jeden Augenblick erwartend, in der Flanke angegriffen und in der Front beschossen zu werden. Bei dem Überschreiten des Platzes gesellte sich der bekannte englische General Robert Wilson zu mir, den ich schon aus den älteren Kriegen kannte,<sup>3)</sup> und der immer da ist, wo es etwas Gefährliches zu tun gibt, und bat mich, ihm zu erlauben, mich begleiten zu dürfen.

Mein Auftrag, der so schwierig schien, war leicht zu erfüllen; denn die deutschen Truppen, welche Leipzig auf diesem Punkte verteidigten, öffneten das Tor, als man uns unter Hurrageschrei und dem Schlagen aller Tamboure demselben sich nähern sah. Ohne alle weiteren Verhandlungen glaubte ich nun nichts Besseres tun zu können, als schnell den günstigen Augenblick zu benutzen und in die Stadt einzuziehen. Ich ließ das dem kommandierenden General melden, setzte mich an die Spitze der Kolonne — Wilson an meiner Seite — und marschierte unter Trommelschlag und Hurrageschrei durch das Peterstor ein. Die lange Straße, welche vom Peterstor nach dem Markte führt [Peterstraße], war gänzlich mit badenschen und anderen deutschen Truppen angefüllt, die, in einer Reihe aufmarschiert, das Gewehr bei Fuß nahmen. Ich blieb mit meiner Kolonne immer im Marsch, ohne etwas Feindlichem zu begegnen, während in der Parallelstraße [Neuer Markt], die nach dem Halle'schen Pfortchen führt, das Gefecht von einer Kolonne des Bülow'schen Korps fortwährte. Aus vielen Fenstern der Straße, durch welche ich einzog, wehten die Tücher der Leipziger Damen, und Blumen wurden uns zugeworfen.<sup>4)</sup>

1) Vgl. hierzu Ploto II 418.

2) Vgl. hierzu Friederich III 212 f.

3) Vgl. Teil I 97.

4) In der kurzen Darstellung, welche Wedel in seiner Geschichte des Feldzuges der Armee von Polen (S. 52) von dieser Episode gibt, berichtet er überraschenderweise, daß er durch das „Grimmasche Tor“ eingedrungen sei, während Raumann (Die Völkerschlacht bei Leipzig, Leipzig 1863, S. 128), allerdings ohne Angabe der Quelle, obige Schilderung bestätigt.

Auf diese Weise kam ich bis zum Hause, wo der König von Sachsen residierte (neben Auerbachs Hof), und vor welchem die sächsische Grenadier-Garde aufmarschiert stand. Als ich auf Befragen erfuhr, daß der König noch gegenwärtig wäre, ließ ich ein Bataillon Russen den Sachsen gegenüber aufmarschieren, während die übrigen in einer Kolonne auf dem Marktplatze hielten. Ich sprang vom Pferde, welches mir, wie ich nachmals erfuhr, von einem Studenten gehalten wurde, und verlangte von einem Offizier der Sachsen, denen ich zuredete, sich ganz ruhig zu verhalten, zum König geführt zu werden. Mein Wunsch wurde gewährt und ich eine Treppe hinauf in ein großes Vorzimmer geführt, wo eine Menge vornehmer Zivilisten und Militärs versammelt waren. Ich trat ein und äußerte auch ihnen mein Verlangen, zum König geführt zu werden. Hierauf ging sogleich jemand (wie ich nachher gehört habe, Minister Graf Einsiedel), mich beim König zu melden. In dieser Zeit warf ich meinen Überrock ab und machte mich zu meiner Audienz bereit, ohne mich in ein Gespräch mit den um mich stehenden Herren einzulassen. Der Minister kam zurück und führte mich, von einem General — ich glaube General von Gersdorf — begleitet, zum König. Der König empfing mich, wie es mir vorkam, in einem etwas dunklen Zimmer auf einem Sofa sitzend. Als ich bei ihm eintrat, kam er mir, den Hut unter dem Arm, in Schuh und Strümpfen entgegen. Ich sagte ihm bescheiden, ich wäre von dem General Bennigsen geschickt, um seine Befehle in Hinsicht der Sicherheit seiner Person zu erbitten, und hätte dazu Truppen bei mir. Darauf antwortete der König steif: „Ich überlasse alles dem Sieger“. Ich erwiderte: „Der Sieger macht sich eine Ehre daraus, E. M. Wünsche zu erfüllen“; worauf er abermals antwortete: „Der Sieger hat zu bestimmen.“ Ich wandte mich jetzt etwas ungeduldig zum Minister und sagte: „Würde es nicht nützlich sein, E. M. eine Sauvegarde zu geben?“, worauf jener dem König meinen Vorschlag als nützlich vorstellte, und dieser von ihm stillschweigend angenommen wurde. Ich hatte hierdurch meinen Zweck erreicht und empfahl mich dem König durch eine stumme Verbeugung.

Ich ging hierauf schnell ohne weiteres vor das Haus, befahl der sächsischen Garde, ihr die Gewehre lassend, in den Hof und den Garten des Hauses zu treten, ließ dagegen ein russisches Bataillon zur Wache vor dem Hause aufmarschieren<sup>1)</sup> und die übrigen in Kolonnen auf dem Platze davor stehen. Ich war kaum mit allen diesen Arrangements fertig, als ein Adjutant des Kron-

<sup>1)</sup> Der damalige Kabinettsjäger des Königs, der spätere Oberförster Seibt, notiert auch in seinem Tagebuch, daß „die sächsische Königswache von russischen Garderegimenten abgelöst wurde“. Vgl. Naumann, Aus dem Jahre 1813, Leipzig 1869, S. 33. Dazu Theodor von Bernhards, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals von Toll III 466.



prinzen von Schweden über den Markt gesprengt kam und fragte, wo der König von Sachsen residire. Ich ging ihm entgegen und gab ihm Bescheid, worauf er mir erwiderte, er werde sogleich Truppen holen, den König zu bewachen. Auf meine Gegenäußerung, daß dies, wie er sähe, schon seit einer halben Stunde durch mich geschähe, entgegnete er, der Kronprinz von Schweden habe es befohlen, und er müsse seine Befehle ausführen. Ich riet ihm darauf, er möge nur erst seinen Rapport über die veränderten Umstände machen; denn ich stände hier auf ebenso hohen Befehl, und er würde unfehlbar eine ganz unnötige Rolle spielen müssen, wenn er mit Truppen zurückkäme, worauf er sich schnell entfernte.

Ich war darauf eben wieder in das Vorzimmer des Königs getreten, um mit den Herren Bekanntschaft zu machen und einen Rapport an den General Bennigsen zu schicken, als ich den Kronprinzen selbst über den Markt ankommen sah. Sogleich ließ ich den König davon benachrichtigen und ging dem Kronprinzen entgegen, um ihm zu melden, was hier geschehen sei. Er bewillkommnete mich höflich und ließ sich beim König ansagen, der ihn auch sogleich annahm. Kaum war er zu ihm eingetreten, als ich auch Bennigsen, von seiner Suite gefolgt, durch die von mir freigemachte Straße ankommen sah. Ich eilte ihm entgegen und empfing seinen Dank für meine Anordnungen. Er ließ sich ebenfalls dem König melden, und ich ging mit ihm in das Audienz-zimmer. Der König nötigte beide Helden, sich zu ihm zu setzen, den Kronprinzen auf das Sofa, Bennigsen auf einen Stuhl daneben.<sup>1)</sup> Kaum waren aber einige unbedeutende Worte gewechselt, als man meldete, daß Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm soeben die Straße heraufzögen. Beide Generale begaben sich darauf eiligst vor das Haus und erwarteten da die beiden Monarchen. Sobald diese die beiden Feldherren erblickten, machten sie Halt, stiegen von den Pferden und umarmten den einen wie den andern. Die Sachsen glaubten, die Monarchen wären hier abgestiegen, um ihrem König aufzuwarten. Deshalb ging auch der König ihnen bis auf den Hausflur entgegen. Ich hielt mich, in der eiteln Hoffnung, daß auch ich als Königsfänger bemerkt werden würde, in der Nähe des Königs, welcher auf einmal in der Mitte des Hausflures stehen blieb, während er doch Napoleon vor das Haus begleitet und auch so empfangen hatte. Wenn ich mich nicht irre, trat darauf derselbe Minister, welcher mich beim Könige eingeführt hatte, an die Monarchen heran und machte ihnen bemerklich, sein König stehe bereit, sie zu empfangen. Die Monarchen schienen dies aber nicht bemerken zu wollen. Sie besprachen sich kurz mit einander, setzten sich schnell wieder zu Pferde und ritten weiter, ohne sich um den König zu bekümmern, vor

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Aster II 323 f.

dessen Haus sie, ohne es zu wissen und zu wollen, gehalten hatten und nur abgestiegen waren, um den Kronprinzen und Bennigsen zu begrüßen.<sup>1)</sup>

Der König von Sachsen erkannte nun sein Schicksal, faltete die Hände mit niedergesenktem Blick und ging wieder in sein Zimmer. Seine Umgebung war verblüfft, und selbst ich zog mich verlegen zurück, ohne nach meinem Wunsche bemerkt worden zu sein, und suchte meinen General auf. Dieser ging darauf mit mir zu den Monarchen, bei denen ein großer Kriegsrat gehalten wurde.

Die Straßen in Leipzig lagen so voll toter und sterbender Franzosen, daß ich mir den Eingang in das Haus, wo ich die Nacht zubringen wollte, erst davon frei machen lassen mußte. Trotz meiner Müdigkeit konnte ich vor dem Gewimmer der Blessirten nicht schlafen. Ich ging mit meinen Leuten auf die Straße, um zum wenigsten die zunächst liegenden in Bürgerhäusern unterzubringen, was mir aber nur mit großer Mühe gelang; denn die Häuser waren fest verschlossen oder von Verwundeten überfüllt.

Ein paar Häuser von dem meinigen entfernt, brach in der Nacht Feuer aus. Ich konnte mich vor Müdigkeit nicht entschließen, von meinem Lager aufzustehen, bis auch dem meinigen die größte Gefahr drohte. Niemand dachte daran, das Feuer zu löschen — wo hätten auch Anstalten dazu herkommen sollen — und jeder suchte nur seine Person und seine Habseligkeiten zu retten. Man kann sich dabei die Greuel in einer durch einen Kanal verengten, mit Toten und Verwundeten bedeckten Straße denken. An der starken Brandmauer meines Hauses hörte das Feuer, nachdem es zwei Häuser verzehrt hatte, von selbst auf, und ich eilte, mich wieder zur endlichen Ruhe für diesen großen Tag auf mein Lager zu werfen. So wenig Eindruck machen geringere Greuel und Gefahren, wenn man mit größeren vertraut geworden ist.

Als ich am folgenden Tage zur Tafel beim General Bennigsen ging, erlebte ich folgende charakteristische Begebenheit: Ich sah einen preußischen Infanterie-Unteroffizier mit drei gefangenen, zum Teil verwundeten polnischen Offizieren gehen und erkannte den einen sogleich als einen Gesellschaftsmann aus Wilna, mit

---

<sup>1)</sup> Eine gewisse Bestätigung dieser Bedelschen Darstellung enthält die Eintragung von Seibt in sein Tagebuch: „Nach 3 Uhr [?] kam der Kaiser Alexander mit dem Könige von Preußen an das Königshaus, sie stiegen ab und unterhielten sich mit ihrer Suite; fünf Minuten später ritten sie weiter, ohne das Haus betreten zu haben“. Vgl. hierzu noch Souvenirs sur la Révolution, par Comte de Rochecouart, Paris 1889, S. 267; Boyen, Erinnerungen III 200; Aſter II 325 u. die Werke von Raumann, Die Völkerschlacht bei Leipzig S. 129 f. u. Aus dem Jahre 1813 S. 33. Nach Friederich III 224 hätte die Begrüßung der Monarchen mit „dem von dem Könige von Sachsen kommenden Kronprinzen von Schweden und dem General von Bennigsen“ schon vorher „auf dem Markte“ stattgefunden und dann wäre „der Zug an der Wohnung des Königs von Sachsen vorbeigegangen“.



welchem ich viel zusammen gewesen war. Er war noch freudiger, mich zu sehen, als ich ihn, und bat nach polnischer, im Unglück kriegender Weise um meine Protektion. Ich brachte darauf die sämtlichen Herren, welche aus den ersten Familien des russischen Polen waren und als Adjutanten des verunglückten Fürsten Poniatowski gedient hatten, zum General Bennigsen. Dieser empfing sie, teils sie persönlich, teils ihre Familien als General-Gouverneur von Litauen kennend, sehr höflich und lud sie zu seiner eben gedeckten Tafel. Hier zeigte sich aber bald der aufgeblasene und dumme Stolz der Polen. Sie erzählten die Art ihrer Gefangennahme. Als der Fürst Poniatowski, welchem, als französischem Marschall, die Verteidigung der Stadt aufgetragen war, sah, daß dies nicht mehr möglich war, beschloß er als tapferer Mann, sich mit seinen besten Reitern durchzuschlagen, um der persönlichen Gefangenschaft zu entgehen. Die in die größte Ekstase geratenden Herren erzählten nun, sie seien auf preußische Infanterie gestoßen und hätten eben einen kräftigen Angriff unternehmen wollen. Da sei ihnen aber gegen alle Kriegsregel die preußische Infanterie unter Hurra mit aufgepflanztem Bajonett entgegengekommen, habe sie über den Haufen geworfen und ihnen dabei den Rückzug abgeschnitten, so daß sie hätten versuchen müssen, durch die Pleiße zu schwimmen. Hierbei wären sie aber auf barbarische Weise getötet oder gefangen genommen worden, hier hätten sie ihren edlen Führer verloren. Darauf hätten sie die ganze Nacht unbarmherzigerweise auf dem Schlachtfelde unter ihren sterbenden Kameraden bleiben müssen, und als sie ihr Geld und sonstige Kostbarkeiten angeboten hätten, um in die Stadt gebracht zu werden, hätten ihnen die hochmütigen Preußen verächtlich geantwortet, man brauche ihr Geld nicht, es müsse ihnen eine Ehre sein, bei den Siegern zu bleiben.

Diese auf die leidenschaftlichste Weise vorgebrachte Erzählung, welche unkluger- und unschicklicher Weise auch Schmähungen auf die Preußen enthalten sollte, bot ebenso viele Ehrenkränze für die preußische Tapferkeit und Großmut. Diesen Bescheid gab ihnen auch der General Bennigsen, und ich dankte ihnen gleichfalls für das meinen Landsleuten erteilte Lob, wodurch sie sehr beschämt wurden. In diesem Augenblick trat der preußische Unteroffizier, ihr Führer, in den Eßsaal, näherte sich, bescheiden grüßend und bei dem General Bennigsen sich meldend, dem Tische und sagte mit bestimmtem Ausdruck: „Meine Herren Polacken, nun müssen Sie mit mir gehen“. Diese Dreistigkeit war den anwesenden russischen Adjutanten zu groß, und einige sprangen auf den Unteroffizier zu, um ihn zur Tür hinauszudrängen. Der General Bennigsen verwies ihnen dies aber und redete den hübschen, gesetzten Mann freundlich an: „Mein lieber Unteroffizier, warten Sie nur noch und sagen Sie, wenn Sie zu Ihrem Bataillon kommen, ich

habe befohlen, die gefangenen Herren noch hier zu lassen. Darauf erwiderte der Unteroffizier ganz ruhig und bescheiden: „Verzeihen Euer Excellenz, daß ich so geradezu hereingekommen bin, man hat mich aber nicht melden wollen. Die Herren Polacken müssen aber gleich mit mir gehen; denn mein Herr Leutnant hat ihnen nur eine Stunde Urlaub gegeben, und diese ist um.“ Der General konnte sich kaum des Lachens enthalten und sagte in ironischem Tone, indem er dem Unteroffizier ein Glas Wein reichte: „Ja, mein Herr Unteroffizier, wenn Ihr Herr Leutnant befohlen hat, dann habe ich nichts zu sagen.“ Der Unteroffizier nahm dies ganz ernsthaft an, trank auf das Wohlergehen Seiner Excellenz und der Herren Russen und winkte den Gefangenen aufzustehen, was diese dann endlich auch mit verbissenem Ärger taten. Ich gab ihnen noch großmütig einen Empfehlungszettel an den Herrn Leutnant mit.

(Schluß im nächsten Hefte.)

### Berichtigung.

- S. 1 Anm. 1 lies: Teil I 160f.
- S. 22 Anm. 4 lies: Teil I 121.
- S. 33 Anm. 1 lies: Teil I 132, 134 ff. u. 139.
- S. 48 Anm. 1 Zeile 1 lies: Teil I 13.
- S. 109 Anm. 3 lies: Teil I 117.



## Die Wiederherstellungsarbeiten am Hause zum Wachtelkorbe in Liegnitz.

Von Richard Hahn.<sup>1)</sup>

Das Haus zum Wachtelkorbe hat uns schon einmal beschäftigt. Es war früher von oben bis unten mit Reklame-Aufschriften und Bildern verunziert. Im zweiten Hefte unserer Mitteilungen brachten wir deshalb sein Bild zu dem Artikel über „die preußische Gesetzgebung zum Schutze des Stadt- und Landschafts-Bildes“ als abschreckendes Beispiel eines durch Reklame verunstalteten alten Renaissancehauses.

Eine mündliche, schriftliche oder bildliche Überlieferung davon, daß es früher einmal mit in Krakpuß hergestellten sogenannten Sgraffito-Malereien verziert gewesen sei, fehlte gänzlich. Diese lagen vermutlich schon länger als ein Jahrhundert unter einer 2 bis 5 cm starken Putzschicht verborgen, und die Erinnerung daran war gänzlich erloschen. — Ich entnahm aber aus dem Mangel an einer ausreichenden Gliederung der Giebelseite und aus dem Fehlen jeder Detailverzierung namentlich am Erker und dem durch Kragsteine gestützten Vorbau in der Fimmlerstraße, daß das in dem formenfreudigen Renaissance-Stil erbaute Haus früher wahrscheinlich ganz anders ausgesehen habe, und vermutete, daß die alte Schönheit nur durch eine Putzschicht verdeckt worden sei. Es lag besonders der Gedanke nahe, daß der gedachte Vorbau ursprünglich mit der in Schlesiens gerade in der Renaissancezeit beliebten Sgraffito-Malerei verziert gewesen sei.

Um die Entfernung der Reklameaufschriften zu erreichen, hatten wir dem damaligen Hauseigentümer, Kaufmann Lindner, zugesagt, ihm bei Entfernung derselben zur Deckung der Kosten eine Beihilfe zu gewähren. Als er darauf die Entfernung in Aussicht stellte, erbat ich mir von ihm die Genehmigung, bei dieser Gelegenheit die Putzschicht probeweise zu entfernen, und vom Vereinsvorstande die Bewilligung, dazu 100 M. verwenden zu dürfen. Nach Erlangung entsprechender Zusagen begannen im Frühjahr 1909 die Arbeiten. Zu unserer großen Freude übernahm der damalige stud. arch., jetzige K. Regierungsbauführer Herr Curt

<sup>1)</sup> Dieser Aufsatz wurde im Jahre 1910 geschrieben. Der Druck unterblieb, um anderen Aufsätzen im dritten Vereinshefte Raum zu geben.

Krimmer aus Liegnitz in opferwilligster Weise die Leitung derselben. Er hatte vorher zu Studienzwecken das durch seine Sgraffito-Malerei den Kunstfreunden bekannte Schloßchen zu Groß-Pohlwitz im Kreise Liegnitz aufgemessen und war dadurch mit der Technik der Sgraffito-Malerei und der Anfertigung von Pausen derartiger Bilder vertraut geworden. Seinem so erworbenen Wissen und Können gesellte sich Freude zur Sache und ein energisches Wollen hinzu. Unermüdlieh stand er mit den Handwerkern auf dem Gerüst, indem er sie bald bei den Arbeiten anwies, bald mit ihnen um die Wette arbeitete. Während der Arbeit zog er sich eine schwere Erkrankung zu. Halbgenesen leitete er die Arbeiten bis zum Schluß, bis das Haus im November 1909 fertig da stand, so wie es unser Bild am Eingang dieses Heftes (Nr. 1 zu diesem Aufsatz) zeigt.

Er wäre danach auch an erster Stelle berufen, diesen Bericht zu erstatten. Leider wurde er daran durch wiederholte Erkrankungen verhindert. Wenn ich an seiner Statt die Aufgabe übernommen habe, so kann das, obwohl ich den Fortschritt der Arbeiten am Hause fast täglich beobachtet und mit Herrn Krimmer darüber verhandelt habe, nur der unzureichende Bericht eines Laien sein. Eine wissenschaftliche Abhandlung über den interessanten Bau erübrigt sich dadurch nicht.

Daß dieser Bericht, den ich als eine Art Fundbericht anzusehen bitte, alsbald von einer bei den Wiederherstellungsarbeiten beteiligten Person gegeben wird, halte ich für dringend nötig, da sich nach Erfahrungen, die man täglich machen kann, schon nach einigen Monaten und Jahren die Erinnerung selbst an Vorgänge, die man mit dem größten Interesse verfolgt, mehr oder weniger verwischt und da böse Zwischenfälle die spätere Berichterstattung zuweilen ganz unmöglich machen.

Unsere Wiederherstellungsarbeiten haben nun nicht allein die Sgraffito-Malereien zu Tage gefördert, sondern auch mancherlei Aufschlüsse über die Baugeschichte des Hauses gegeben. Diese soll uns zunächst beschäftigen.

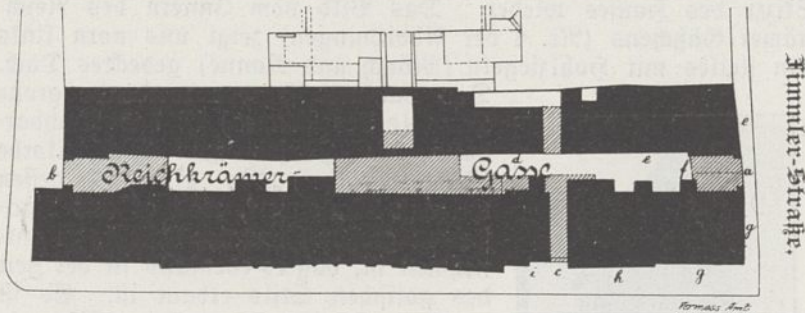
Das Haus zum Wachtelkorbe<sup>1)</sup> gehört, wie Herr Professor Zumwinkel in seiner grundlegenden Arbeit über „Die Stadt Liegnitz im Mittelalter“ Seite 21 und 22 im Heft 2 unserer Mitteilungen näher ausgeführt hat, zu den Häusern, die in zwei Parallelreihen auf dem kleinen Ringe an dessen Nordost-Seite an der Stelle früherer Verkaufsstände entstanden sind.

Im Gegensatz zu den sonstigen beweglichen Verkaufsständen hießen sie die „reichen Kramen“ und die zwischen den beiden Reihen liegende Gasse das „Reichkrämer-Gäßchen“. Es hatte, wie

<sup>1)</sup> Der von der Form des Erkers hergeleitete Name ist neueren Datums. Er hat sich schnell so allgemein eingebürgert, daß wir ihn auch für diese Abhandlung übernommen haben.



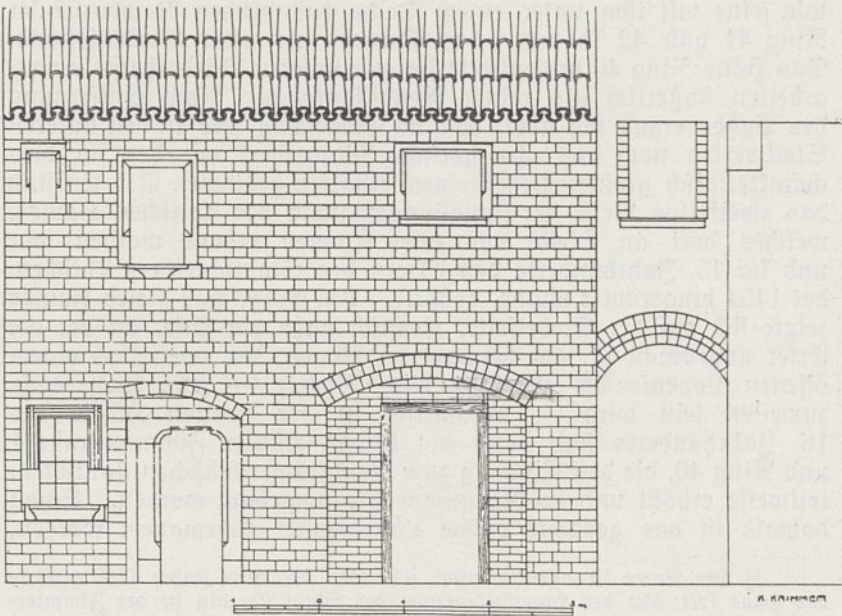
der beigefügte Plan (Nr. 2 unserer Abbildungen) zeigt, an beiden Enden bei a und b und seitlich bei c einen schließlich von Häusern



Kleiner Ring.

2. Plan des Reichkrämer-Gäßchen zu Liegnitz.

überdachten Zugang. Früher werden dort zunächst Holzbuden und dann kleine gotische Häuschen gestanden haben. Ein solches — einen Doppelkram enthaltend — war (bei d des Planes) bis vor kurzem fast völlig intakt erhalten geblieben. Bei den Bränden nach der Wiederherstellung des Wachteltores ist es derartig in Mitleidenschaft gezogen, daß es im August 1910 mehr oder weniger als solches zerstört worden ist.



3. Gotischer Doppelkram im Reichkrämer-Gäßchen.

Herr Krimmer hat die Reste vor dem Abputz derselben aufgemessen. Unser Bild Nr. 3 gibt die darnach von ihm angefertigte Skizze des Hauses wieder. Das Bild vom Innern des Reichkrämer-Gäßchens (Nr. 4 der Abbildungen) zeigt uns vorn links sein steiles mit Holzziegeln (Mönch und Nonne) gedecktes Dach.



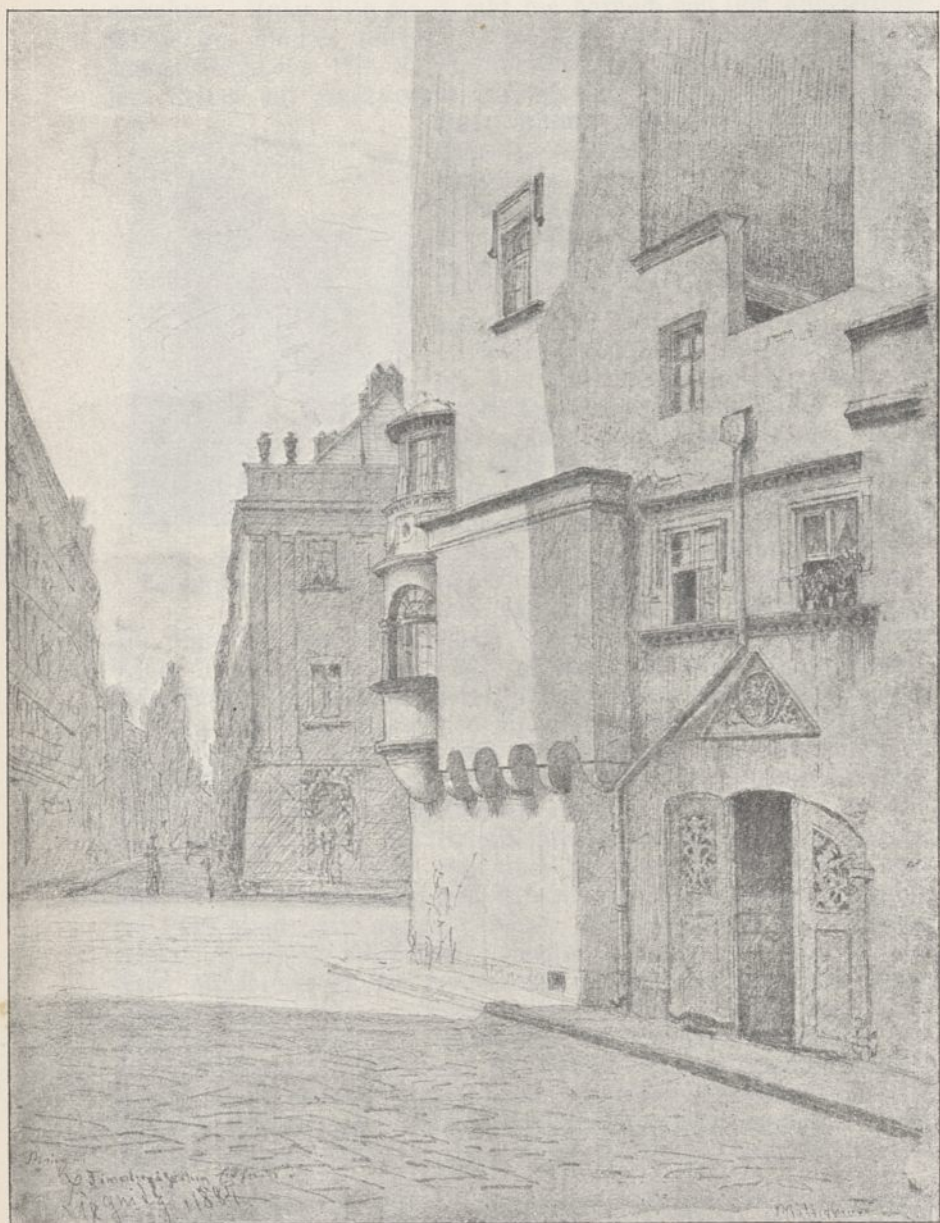
4. Blick in das Reichkrämer-Gäßchen.

Das dahinter sichtbar werdende große Haus (e des Planes) ist das Nachbarhaus des Hauses zum Wachtelkorbe (Zimmerstraße<sup>1)</sup> Nr. 1), aus dessen unterem Mauerwerk, weil es aus Backsteinen großen Formates besteht, zu entnehmen ist, daß es ebenfalls in der Zeit des gotischen Stils erbaut ist. Es ist durch den Zwischenbau (a-f des Planes), der dort über dem Haupteingange zum Reichkrämer-Gäßchen entstanden ist, mit dem Hause zum Wachtelkorbe, Ring Nr. 40 (g des Planes) verbunden. Dieses selbst mit der geringen Grundfläche von etwa 48 □m enthält auch jetzt im Erdgeschoß, neben einer schmalen Haustür, nur einen Ladenzwecken dienenden Raum und charakterisiert sich gerade dadurch, einem Dache befindlichen Nachbarhäuser Ring 41 und 42 (h und i des Planes) als alter Verkaufsstand. Das Haus Ring 40 präsentierte sich vor unseren Wiederherstellungsarbeiten äußerlich als reiner Renaissancebau. Nach Entfernung des Putzes ergab sich aber, daß im Erdgeschoß und in den unteren Stockwerken noch das alte gotische Mauerwerk mit den für dies charakteristisch großen Ziegelsteinen erhalten geblieben ist. Es sind das zweifellos Reste der Umfassungsmauern des gotischen Hauses, welches dort an Stelle von zwei Kramen erbaut worden war und im 15. Jahrhundert den Eltern des Stadtschreibers Bitschen, der 1454 hingerichtet wurde, gehörte. Im Erdgeschoß dieses Hauses zeigte sich auf der Giebelseite, ziemlich nahe der Ecke, an der der Erker angebracht ist, ein vermauerter Bogen, der zweifellos einem offenen Ladenfenster zugehört hat. Später — wie noch nachzuweisen sein wird — vermutlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind dann die beiden Häuser Zimmerstraße 1 und Ring 40, die den Eingang zum Reichkrämer-Gäßchen flankieren, teilweise erhöht und im Renaissancestil ausgebaut worden. Schon damals ist das gedachte offene Ladenfenster zugemauert worden,

<sup>1)</sup> Der Name ist offenbar nicht sehr alt. Bis zum Jahre 1788 gehörte das Haus (Nr. 552 des Hypothekenbuchs der Stadt Liegnitz in der Zimmergasse) mit einem doppelten Reichkrämmer und 3 Bruchflecken dem Kaufmann Carl Erhard Zimmer. Nach ihm wird die Gasse benannt sein.







Altes Renaissancehaus am Ring und der Eingang zum Reichkrämergäßchen  
in Tiegñih.

Bleistiftzeichnung von Th. Blätterbauer.



was sich daraus ergibt, daß an seiner Stelle sich Mauersteine und Putz vorgefunden haben, welche letzterer nach unseren Ermittlungen mit Sgraffito-Malerei bedeckt gewesen sein muß, da die bogenförmige Verzierung, welche auf unserer Abbildung Nr. 8 sich rechts vom Erker zeigt, in ihrem weiteren Verlauf über die frühere Bogenöffnung im Mauerwerke sich fortgesetzt haben muß. Bei dem Umbau des Hauses im 16. Jahrhundert muß auch der Renaissance-Erker eingefügt und das ganze Haus wie das Haus Fimmlerstraße 1 und der Zwischenbau zwischen beiden mit Sgraffito-Malerei verziert worden sein, die sich am Hause zum Wachtelkorbe aber nur auf die Giebelseite beschränkt haben, während am Hause Fimmlerstraße 1 sich Sgraffiti auch auf der Hofseite gezeigt haben. Damals ist auch das Sandsteinrelief mit dem Wappen des Fürstentums Liegnitz über dem Torbogen des Zwischenbaus eingefügt. Dieser Zwischenbau, dessen Räume übrigens, durch eine Zwischenwand in seiner Mitte geschieden, den Eigentümern der Häuser Fimmlerstraße 1 und Ring 40 je zur Hälfte gehören, hat, wie auch die hier beigegebene Zeichnung des Professor Blätterbauer vom Jahre 1884 zeigt, über dem Torbogen nur eine Etage gehabt. Die zweite Etage ist erst später, vielleicht beim letzten Umbau des Hauses Fimmlerstraße 1, aufgesetzt. Letzteres ist besonders dadurch wahrscheinlich gemacht, daß sich in dieser Etage Bauteile befinden, die früher vermutlich zum Hause Fimmlerstraße 1 gehörten, nämlich die kleine auf unserem Hauptbilde Nr. 1 am Zwischenbau ersichtliche kleine Tafel und der Säulenstein, welcher sich jetzt der letzteren gegenüber in die Hofwand des Zwischenbaus eingelassen befindet.<sup>1)</sup> Das alte Renaissanceportal des Hauses Fimmlerstraße 1 ist bei diesem letzten Umbau in einen Hinterraum dieses Hauses, völlig zweckwidrig, eingesetzt, aber dadurch doch erhalten geblieben, bis es durch einen der schon erwähnten Brände zerstört wurde. Übler hat man der Sgraffito-Malerei, die bei dieser Renovation auch am Hause Fimmlerstraße 1 überall zu Tage trat, mitgespielt. Sie ist bei derselben zum Teil durch die Einsetzung von stilwidrigen Entlastungsbögen über den Fenstern zerstört, zum Teil aufs neue durch Putz verdeckt. Ein Altertumsfreund hat damals Pausen davon in zwei Exemplaren angefertigt. Wir hätten sie gern mit veröffentlicht. Sie sind aber von den jetzigen Besitzern unauffindbar verlegt.

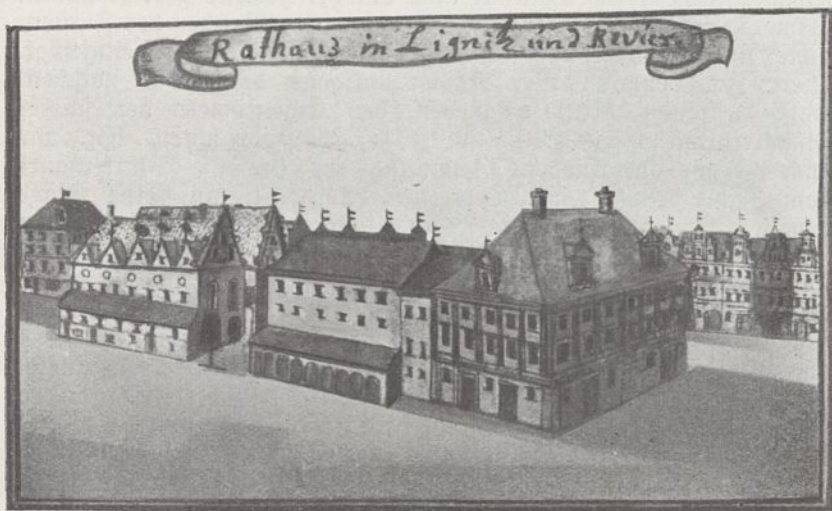
Die Baubeschreibung kann nicht ohne Stellungnahme zu zwei Bildern aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts abgeschlossen werden, die das Rathaus zu Liegnitz und die hier in Rede stehende Nordost-Seite des kleinen Ringes darstellen. Sie finden sich in den in der Breslauer Stadtbibliothek verwahrten Handschriften von Wernher: *Topographia seu compendium Silesiae*

<sup>1)</sup> Von ihnen ist unten Seite 125 die Rede.

pars III (Hs. R. 553 S. 297) und Compendium Silesiacum von 1761 (Hs. R. 555 S. 44). Beide Zeichnungen stellen die gleichen Häusergruppen dar, indem nur bei der einen der Standpunkt des Beschauers mehr erhöht ist, als bei der andern. Sie stimmen in der Hauptsache überein und deshalb geben wir nur eine Darstellung wieder. (Abbildung 5).

Das Vorhandensein dieser Bilder wäre hoch erfreulich, wenn sie uns nur nicht neue Rätsel aufgeben würden, statt zur Aufklärung beizutragen.

Zunächst fällt auf, daß der Renaissanceerker und der Vorbau im Giebel des Hauses zum Wachtelkorbe auf beiden Bildern



5. Darstellung des kleinen Ringes zu Liegnitz (um 1760) von Wernher.

ganz fehlt. Die Fenster im Giebel dieses Hauses sind bestimmt falsch wiedergegeben. Wenn um 1760 die Fenster so ausgesehen hätten, wie Wernher sie zeichnete, so müßten die von uns aufgedeckten kleinen Renaissancefenster vorher zerstört worden sein. Der Zwischenbau zwischen Zimmlergasse 1 und Ring 40 ist auf dem von uns nicht wiedergegebenen Bilde ganz fortgelassen. Das Haus Zimmlergasse 1 stößt dort unmittelbar an das Haus zum Wachtelkorbe. Auf unserem Bilde ist Raum für den Zwischenbau gegeben. Es fehlt aber jede Andeutung des Zugangtores zum Reichrämer-Gäßchen. Wie diese offensibaren Fehler entstanden sind, ist nicht klarzustellen. Wahrscheinlich liegt Flüchtigkeit bei der Aufnahme vor, die auch sonst bei Wernher'schen Arbeiten festzustellen ist. Der Zeichner, für den die Darstellung des Rathauses ja die Hauptsache war, wird sich von den übrigen Häusern des



Ringes, die er darstellte, vermutlich nur eine ungefähre Skizze angefertigt haben und diese hernach bei der Anfertigung der Federzeichnung für seine Werke selbst nicht verstanden haben. Rätselhaft bleibt auch der baumartige Gegenstand, der sich auf beiden Bildern am Ausgange der Zimmergasse nach dem kleinen Ringe zu findet. Auf dem nicht wiedergegebenen Bilde gleicht er mehr einem Baume wie auf unserer Reproduktion. Mag in jener Zeit der Verkehr in Liegnitz noch so gering gewesen sein, so erscheint es doch als zweifelhaft, daß damals am Ausgang der schmalen Zimmerstraße ein Baum gestanden hat. Man könnte eher an einen Sperrpfahl zur Abhaltung der Fuhrwerke denken. Der dunkle Schatten, der sich über diesem Pfahl zeigt und namentlich auf dem anderen Bilde den Zweigen eines Baumes ähnelt, könnte durch ein Mißverstehen der Skizze, die dort den Zwischenbau andeuten wollte, entstanden sein.

Für die Darstellung der Details jener Häusergruppe sind die Wernher'schen Bilder also wertlos. Im übrigen wird darauf das Dach mit den gotischen Wimpergen, der Dachgiebel und der Ladenzwecken dienende Vorbau längs der ganzen Häuserreihe richtig wiedergegeben sein. Der Dachgiebel hat also damals noch nicht den jetzigen geradelinigen plumpen Abschluß gehabt, sondern den geschwungenen malerischen, wie er den Linien der jetzt freigelegten Sgraffito-Dekoration entspricht, aus welcher auch ohne das Wernher'sche Bild auf einen solchen Giebelabschluß mit Sicherheit zu schließen war.<sup>1)</sup>

Was nun die Sgraffito-Malerei am Hause zum Wachtelkorbe angeht, so könnte zunächst ihre Bezeichnung als solche beanstandet werden. Unter Sgraffito-Malerei<sup>2)</sup> versteht man nämlich regelmäßig die Kratzputzmalerei, welche dadurch hergestellt wird, daß auf eine geschwärzte Kalkschicht eine zweite dünne, weiße Kalkschicht aufgetragen wird. Indem man dann entsprechend den Linien des darzustellenden Gemäldes die weiße Kalkschicht durch Kratzen entfernt, entsteht das Bild durch den Kontrast der schwarzen Linien und Flächen zu der weißen Oberschicht.

Diese früher in Schlesien und Böhmen weit verbreitete und auch bei Ausschmückung von Innenräumen viel benutzte Dekorationsweise ist nun beim Hause zum Wachtelkorbe mit etwas abweichender Technik angewandt worden. Eine geschwärzte Unterschicht ist hier überhaupt nicht hergestellt worden: Man hat vielmehr auf das Mauerwerk nur eine gewöhnliche, feinkörnige Putzschicht aus Graukalk aufgetragen, diese geglättet und mit einer

<sup>1)</sup> Auch das älteste Liegnitzer Stadtbild von Braun und Hogenberg aus dem 16. Jahrhundert zeigt das Haus mit einem Treppengiebel.

<sup>2)</sup> Von sgraffiare = kratzen. Die Sgraffito-Malerei wurde in Italien in der Renaissancezeit geübt und verbreitete sich von da nach Deutschland.

dünnen, weißen Schlemmkalkschicht überzogen. Unter Durchstoßung der letzteren äußeren Schlemmkalkschicht wurden dann die Bilder in die darunter liegende Putzschicht mehr oder weniger tief eingekratzt, wobei durch den Gegensatz der äußeren glatten, hellen Fläche zu den mit einem Sägespachtel ausgekratzten und dabei gerauhten Stellen ein wirkungsvoller Farbeffekt erzielt wurde. Die ausgekratzten und gerauhten Stellen heben sich graubraun von der weißen Hauptfläche ab. Es liegt also auch hier eine Kratzputz-(Sgraffito-)Arbeit im eigentlichen Sinne vor, wobei der bräunliche Ton der Bilder freundlicher wirkt, als der schwarze Ton der sonst üblichen Sgraffito-Malerei.

Auf die Technik und Geschichte der Sgraffito-Malerei und ihre Verbreitung in Schlesien soll hier nicht näher eingegangen werden. Wir hoffen, daß dies Thema in einem unserer Vereinsthefte oder in einer besonderen Arbeit von einem Sachverständigen bald eingehend behandelt wird und wenden uns deshalb ohne weiteres den Sgraffiti am Hause zum Wachtelkorbe zu.

Schon bei ihrer Herstellung wurde im Kreise berufener und unberufener Zuschauer oft die Frage erörtert: In wie weit sind die sich jetzt dem Beschauer zeigenden Kratzputzmalereien alt und echt? Da zur Zeit der Aufdeckung die verschiedene Färbung der rauhen und glatten Flächen zum Teil erloschen war, so daß das alte Bild schlecht hervortrat, meinten die Zuschauer nach ihrer Wiederaufrischung vielfach, wir hätten die Kratzputzmalereien mehr oder weniger erfunden oder von anderer Stelle dorthin übertragen. Dem gegenüber müssen wir betonen, daß das Haus zum Wachtelkorbe und der ebenfalls restaurierte Zwischenbau jetzt in der Hauptsache genau so aussieht, wie er zur Zeit seiner Ausschmückung mit Kratzputzmalerei in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ausgesehen hat. Soweit es nicht zur Abrundung des Gesamtbildes als dringend wünschenswert erschien, haben wir der Versuchung widerstanden, aus Eigenem etwas hinzuzufügen, obwohl auch dafür Stimmen laut wurden. So ist die eine Figur auf dem Zwischenbau rechts (Abbildung 11) nicht ergänzt, weil die richtige Ergänzung nicht genügend gesichert war.

Besonders mit Rücksicht auf die spätere wissenschaftliche Forschung soll unsere Erneuerungsarbeit in folgendem möglichst genau klargestellt und für die Zukunft festgelegt werden.

A. Was ist ergänzt oder hinzugefügt, ohne daß wir dafür am Hause einen Anhalt hatten?

Es sind nur wenige Stücke:

1. Die Flächen zu beiden Seiten des Toreinganges sind, wie es in der Renaissancezeit in Schlesien und Böhmen üblich war, quadriert. (Bild 1.) Das Muster und die Einteilung ist vom Schloß zu Groß-Pohlowitz übernommen. Eine Fortführung dieser Quadrierung auf dem unteren Teile der Giebelseite des



Hauses zum Wachtelkorbe ist unterlassen, weil hier, wie schon oben bemerkt, rechts vom Erker andere Kratzputzarbeiten zum Vorschein kamen. (Bild 8.)

2. Der weibliche Kopf zwischen den Kragsteinen des Vorbaus, welcher dem Zwischenbau am nächsten ist. Er ist ebenfalls den Sgraffiti des Schlosses Pohlwitz entnommen. Auch die untere Hälfte des benachbarten Kopfes (des rechten auf der Abbildung) ist von uns ergänzt. Den Zustand zur Zeit der Aufdeckung zeigt die Abbildung Nr. 9.

3. Ferner sind dem Pohlwitzer Bau und sonstigen Renaissancewerken die Vorhänge auf den Blindfenstern und einige kleine laufende Ornamente, wie das auf dem Sturze des großen Mittel Fensters, entlehnt. (Bild 1.)

B. Von den erhalten gebliebenen Darstellungen waren einige, wenn auch im ganzen genügend erkennbar, doch so stark beschädigt, daß sie auf Grund von Pausen, die vor der Ablösung des alten Kratzputzes aufgenommen waren, unter Anwendung der alten Technik erneuert werden mußten.

1. Am meisten hatten unter der Verwitterung und dem Spitzhammer der Maurer, die die verdeckende Putzschrift aufgetragen hatten, die Sgraffiti des Kaminvorbaus (Bild 8) gelitten. Die vier Figuren des ihn schmückenden Bildes waren zwar in ihrer Haltung, Bewegung und Bekleidung genügend zu erkennen, es waren auch Teile der Bäume mit ihren Blättern erhalten geblieben, und Reste von Sandsteinprofilen sowie Spuren im Mauerwerk bestimmten die Lage und Größe des jetzigen Blindfensters, — doch war eine Wiederherstellung unter Benutzung des alten Kratzputzes unmöglich. So mußte zu einer vollständigen Erneuerung des Hauptbildes sowie des Ornamentenbandes und der Engelstöpschen, die nur teilweise erhalten waren, geschritten werden. Dabei hat ein Hilfsarbeiter ungehörigerweise seinen Witz bei Herstellung der Engelköpfe dadurch betätigt, daß er ihnen einen verschiedenen Gesichtsausdruck gegeben hat, wozu die erhaltenen Reste keine Veranlassung gaben.

2. In ihren Linien erkennbar, aber nicht durch Ausbesserung ergänzbar waren: ein Stück des obersten Ornamentenbandes, die Verzierungen der obersten Erkerwange, der rechte Drachenkopf über dem Hauptgesimse und einige Bäume der Bilder am Hause zum Wachtelkorbe und die Rüstung des Ritters links über dem Tore des Zwischenbaus. Auch hier wurde neue Sgraffitierung nötig.

C. Folgende Darstellungen waren am besten erhalten und erforderten nur in einigen verbindenden Linien oder in den Farben eine kleine Ergänzung bezw. leichte Auffrischung der Farbtöne:

1. Der Triumphzug der Ceres. (Bild 6.)

2. Die Hirschjagd. (Bild 6.)

3. Die Darstellungen, welche das oberste Giebelfenster umgeben (Lautenspielerin, kleine sitzende Gestalten und Frazen). (Bild 1.)

4. Das sich bückende Tier links vom großen Mittelfenster. (Bild 7.)

5. Die Stadt mit dem Zeltlager. (Bild 7.)

D. Alle übrigen Sgraffiti waren in der Hauptsache gut erhalten, zeigten aber doch kleinere, zuweilen auch größere Lücken, die, so gut es ging, ausgefüllt worden sind. Allerdings ist das nicht überall gelungen. Das Bild auf dem Vorbau (Nr. 8) zeigt z. B. einen knienden Mann mit nur einem Bein. Es ist anzunehmen, daß das frühere Bild mit diesem Mangel ursprünglich nicht behaftet war. Es fand sich aber beim Durchpausen dieses Bildes keine Spur des anderen Beines. Indem wir uns damit trösten konnten, daß das letzte Werk von Michelangelo, seine Pieta, den gleichen Mangel aufweist, haben wir von einer Ergänzung abgesehen, weil wir eine falsche Ergänzung vermeiden wollten.

Bei der Wiederherstellung der Szene aus der verkehrten Welt: Hasen als Jäger (Bild 7) sind zweifellos Mißverständnisse untergelaufen und zwar nicht bloß in bezug auf die Inschrift, sondern auch in bezug auf die am Spieße gedrehte Jagdbeute. Es soll davon unten näher die Rede sein. Solche Irrtümer sind schwer zu vermeiden, wenn die Zeit drängt.

Wie sorgfältig Herr Krimmer bei seiner Wiederherstellungsarbeit verfahren ist, bitten wir unsere Leser durch einen Vergleich des Bildes Nr. 10 mit dem Bilde Nr. 11 nachzuprüfen. Ersteres zeigt die Dekoration des Mittelbaus so, wie sie sich nach Entfernung des Bewurfs darstellte, letzteres den jetzigen Zustand nach der Renovation. Das bogenförmige Rankenwerk über dem Torbogen ist hier, wie schon bemerkt, durch Neusgraffitierung wiederhergestellt. Alles übrige ist nur ergänzt und nachgetönt. Obwohl wir diese Fläche nicht den besonders gut erhaltenen Teilen zugerechnet haben, wird man anerkennen müssen, daß die Wiederherstellung sachgemäß erfolgt und der Zustand vor der Zerstörung wiederhergestellt worden ist.

Besondere Schwierigkeiten verursachte die Wiederherstellung des Erkers und der alten Fensterumrahmungen.

Den aus rotem Sandstein gebildeten Erker fanden wir nach Entfernung des Putzes von Rissen durchzogen. Die zerbrochenen Teile waren notdürftig durch eiserne Klammern befestigt. — Seine Zerstörung und die die Wände des Hauses in seiner Nähe durchziehenden senkrechten Risse erklären sich dadurch, daß bei der Umwandlung des alten gotischen Hauses in einen Renaissancebau der Baumeister in unglaublich leichtsinniger Weise den Teil des Hauses, welcher sich über dem Erker befindet, lediglich auf zwei





6. Sgraffito-Malerei am Hause zum Wachtelkorbe in Liegnitz:  
Triumphzug der Ceres. Darüber eine Jagdszene.



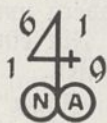
7. Sgraffito-Malerei am Hause zum Wackelkorbe in Liegnitz:  
Verkehrte Welt (Hasen als Jäger). Darunter Bild einer Stadt. Darüber Fuchs, dem die Trauben zu sauer sind.



nicht besonders starke Holzbalken aufgelagert hat, die, wagerecht laufend, zum Teil auf den Hauswänden aufliegen, zum Teil ohne Unterstützung sich an der Ecke des Hauses über dem Erker treffen. — So ruht die ganze Hausecke über dem Erker lediglich auf dieser schwachen Unterlage. Im Laufe der Jahrhunderte mußten die beiden Stüßbalken dem auf ihnen ruhenden Drucke allmählich nachgeben, und so traten die gedachten Schäden ein.

Ihre gründliche Beseitigung hätte die Einfügung eiserner Träger an Stelle der gedachten Holzbalken und eine vollständige Abtragung und teilweise Erneuerung des Erkers nötig gemacht. Das war für uns, wie noch zu erörtern sein wird, unausführbar.

Ebenso mußten wir uns damit begnügen, da, wo die alten Fensterumrahmungen fehlten, sie in Puz statt in Stein herzustellen. Wohl erhalten ist der besonders sorgfältig gearbeitete dreieckige Stein über dem Tore zum Reichkrämer-Gäßchen (Bild 10 und 11). Er zeigt das in den Farben wieder aufgefrischte Wappen der Herzöge von Liegnitz, welches in seinen Einzelheiten auf dem Umschlage unseres Heftes deutlicher zu erkennen ist, als auf unseren Abbildungen. Über demselben finden sich die Buchstaben CMPD — indem die Mittelbuchstaben mit einander verknüpft sind — und darunter die Jahreszahl 1565. Der jetzt in die Wand der zweiten Etage eingelassene, auf der Abbildung 1 ersichtliche kleine Stein trägt linksstehendes Zeichen. Den auf der Hofseite ein-



gelassenen Stein gibt die rechtsstehende Skizze wieder. Da nach der absolut zuverlässigen Bleistiftzeichnung des Professors Blätterbauer vom Jahre 1884

(vor Seite 119 des Heftes) die beiden letzteren Steine damals noch nicht an ihrer jetzigen Stelle waren, scheiden sie für die Datierung des Hauses zum Wachtelkorbe und des Zwischenbaues völlig aus. Möglich ist, daß sie, wie schon erwähnt, zum Hause Zimmerstraße 1 gehört haben und bei oder nach einem Umbau desselben zum Ausbau des Zwischenbaues, der in der rechten Hälfte ja dem gleichen Eigentümer gehörte, verwandt sind.

Bemerkenswert ist, daß den Eingang zum Reichkrämer-Gäßchen das fürstliche und nicht das städtische Wappen schmückt. Wahrscheinlich ist damit auf die Jurisdiktionsrechte der Herzöge von Liegnitz in bezug auf den Marktverkehr hingewiesen.<sup>1)</sup> Die Buchstaben CMPD geben wahrscheinlich die Anfangsbuchstaben eines Namens und die Jahreszahl 1565, zweifellos das Jahr der Erbauung des Zwischenbaus und wahrscheinlich auch die des

GOT AL  
LEINDIE  
EHR  
MELCHIOR  
MARSCHKY

16 · 15

<sup>1)</sup> Die Reichkrämerartifel sind 1566 vom Herzog konfirmiert.

Hauses zum Wachtelkorbe wieder, denn bei der engen baulichen Verbindung des Zwischenbaus mit dem des Hauses zum Wachtelkorbe und der Gleichartigkeit der Sgraffito-Dekoration dieser beiden Häuser — die des Zwischenbaus dehnt sich übrigens über Teile des Hauses zum Wachtelkorbe aus — ist anzunehmen, daß beide gleichzeitig entstanden sind. Auch ohne Vorhandensein dieser Jahreszahl wären diese beiden Bauwerke nach ihrem Bau- und Dekorationsstil der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zuzuweisen.

Sie sind nach jener Jahreszahl unter der Regierung des Herzogs Heinrich XI. von Liegnitz (1560—1581) entstanden und ihre Fertigstellung mag dem Herzog Veranlassung zu einer Besichtigung ihrer lustigen Bilder und zu einem guten Trunk gegeben haben.

Das Haus Zimmlergasse Nr. 1 ist dagegen offenbar erst zwischen 1610 und 1620 erbaut worden.

Wenn wir nunmehr von der Würdigung des bildhauerischen Schmuckes zur näheren Betrachtung der Krappfuß-Arbeiten am Wachtelkorbe übergehen, so verursacht die Frage, was die dargestellten Bilder bedeuten und wie wir uns ihre Entstehung denken sollen, zunächst mancherlei Schwierigkeiten. Ich vermutete schon bei der Aufdeckung, daß es sich dabei nicht um eigene Erfindungen eines zum Bau herangezogenen Künstlers oder Handwerkers handelte, sondern um die Wiedergabe zeitgenössischer Stiche oder Holzschnitte. Für ein Bild läßt sich die Richtigkeit dieser Annahme jetzt nachweisen.

Das Bild (Nr. 7) „Verkehrte Welt: Hasen als Jäger“ existiert als Stich von Israel van Meckenem<sup>1)</sup> und von Virgil Solis<sup>2)</sup>. Von letzterem sind zwei Stiche mit der gleichen Darstellung vorhanden, die wir im Bilde Nr. 12 wiedergeben.



12. Hasen als Jäger, Stich von Virgil Solis.

<sup>1)</sup> Gaisborg 453.

<sup>2)</sup> Bartsch, Peintre-Graveur 271.



Der eine ist mit dem Spruche versehen:

„Unns Hasen ist ein schantz gerathen  
Das wir nezt hund und Jeger braten,  
Die unns siengen schunden und asen  
Die Zal wir nezt auch solcher masen.“

Damit ist auch die Deutung der Inschrift unseres Bildes gegeben. Sie deckt sich offenbar mit den zwei ersten Zeilen des Stiches und ist nur bei der Wiederherstellung in einzelnen Buchstaben nicht entziffert oder falsch ergänzt worden. Auch bei der Ergänzung unseres Bildes sind, wie sich aus einem Vergleich der beiden Bilder Nr. 7 und 12 klar ergibt, Mißverständnisse untergelaufen. Zweifellos braten auch auf unserem Sgraffito-Bilde wie bei Virgil Solis und Israel van Meckenem die Hasen einen Jäger am Spieße. Viele Linien unseres Bildes entsprechen genau den Linien zur Darstellung des Jägers in letzteren Bildern. Selbst die Puffen an den Knien des Jägers kann man unter dem rechten Topf in den Flammen des Sgraffitobildes deutlich erkennen. Am Wachtelkorbe muß der Spruch also auch lauten:

UNS HASEN IST EIN SCHANTS GERATEN  
DAS WIR JETZT HUND UND JEGER BRATEN.

Dabei befremdet uns das Wort „Schantz“. Es läßt sich aber leicht deuten, wenn man der Versuchung widersteht, es mit „Schanze = Befestigung“ zu identifizieren. Es ist offenbar das französische Wort „chance“ in der noch heute üblichen Bedeutung von „Vorteil“ oder „Gewinn“.

Die Darstellung von Bildern der verkehrten Welt war im Mittelalter beliebt. Der ältere der gedachten Stiche ist der des Goldschmiedes Israel van Meckenem aus Bocholt in spätgotischem Stil. Vielleicht ist dieser aber auch hier nicht Urheber des Bildes, sondern nur Kopist, wie er sonst Bilder von Schangauer, Dürer und Hans Holbein dem Älteren kopiert hat. Er lebte bis 1503 und war äußerst produktiv sowohl für Genreszenen wie für monumentale Blätter. Ihn scheint Virgilius Solis kopiert zu haben, der, 1514 zu Nürnberg geboren, bis 1562 lebte und sich auch durch selbst erfundene und gestochene Darstellungen auszeichnete. Es sind von ihm neben seinen Handzeichnungen 626 Stiche nachzuweisen, die mythologische, geschichtliche oder Genreszenen darstellen und in welchen sich altdeutsche Straffheit mit italischer Abrundung glücklich vereint. Für beide Künstler ist charakteristisch, daß die Ausführung ihrer Stiche sehr ungleichwertig ist. Sie haben offenbar vielfach Gehilfen herangezogen. Beides — die vielfache Kopierung fremder Bilder und ihre fast fabrikmäßige Herstellung mit fremder Hilfe — erklärt sich bei ihnen wie bei anderen Meistern jener Zeit dadurch, daß sie für das Kunsthand-

werk Vorlagen schaffen wollten. Wir besitzen zeitgenössische Kupferstichwerke, die ausdrücklich für das Kunsthandwerk hergestellt sind. So das des Nicolaus de Bruin: „Allerlei vierfüßiger thiere eigentliche Abbildung den goldschmiden dienlich.“ Wir kennen auch in Deutschland eine Anzahl von Holzschnitzereien und Stuckarbeiten des 16. und 17. Jahrhunderts, bei welchen die Holzschnitte und Kupferstiche, die als Vorbilder benutzt sind, nachgewiesen werden können. Es ist ein Verdienst des Herrn Professor Schwarz in Quedlinburg, daß er uns für eine Anzahl von interessanten Stuckbildern in Quedlinburg und Zellerfeld nachgewiesen hat, wie ihnen alte Kupferstiche als Vorlagen gedient haben, die teils frei, teils genau mit den Mitteln der Skulptur nachgebildet sind.<sup>1)</sup>

Unser Bild „Hunde als Jäger“ gibt also einen weiteren Beleg für die Nachbildung von Kupferstichen und Holzschnitten durch die Mittel einer anderen Kunst. So werden wir auch für die anderen Bilder des Wachtelkorbes in erster Linie an eine Nachbildung gleichzeitiger oder älterer Stiche denken dürfen.

Für die Darstellung des Fuchses in den zwei Bildern Nr. 8 und 7 meine ich schon das Vorbild in einem alten illustrierten Werke gesehen zu haben, und ich nehme an, daß sie den Fuchs darstellen, der zuerst nach den Trauben lüftern empor schaut, hernach aber Gras frißt, weil sie ihm zu hoch hängen und deshalb als sauer erscheinen.<sup>2)</sup> Wenn dabei ein Baum statt eines Weinstocks abgebildet ist, so erklärt sich das vielleicht dadurch, daß der die erste Vorlage schaffende Künstler den Weinstock nach italienischer Sitte an einem Baum emporgezogen dargestellt hatte.

Das Bild Nr. 6 schildert den Triumphzug der Ceres. Wie bei den „Hasen als Jäger“ die Bilder rechts und links vom Schornstein zusammengehören, so gehört hier der rechts vom Schornstein dargestellte Lautenspieler offenbar mit zum Triumphzuge, obwohl ihm die Beischrift fehlt, die bei allen übrigen Figuren hervorgetreten ist. Dieses ganze Bild war besonders gut erhalten, sodaß vermutlich auch die Beischriften korrekt wiedergegeben sind. Soweit sie trotzdem nicht als verständlich erscheinen, liegt das hauptsächlich an der starken Abkürzung. Es können aber auch Irrtümer und zwar schon des Anfertigers der Sgraffiti untergelaufen sein, wie das auch bei den vom Professor Schwarz besprochenen Stuckbildern anzunehmen ist.

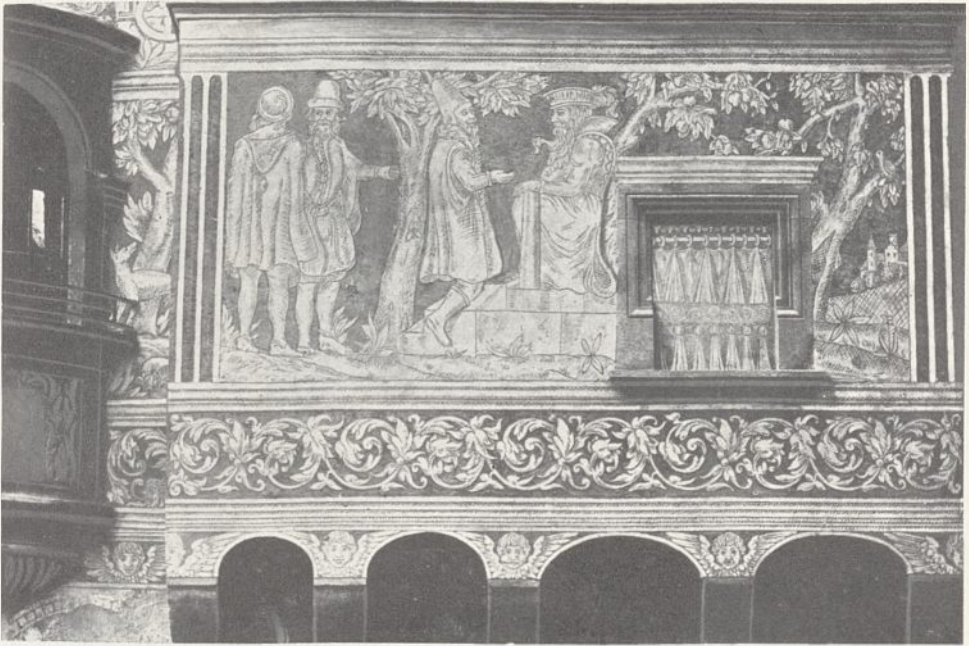
Für die wichtigsten Figuren unseres Bildes: die Göttin des Ackerbaus „Ceres“ und den Hirtengott „Pan“ sind die Beischriften einwandfrei. Gleiches gilt für den rechts davon gehenden, trinkenden

<sup>1)</sup> Die Denkmalspflege VIII Jahrgang Nr. 6 und IX. Jahrgang Nr. 1.

<sup>2)</sup> Diese Fabel des Aesop findet sich deutsch bei Heinrich Steinhöwel, Esop, gedruckt zwischen 1476—80 in Ulm.



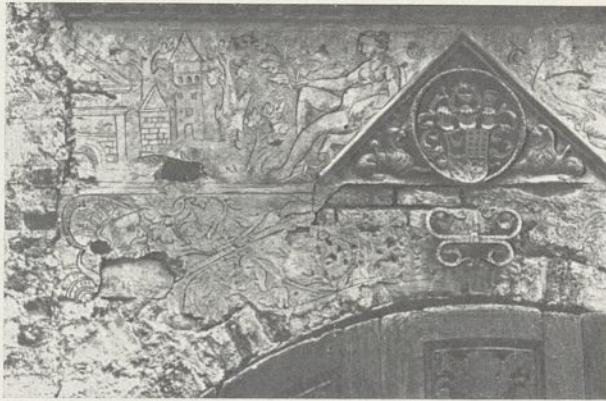
Sgraffito - Malereien am Vorbau des Hauses zum Wachtelkorbe  
in Tiegnik.



8. Huldigungsszene. Links Fuchs, der nach den Trauben ausschaut.



9. Die Bilder zwischen den Kragsteinen des oben dargestellten Vorbaus  
vor der Wiederherstellung.



10. Ein Teil der Sgraffito-Malerei des unteren Bildes nach der Aufdeckung, aber vor der Wiederherstellung photographisch aufgenommen.



11. Sgraffito-Malerei über dem Torbogen des Einganges zum Reichkrämer-Gäßchen zu Liegnitz nach der Wiederherstellung.



Mann, — Sites ist die Nebenform für Sitis (= Durst). Es bleibt dabei freilich zweifelhaft, ob das letzte s nicht ein Teil des Haares oder Blumenschmuckes des den Durst personifizierenden Mannes ist und ob nicht die drei Worte rechts von der Ceres zusammengehören und: Site Estu(que con) sumor („Ich werde von Durst und Hitze verzehrt“) zu deuten sind. Unmöglich ist es nicht, daß die ursprünglich so lautende Inschrift bei einer Wiedergabe der älteren Vorlage verstümmelt ist.

Die Beischrift der vier links vom Wagen der Ceres dargestellten Personen wage ich nicht zu deuten. Bei Pal könnte man an Pales, die altitalische Göttin der Schafherden, deren Fest Palilia am 21. April als Hirtenfest gefeiert wurde, denken. Bei der Figur mit dem Rechen ist die Deutung und der Zusammenhang zwischen den 4 Buchstaben rechts derselben nicht gesichert. Namentlich bleibt der dritte obere Buchstabe zweifelhaft. Wenn in ihm ein I zu sehen ist, so stellt die Figur mit der Bezeichnung Maj. vermutlich die altitalische Frühlingsgöttin Maja dar, der am 1. Mai geopfert wurde. Es wird diese Ergänzung dadurch wahrscheinlich gemacht, daß die Maja auch sonst in der Mythologie der Renaissance eine Rolle spielte.

Bei den Beischriften zu den männlichen Begleitern der Ceres: Ost und Tre haben bis jetzt alle Deutungsversuche keinen Erfolg gehabt. Es wird abzuwarten sein, ob nicht ein alter Stich uns die Aufklärung bringt. Denn auch hier ist die Benutzung einer älteren Vorlage wahrscheinlich. Gleiches gilt für die kleineren, eine Jagd und ein Zeltlager — vielleicht ein Kriegslager — vor einer Stadt darstellenden Bilder Nr. 6 und 7 und für die Köpfe zwischen den Kragsteinen auf dem Bilde Nr. 9.

Nur bei dem letzten der großen Bilder auf dem Kaminvorbau (Nr. 8) ist man versucht, an eine Originalschöpfung zu denken. Man könnte meinen, daß darin der Herzog von Liegnitz, wie er der Stadt das Marktrecht oder einem einzelnen Bürger eine Marktberechtigung verleiht, dargestellt ist. Weist doch auch das Wappen des Zwischenbaus auf den Herzog hin.

Unmöglich ist es nicht, daß der Bauherr bei der Auswahl der Bilder städtische Verhältnisse berücksichtigt hat. Das könnte dann auch für den Triumphzug der Ceres in Frage kommen. Der Liegnitzer Gemüsebau blühte schon im Mittelalter. In Paneratii Vulturini Panegiricus Slesiacus — dem Lobgesang des Pankratius Vulturinus auf Schlessien — vom Jahre 1506 singt der damalige aus Hirschberg stammende Student der Universität Padua das Lob von Liegnitz als einer Stadt mit blühender Landwirtschaft:

Urbs sane memoranda jaces, o Liehnis, et alma  
Fertilitas ubi Slesiacae telluris inundat  
Et bene fecundis ubi gaudet rusticus arvis usw.

Im alten Kräuterinnungsbuche von Liegnitz beginnt die Eintragung der „Personen der Gemeinen Bürger Zech“ mit dem 31. Dezember 1575 und es ist nicht unmöglich, daß die Ceres am Wachtelkorbe schon im Jahre 1565 wie jetzt an gewissen Tagen auf ein fröhliches Treiben der Landleute auf dem kleinen Ringe hinuntergeschaut hat.

Aber sehr wahrscheinlich ist es nicht, daß der Bauherr des alten Renaissancehauses aus solchem lokalpatriotischem Interesse diese Darstellungen zur Verzierung seines Baues herangezogen hat — sie passen dann schlecht zu den andern Bildern — und selbst bei der Huldigungsszene ist mehr die Anlehnung an eine Vorlage zu vermuten, als die Herstellung einer Originalschöpfung.

Nach diesen Erörterungen ist die Frage, mit welchen Kräften der Bauherr die Bilder herstellen ließ, leicht zu beantworten. Selbstschaffende Künstler waren es nicht — dagegen spricht auch die wenig sorgfältige Ausführung —, sondern Handwerker, welche fremde Vorlagen kopierten. Wenn man das annimmt, muß man aber anerkennen, daß sie ihre Aufgabe mit ziemlichem Geschick gelöst haben. So sehr die Ausführungen im einzelnen zu wünschen übrig lassen, ist doch die Gesamtwirkung eine erfreuliche.

Das Haus ist ein typisches schlesisches Renaissancehaus. In den Bildern spiegelt sich das rege geistige Leben des Humanismus und in den sie einrahmenden Ornamenten die ganze Formfreudigkeit der Renaissancekunst wieder.

So ist es nicht zu verwundern, daß dem Hause zum Wachtelkorbe von allen Seiten reges Interesse entgegengebracht ist und daß es seit der kurzen Zeit seiner Wiederherstellung in zahlreichen deutschen Fachzeitschriften und Unterhaltungsblättern abgebildet worden ist.

Aber gerade wir, die wir bei der Wiederherstellung am nächsten beteiligt sind, denken an das Werk mit Kummer. Wir bedauern, daß nicht auch das Nachbarhaus in alter Schönheit wiederhergestellt werden kann. Wie würde dann erst die Häusergruppe in der Fimmlerstraße im reichen Kleide der Renaissance uns einen Begriff von der Kunstfreudigkeit jener Zeit geben.

Wir bedauern es ferner, daß unser Werk trotz unserer Vorsicht mit allerlei Mängeln behaftet ist. Sie waren nach Lage der Sache nicht zu vermeiden. Es war uns nicht möglich, bei sich ergebenden Schwierigkeiten wochenlang die Arbeiten auszusetzen. Der Eigentümer forderte deren baldigen Abschluß, den auch der herannahende Winter nötig machte. Wenn Frost eingetreten wäre, wäre die Fortführung der Arbeiten unmöglich geworden. Obwohl die Inschrift und die mittlere Partie des Bildes „Die Hasen als Jäger“ Bedenken erregten, mußte es, so gut es ging, fertig gestellt werden, da das zuerst angegangene Kupferstichkabinett zu Berlin mitteilte, zur Erklärung und Ergänzung der Bilder nichts beitragen zu



können. Erst nach Monaten konnte ich die gedachten Vorbilder zur Darstellung der verkehrten Welt ermitteln. An der Hand derselben werden wir die dadurch festgestellten Fehler nach Möglichkeit beseitigen.

Die größte Sorge verursacht uns aber der Gedanke, daß der Fortbestand unseres Werkes in keiner Weise gesichert ist. Wie wir schon bemerkten, ist das Haus baufällig. Hätten wir alle Schäden beseitigen wollen, so hätten wir noch mehrere Monate weiter arbeiten und noch einige Tausende von Mark aufwenden müssen. Das konnten wir nicht. Es fehlte uns dazu an Zeit, Geld und Lust — letztere, da der Hauseigentümer sich schließlich weigerte, eine beim Beginn der Arbeiten uns mündlich, aber rechtsverbindlich — zugesagte Eintragung einer Last im Grundbuche zur Erhaltung der Fassade des Hauses in ihrem jetzigen Zustande vollziehen zu lassen. Ein Mehr als diese mündliche Zusage konnten wir damals nicht erlangen, obwohl wir noch die Kosten der dauernden Unterhaltung der Fassade übernehmen wollten.

Nachträglich hat sich die Situation noch weiter verschlechtert. Es hat fünfmal in oder bei dem Hause zum Wachtelkorbe gebrannt. Obwohl vorläufige Brandstiftung zweifellos vorlag, ist es der Polizei und dem Untersuchungsrichter nicht gelungen, den Urheber zu ermitteln. Seitdem hat der Kaufmann Lindner das Haus verkauft, und dadurch ist die Verfolgung unserer Rechtsansprüche auf Erhaltung unserer Arbeit wesentlich erschwert. Dabei hat sich die Ablehnung unseres Antrages, das Haus mit einigen anderen durch ein Ortsstatut zum Schutz des Stadtbildes zu sichern, bitter gerächt.

Das Haus, welches nicht nur eine Sehenswürdigkeit der Stadt, sondern zugleich ein Wertobjekt für die deutsche Kunstgeschichte ist, ist keine Stunde vor Verunstaltungen geschützt. Die Verantwortung dafür müssen die Gegner eines genügenden Ortsstatutes zum Schutze der alten Bauten in Liegnitz tragen. — Ein schwacher Trost ist darin zu finden, daß das Haus sich in gewissem Sinne selbst verteidigen wird. Es hat durch die Wiederherstellung seines früheren Schmuckes so viel an Ansehen gewonnen, daß der Eigentümer diesen Gewinn nicht mutwillig aufs Spiel setzen wird.

Vielleicht ist auch nach einigen Jahrzehnten das Kunstinteresse in Liegnitz so gewachsen, daß man an eine anderweite Sicherung des Hauses denkt. — Hoffentlich ist es dann nicht zu spät.

Aber selbst wenn das Haus nur einige Jahre so fortbestehen wird, wie wir es hergestellt haben, so ist dadurch schon der erhebliche Aufwand an Arbeitskraft und Geld gerechtfertigt. Wir können uns jetzt einen guten Begriff davon machen, welch' ein anziehendes Bild Liegnitz im 16. und 17. Jahrhundert auch im Stadttinnern dargeboten haben muß. Denn die Sgraffitomalerei

der beiden Häuser in der Zimmlergasse und des sie verbindenden Torbogens war keineswegs der besondere Schmuck eines hervorragenden Gebäudes. Wir müssen uns vielmehr zahlreiche, vielleicht sogar die Mehrzahl der Häuser von Liegnitz jener Zeit in gleicher Kunstanwendung geschmückt denken.<sup>1)</sup> Dafür spricht der Umstand, daß wir von mehreren Häusern der Stadt schon jetzt mit Sicherheit wissen, daß sie mit Krazpuzmalereien bedeckt waren. Die nachstehenden Bildchen zeigen uns zwei derselben.



13 und 14. Früher sgraffitierte Renaissancehäuser i. Liegnitz Frauenstraße 35 und Peter-Paul-Platz 3. Letzteres — das mittlere der drei Häuser auf dem Bilde rechts — ist bei Anlegung der Passage abgebrochen worden.



Über diese beiden Häuser schreibt Luchs in „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift“ Band II, Breslau 1875, S. 146:

„Dagegen hat Liegnitz zwei Hausfassaden ganz mit Sgraffittos überzogen, aber freilich mehrfach übertüncht und darum wenig erkennbar; die eine unweit der Niederkirche und dem Bischofshofe, einem jetzt unbedeutenden, nur innen in seiner Wüstung recht malerischen Häuserhaufen, Frauenstraße Nr. 35, und die andere bei der Oberkirche (Peterpaulplatz Nr. 3), noch mehr zerstört als jene. An der ersten vom Jahre 1610 liest man im ersten Stocke noch unter acht Figuren die Namen von Musen, wie: Musica, gramatica, aritmetica, astronomica, über und unter ihnen sieht man die Flächen mit allerhand Blumen, Ranken- und Bandornament ausgefüllt, und Rundbogenarchitekturen rahmen die Abteilungen ein.“

Herr Kaufmann Krimmer hat uns ferner mitgeteilt, daß an seinem Geschäftshause Frauenstraße 1 bei einem Umbau Krazpuzmalereien zu Tage getreten sind. Beim Abreißen des Hauptzollamtes (Schloßstraße 1) fanden sich, obwohl das Haus sich äußerlich als Barockbau präsentierte, unter dem Wandbewurf umfangreiche, in Krazpuz hergestellte Inschriften, die wahrscheinlich nur die

<sup>1)</sup> Von den alten Schlössern unseres Adels sind noch jetzt Pohlwitz, Wandritsch und die Kynsburg mit Krazpuzmalereien geschmückt.



Unterschriften zu darüber befindlichen Bildern gebildet haben. Ferner sind uns von den Resten einer Sgraffito-Quadrierung an dem alten Pfarrgebäude der Peter-Paulkirche Zeichnungen erhalten geblieben.

Vom Gasthause „Zum weißen Roß“, Kohlmarkt 22, und vom Hause Schloßstraße Nr. 3 (Eigentümer Glasermeister Liebig) kann man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie früher einmal mit Sgraffito-Malereien bedeckt waren, da auch hier nicht wahrscheinlich ist, daß die großen Wandflächen dieser ansehnlichen Renaissancegebäude ohne Schmuck geblieben sind, während schon die obengedachten einfachen Häuser Frauenstraße 35 und Peter-Paul-Platz 3 damit reich versehen waren. — Von anderen Häusern kann man es mit geringerer Sicherheit mutmaßen.

Wie weit die Kratzputzmalerei in Niederschlesien verbreitet war, erhellt u. a. daraus, daß in Löwenberg zwei schlichte Häuser des die katholische Kirche umgebenden Platzes vollständig mit flotten Kratzputzornamenten bedeckt waren, wie es sich jetzt, nachdem ein Teil des späteren Anputzes abgefallen ist, gezeigt hat. In Löwenberg und wahrscheinlich auch in anderen niederschlesischen Städten dürften bei zahlreichen Häusern unter der Putzschicht Sgraffito-Malereien verborgen sein, deren Aufdeckung dort wie in Liegnitz wesentlich zur Wiederherstellung des alten, schönen Stadtbildes beitragen würde. Hierzu die Anregung gegeben zu haben, wäre ein weiterer Gewinn der beim Wachtelkorbe aufgewandten Mühe.

Aber damit nicht genug. Wir möchten bei der Renovation alter Gebäude nicht stehen bleiben, sondern an die Wiederbelebung der Sgraffitokunst denken, die z. B. im Engadin noch jetzt wie vor Jahrhunderten geübt wird. Die Kratzputzmalerei ist bei unserem Klima zweifellos besonders geeignet, zur Belebung der äußeren Wandflächen unserer Häuser beizutragen. Die Kosten der Anwendung sind gering.

Welche prächtigen, künstlerischen Wirkungen dadurch erzielt werden können, zeigen besonders die Bauten der Stadt Prachatitz in Böhmen. In Schlesien war diese Kunst in der Zeit der Renaissance die heimische.

Die Privatleute in Stadt und Land, die städtischen Behörden und der Staat sind in gleicher Weise in der Lage, diese dekorative Kunst wieder lebendig zu machen. Ein neues frohes Leben würde damit in unsere heimische Baukunst seinen Einzug halten.

## Beiträge zur Geschichte der Besiedelung des Kreises Lüben.<sup>1)</sup>

Von Pastor Konrad Klose in Lüben.

### Abkürzungen:

- S. R. . . . Schlesiſche Regeſten bis 1333.  
L. F. . . . Liber Foundationis Episcopatus Vratislaviensis ed. Markgraf und  
Schulte; im Cod. dipl. Siles. XIV.  
Zimmermann . . . F. A. Zimmermann, „Beiträge zur Beschreibung von  
Schlesien“.  
Knie . . . L. G. Knie, Statiſtiſch-topographiſche Ueberſicht der Dörfer u. der  
Provinz Schleſien. II. Aufl. 1845.  
Meißen . . . A. Meißen, Urkunden ſchleſiſcher Dörfer. Cod. dipl. IV.  
Schirmacher . . . F. W. Schirmacher, Urkundenbuch der Stadt Liegnitz und  
ihres Weichbildes, Liegnitz 1866.  
Z. G. VI. . . . Zeiſchrift des Vereins für Geſchichte und Altertum Schleſiens,  
Bd. VI, Urkunden Herzog Ludwigs I. von Brieg 1—881.  
H. B. . . . Heyne, Geſchichte des Biſtums Breslau, Bd. I—III.

Zur Erklärung der Ortsnamen wurden verglichen:

- Heinrich Adamy, Die ſchleſiſchen Ortsnamen, Breslau 1889.  
Dr. Beyersdorf, Slawiſche Städtenamen in Schleſien, in „Rübezahl“, Schlef.  
Provinzialblätter 1872.  
Paul Heffner, Urfprung und Bedeutung der Ortsnamen im Stadt- und  
Landkreiſe Breslau. 1910.  
D. Koſſmane, Dorf- und Flurnamen im Landkreiſe Liegnitz (Mitteilungen  
des Geſchichts- und Altertums-Vereins für Stadt und Fürſtentum  
Liegnitz. Heft I).  
Konſtantin Damroth, Die älteren Ortsnamen Schleſiens. Beuthen 1896.  
Dr. Franz Mikloſiſch, Die ſlawiſchen Ortsnamen aus Appellativen.  
Wien 1874.

Der Kreis Lüben hat ſeine gegenwärtige Geſtalt in der Reorganisation der inneren Staatsverwaltung nach den Freiheitskriegen erhalten. In der friederizianiſchen Periode fehlte der ganze zum ehemaligen Fürſtentum Glogau gehörige Kreisteil, der durch die Feldmarken von Eiſemoſt, Gühliſchen, Böckey, Gläſersdorf und Parchau begrenzt wird. Auch Hummel, obwohl alter Liegnitzer Beſitz, war zum Glogauer Kreiſe geſchlagen. Wengeln gehörte zum Kreiſe Sprottau, Jakobsdorf zu Bunzlau, Buchwald, Lindhardt und Fuchsmühl zu Goldberg-Haynau, Polach zu Steinau. Hingegen waren dem Lübenener Kreiſe die Ortſchaften nördlich der

<sup>1)</sup> Siehe hierzu die Karte hinter Seite 176.



Katzbach und des Schwarzwassers angegliedert, welche in der österreichischen Zeit den dritten Liegnitzer Kreis bildeten. Die Kreisgrenze reichte also bis Herrndorf, Merschwitz, Pohlshildern, Bienowitz, Panten, Pfaffendorf, Rüstern und Langenwaldau.

Bei der Neuabgrenzung der Kreise in den Jahren 1815—20 wurden Herrndorf und Merschwitz bis 1816 dem Kreise Steinau einverleibt, von da ab bis 1819 wieder mit Lüben vereinigt. Im Jahre 1820 erhielt der Kreis seine gegenwärtige Begrenzung. Er umfaßt also außer dem eigentlichen Lübener Weichbilde Teile von Glogau, Sprottau, Bunzlau, Haynau, Liegnitz und Steinau. Die beigegebene Kartenskizze veranschaulicht die einzelnen Bestandteile.

Zur Zeit der deutschen Einwanderung bildete der Kreis keine politische Einheit. Die Besiedelung der einzelnen Kreisteile ist daher weder gleichzeitig noch nach gemeinsamen Gesichtspunkten erfolgt. Dementsprechend wird bei der Darstellung der Kolonisierung jeder Kreisteil für sich behandelt werden.

Auch bezüglich der Bodenbeschaffenheit bildet der Kreis kein einheitliches Ganze. Während in der östlichen Kreishälfte das Ackerland überwiegt, weist die westliche große Waldkomplexe auf. Hier beginnt die niederschlesische Heide. Von den 63.000 ha, die der Kreis an Flächeninhalt besitzt, sind 21.265 ha, also 33,7 % Wald.<sup>1)</sup> Zur Zeit der deutschen Einwanderung war der Waldbestand wesentlich größer. Davon zeugt eine Reihe von Ortsnamen, die deutlich auf Waldrodungen hinweisen, z. B. Buchwald, Buchwäldchen, Gühlichen, Guhlau, Herzogswaldau, Jauschwitz, Lindhardt, Seebnitz.<sup>2)</sup> Die große fränkische Hufe, welche auf unkultiviertes Waldland ausgetan wurde, ist direkt nur für Klaptau,<sup>3)</sup> Gr. Roßenau, Seebnitz<sup>4)</sup> und Kaltwasser<sup>5)</sup> bezeugt, dürfte aber auch sonst vielfach der Landverteilung zugrunde gelegt worden sein; finden wir sie doch nach den Angaben des lib. fund. fast überall in dem durch größere Fruchtbarkeit ausgezeichneten Haynauer Weichbilde. Wir gehen schwerlich fehl, wenn wir annehmen, daß der Lübener Kreis beim Beginn der deutschen Besiedelung etwa zur Hälfte, wenn nicht zu Zweidrittel mit dichten Wäldern bedeckt gewesen ist. Dafür spricht auch die Tatsache, daß in der vorgeschichtlichen Zeit und auch in der späteren slawischen Periode nur im östlichen Kreisteile und am äußersten Südrande umfang-

<sup>1)</sup> Gemeinde-Lexikon für die Provinz Schlesien 1887. Nach der „Statistischen Darstellung des Kreises Lüben 1863“ war im Jahre 1861 von 238.758 Morgen Flächeninhalt 86.801, d. i. 36,3 %, Waldbestand.

<sup>2)</sup> cf. die Ortsnamenerklärungen in dem beigegebenen Ortschaftsregister Seite 168 ff.

<sup>3)</sup> S. R. 2174a.

<sup>4)</sup> Urkte. 13.—19. Mai 1352 betr. Verleihung von Ländereien in Tirsebenicz und Coczenow an Heilmann von Bran. Schirmmacher Nr. 185.

<sup>5)</sup> Aussetzungsurkunde v. 8. 5. 1355 Staatsarchiv Rep. 28 O. A. Lindhardt.

reichere Siedelungen nachweisbar sind. Der größte Teil war unbewohnt.

Nur vereinzelt haben in prähistorischer Zeit menschliche Niederlassungen<sup>1)</sup> im Lübener Kreise bestanden. An sie erinnern die vorgeschichtlichen Begräbnisplätze bei Brauchitschdorf, Lerchenborn und Nieder Petschendorf, die zu den bedeutendsten in Schlesiens gehören, sowie vereinzelt Funde bei Kniegnitz, Klaptau, Gr.- und Kl. Krichen, Koslitz, Schwarzau, Lindhardt, Rimmersdorf, Talbendorf und Pilgramsdorf. Sie gehören größtenteils der Hallstätter Periode an, welche um den Beginn unserer Zeitrechnung angelegt wird. Als sich nach den Umwälzungen der Völkerwanderung slawische Stämme in Schlesiens niederließen, wurden jedenfalls die verlassenen Siedelungsgebiete der Vorbesitzer in erster Linie besetzt, da es den Slawen nicht bloß an Werkzeugen, sondern auch an Ausdauer zur Rodung der Wälder und Urbarmachung der Südländereien fehlte.

In welchem Umfange war der Lübener Kreis von Slawen bewohnt? Für die Beantwortung dieser Frage bieten Urkunden, Ringwälle, Fundstellen slawischer Altertümer und die Orts- und Flurnamen Anhaltspunkte. Wir besitzen eine Urkunde, welche die slawische Besiedelung des eigentlichen Lübener Weichbildes und des angrenzenden Liegnitzer Weichbildanteils deutlich erkennen läßt, die Konfirmation der Besitzungen des Klosters Trebnitz durch Papst Clemens IV. d. d. Biterbo 19. März 1267.<sup>2)</sup> Das zur Urkunde gehörige Ortschaftsregister geht offenbar auf eine ältere Vorlage zurück und gibt den Besitzstand des Klosters um die Mitte des XIII. Jahrhunderts wieder, also zu einer Zeit, wo die betreffenden Gebiete von der deutschen Einwanderung noch kaum berührt waren. Als die päpstliche Bestätigung eintraf, war die Germanisierung bereits in vollem Gange. Nach der päpstlichen Konfirmation stand dem Kloster Trebnitz der Zehnte aus folgenden Ortschaften des Lübener und Steinauer Gebietes zu: Stinavia (Steinau), Sedlce (Zedlitz), Cnegninice (Kniegnitz), Malnici (Mallnitz), Chrechim (Krichen), Comorovo (unsicher), Oset (Oßig), Swarci (Schwarzau), Rajova (Reichen), Scrisovo (Kreischau), Rasona (Ranschen), Costret (unsicher), Gifino (Geißendorf), Preiessino (Preichau?), Mezireche (Merschwitz), Clopotovo (Klaptau), Crechins

<sup>1)</sup> Laut Mitteilung des Herrn Dr. Seger in Breslau. cf. auch Dr. D. Mertins die hauptsächlichsten prähistorischen Denkmäler Schlesiens, Breslau 1891, und Karl Haupt, Heidnische Altertümer aus dem Lübener Kreise im „Neuen Lausitzischen Magazin“, Bd. 45, S. 250 ff. Zu Pilgramsdorf cf. Christian Stieff de urnis in Silesia Lignicensibus atque Pilgramsdorfiensibus Breslau 1704. Die dort beigegebenen Abbildungen zeigen den Hallstätter Typus. Die Ausgrabungen hatte 1694 Dr. Georg Anton Volkmann am sogenannten Schmirzeberg vorgenommen.

<sup>2)</sup> S. R. 1257.



(unsicher), Lubin (Altstadt), Chrostnik (Brauchitschdorf), Dsek (unsicher), Miloradici (Mühlrädliß), Gogolevici (Gugelwitz) Micojevici (Muckendorf), Scladovici (Ziebendorf), villa albi (Talbendorf). Hier handelt es sich ersichtlich um slawische Siedelungen; deutsche Namen fehlen gänzlich. Die einzelnen Ortschaften sind, wenn auch nicht immer ganz zuverlässig, zu rekognoszieren; nur bezüglich der Orte: Comorovo, Costret, Crechins und Dsek II sind wir auf Vermutungen angewiesen. Zu Hilfe kommt uns dabei das Urbarium des Klosters Trebnitz von 1410,<sup>1)</sup> welches die damals noch zehntpflichtigen Ortschaften aufzählt. Ein erheblicher Teil der früher genannten Dörfer war inzwischen ausgeschieden. Andererseits begegnen wir deutschen Dörfern, die in dem älteren Register fehlen oder nur mit ihrem slawischen Namen genannt sind. Jedenfalls ging bei der deutschen Neuaussetzung ursprünglich slawischer Orte die der alten Siedelung obliegende Verpflichtung auf den neuen Ort über. Man darf also unter den 1410 genannten deutschen Orten ehemalige slawische Dörfer vermuten; denn es ist nicht anzunehmen, daß das Kloster in späterer Zeit neue Verleihungen von Dezembezügen erhalten hat. Das Urbarium nennt im Lübener Gebiet folgende Dörfer: Gugelwitz, Mühlrädliß, Reichen, Dßig, Hertwigswalde, Dittersbach, Brauchitschdorf, Klaptau, Ziebendorf, Mallmitz, Kniegnitz, Gr. Krichen, Schwarzau, Talbendorf, Herinsindorf. Es erscheinen also hier neu: Herzogswaldau, Dittersbach, Herinsindorf. Da 1267 in der Nähe von Ranssen ein Ort „Costret“ genannt wird, wäre vielleicht an Herzogswaldau, bei dem vor Mühlrädliß erwähnten Dßig II an Dittersbach zu denken. Der Ort „Herinsindorf“ wird von Meitzen auf Herbersdorf gedeutet. Es liegt aber offenbar ein Lesefehler vor. Der Ort heißt Gernschindorf und ist auch sonst bekannt. Am 29. 8. 1363 wird Arnold von Geruschindorf erwähnt;<sup>2)</sup> in der Urkunde vom 27. 2. 1388<sup>3)</sup> erscheint der Ort in der Reihe folgender Dörfer: Barschau, Talberdorf, Czobegerdorf, Clapton, Kniegnicz, Gernschindorf, Golan, Dbir, Kezerfeld, Reynhardisdorf, Swarczaw, Koselicz, Jawschicz, die sämtlich im Lübener Weichbilde gelegen sind. Es kann sich bei Gernschindorf demnach nur um einen im nördlichen Teile des Weichbilds gelegenen Ort handeln, und es dürfte dabei nur Kl. Rinersdorf oder Pilgramsdorf in Frage kommen. Da ersteres, wie später nachgewiesen werden wird, erst im XVI. Jahrhundert entstanden ist, würde nur Pilgramsdorf in Betracht kommen, das allerdings schon 1376<sup>4)</sup> als Peregrini villa erscheint. Bekanntlich haben aber auch sonst die Namen gewechselt, und es wäre wohl möglich, daß Pilgramsdorf anfänglich Gern-

1) Bei Meitzen a. a. D.

2) Z. G. VI. Nr. 508.

3) Schirmacher Nr. 340.

4) Urkunde des Kardinals Johann zu St. Markus H. B. II 97.

schindorf geheißen hat. Das oben genannte Kezerfeld ist das jetzige Ober-Oberau. Schwer zu erklären bleiben Comorovo und Crechins in der Urkunde von 1267. Ersteres deutet Häusler<sup>1)</sup> auf Erlischt, Meizen<sup>2)</sup> auf Kammelwitz. Da es bei Krichen und Ossig genannt wird, wäre auch an das benachbarte Petschkendorf zu denken, zumal sich dort anscheinend eine größere vorge-schichtliche Siedelung befunden hat.

Ob bei Crechins an Klein Krichen zu denken ist, wie es Meizen und Häusler tun, erscheint zweifelhaft, da 1410 nur Groß Krichen genannt wird. Noch im XVII. und XVIII. Jahrhundert<sup>3)</sup> wußte man, daß Gr. Krichen früher Polnisch-Krichen geheißen hatte. Schon daraus wäre zu entnehmen, daß es die slawische, Kl. Krichen die deutsche Siedelung ist. Indes bleibt die Möglichkeit, daß hier schon in slawischer Zeit zwei fast gleichnamige Schwesterdörfer Crechim und Crechins vorhanden gewesen sind, bestehen. Ist doch die Feldmark von Gr.- und Kl. Krichen und Verchenborn eine der ergiebigsten Fundstellen prähistorischer Altertümer im Lübener Kreise und somit ein altes Siedelungsgebiet.

Mag im einzelnen manche Deutung anfechtbar sein, die Tatsache ergibt sich mit Bestimmtheit, daß im engeren Lübener Weichbilde in slawischer Zeit ca. 17 Dörfer bestanden haben: Altstadt, Samitz<sup>4)</sup>, Muckendorf, Gr. Krichen, Ossig, Klaptau, Schwarzau, Kniegnitz, Ziebendorf, Mallwitz, Gugelwitz, Talbendorf, Crechins (Kl. Krichen?), Comorovo (Petschkendorf?), Osek II (Dittersbach?), Costret (Herzogswaldau?), Gernschindorf (Pilgramsdorf? — slawischer Name unbekannt). Daß diese Ortschaften den nachmaligen deutschen Dörfern nicht annähernd gleichkamen, bedarf keiner Erörterung. Zwischen den einzelnen Siedelungen lag vermutlich noch viel unkultiviertes Land.

Zu den Zeugen der slawischen Vorzeit gehören auch die sogenannten Ringwälle, Zufluchtsstätten bei drohender Gefahr. Sie sind im Lübener Weichbilde nicht eben häufig. Mit Sicherheit ist nur die Schwedenschanze bei Gr. Krichen als Ringwall anzusprechen. Dort fand Pastor K. Haupt-Verchenborn ein Grabfeld mit unverbrannten Leichen.<sup>5)</sup> Spuren eines Ringwalles sind

<sup>1)</sup> Urkunden-Sammlung zur Geschichte des Fürstentums Ols 1888.

<sup>2)</sup> a. a. D.

<sup>3)</sup> Protokoll der Generalkirchenvisitation vom 19. 11. 1654 und Ehrhardt Perhyterologie IV, 673. Die Frage, ob in jedem Falle mit „Groß“ die deutsche, mit „Klein“ die slawische Siedelung bezeichnet wird, ist schwerlich generell zu beantworten. Da nicht bloß neue Dörfer angelegt, sondern auch bestehende neu ausgelegt wurden, und sich die Unterschiede zwischen alten und neuen Dörfern mehr und mehr verwischten, bildete sich der unterscheidende Zusatz „Groß“ und „Klein“ oft genug entsprechend der Ausdehnung der Dörfer.

<sup>4)</sup> l. u.

<sup>5)</sup> Laut Mitteilung des Herrn Dr. Seger-Breslau.



vielleicht in Schwarzau festzustellen, doch müßte erst durch Nachgrabungen der Beweis für diese Behauptung gebracht werden.<sup>1)</sup>

An der westlichen Peripherie des nachmaligen Lübener Weichbildes lag am Zusammenfluß des aus der Oberauer Gemarkung kommenden Kalten Bachs mit den Mallmitzer und Krichener Dorfbächen auf einer geringen, von Teichen und Sümpfen geschützten Erhebung ein herzogliches Kastell, die Burg Lobin; dort residierten als Stellvertreter des Herzogs und als höchste militärische, richterliche und Verwaltungsbeamte des Bezirks die Kastellane. Ein Kastellan Ulrich de Lobin wird 1226<sup>2)</sup> genannt, ein Kastellan Johannes von Lobin erscheint als Zeuge unter einer Urkunde des Paul, gen. von Uglanda vom 25. 5. 1259.<sup>3)</sup> Unmittelbar an das Burgterrain schloß sich der kleine Ort Samiz an, in dem, wie der Name andeutet,<sup>4)</sup> Knechte wohnten, welche zum Burggesinde gehörten. Unfern der Burg lag der Marktflecken Lobin oder Lubin, das heutige Altstadt. Daß es städtisch eingerichtet war, ergibt sich aus der Urkunde vom 23. 4. 1319,<sup>5)</sup> durch welche Johann von Steinau „antiquam nostram civitatem Lobin“, d. i. Altstadt, der inzwischen entstandenen neuen Stadt schenkte. Die Bezeichnung „civitas“ weist deutlich auf ein städtisches Gemeinwesen hin. Bemerkenswert ist es auch, daß die Altstädter Bauern von alters her bis zur Einführung der Städteordnung als Mitbürger von Lüben bezeichnet werden. Bei der Anlage der neuen Stadt wurde augenscheinlich den Grundbesitzern der alten Stadt als Äquivalent für die Einbußen, die sie erlitten, das Bürgerrecht in der neuen gewährt. Das slawische Lubin war trotz seines Marktrechts sicher ein sehr unbedeutender Ort.

In dem ehemaligen Liegnitzer Anteile des Lübener Kreises finden wir nur in der östlichen Hälfte an den Ausläufern der Waldgebiete slawische Siedelungen; am Nordrande des Waldes: Mührädlich, Reichen, Brauchitschdorf, Lerchenborn (?), am Südrande lassen sich Spuren slawischer Wohnstätten bei Würtsch und Buchwald nachweisen. An letzterem Orte<sup>6)</sup> wurden am Schloßberge kleine Gefäße und eiserne Geräte aus slawischer Zeit gefunden; bei Würtsch dürfte der Heidenberg auf frühere slawische Bewohner hinweisen. Auch in Lerchenborn<sup>7)</sup> wurden Gefäßreste aus dieser Periode mit eingestempelten Verzierungen gefunden. Bei Brauchitschdorf existierte ein Ringwall mit Steinumwehrung. Er wurde 1823

1) Der Kirchberg in Altstadt dürfte nicht den Ringwällen zuzurechnen sein.

2) Urkunde vom 17. 7. 1226 S. R. 310b. Die Urkunde ist vielleicht gefälscht.

3) S. R. 1027.

4) zamek = Burg; zameczny = zur Burg gehörig.

5) S. R. 3910. Weinhold „Die Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien“ ist ebenfalls der Ansicht, daß Altstadt Stadtrecht besessen habe.

6) Laut Mitteilung des Herrn Dr. Seger-Breslau.

7) Desgl.

bei dem Bau der Liegnitzer Chaussee zerstört.<sup>1)</sup> Ebendort befinden sich in der Nähe des Eichvorwerks alte Schanzen, die aber nicht den Ringwalltypus zeigen und deren Herkunft und Zweck noch nicht aufgeklärt ist. In der westlichen Hälfte des Liegnitzer Anteils sind bisher slawische Siedelungen nicht nachgewiesen worden; wenn auch Waldläufer und Grenzwärter die gewaltigen Wälder im Westen des Kreises durchstreifen mochten.

Auch der Glogauer Kreisteil war vor der deutschen Einwanderung aller Wahrscheinlichkeit nach von Wäldern und Sümpfen bedeckt und von Menschen kaum berührt. Höchstens die Heinzenburg könnte eine slawische Grenzfestung gewesen sein.<sup>2)</sup> Die Überlieferung,<sup>3)</sup> daß Heinrich I., der Gemahl der hl. Hedwig, die Heinzenburg aus einem Raubneft in ein herzogliches Kastell verwandelt habe, ist ohne jeden Untergrund. Was für einen Zweck ein Raubneft in einer menschenleeren Gegend haben soll, ist vollends unerfindlich.

Um das Bild der slawischen Besiedelung des Lübener Kreises zu vervollständigen, sind noch die Orts- und Flurnamen zu berücksichtigen. Sie bilden keine ganz zuverlässige Quelle. Man darf jedenfalls nicht ohne weiteres von dem slawischen Namen eines Orts auf dessen slawischen Ursprung schließen. Nachweislich tragen deutsche Gründungen slawische Namen, weil die deutschen Kolonisten den Namen der alten Siedelung übernahmen oder das neue Dorf so benannten, wie die eingewesenen Bewohner den Platz bezeichneten, z. B. Guhlau, Gühlichen u. a. Umgekehrt haben ursprünglich slawische Dörfer bei Aussetzung zu deutschem Rechte deutsche Namen erhalten, z. B. Brauchitschdorf, slawisch Chrostnik. Da aber im Lübener Kreise der slawische Besitzstand im ganzen einwandfrei nachzuweisen ist, bieten die Ortsnamen manche Bereicherung für das Gesamtbild. Das beigegebene Ortschaftsverzeichnis enthält auch die Erklärung der Ortsnamen, soweit eine solche möglich ist.

Eine Durchforschung der Flurnamen hat noch nicht stattgefunden. Nur einzelne, bekanntere seien herausgegriffen. Die mehrfach vorkommende Bezeichnung „Läufeberg“ ist aus dem slawischen *lysica* = unbewaldeter Berg entstanden, während „die Harte“ einen bewaldeten Hügel bezeichnet. Der Flurname „die Scheibe“ ist von *skiba* = fruchtbare Erdscholle abzuleiten.

<sup>1)</sup> Nach Angabe des Pastors Haupt-Verchenborn in Band 45 des Neuen Lausitzischen Magazins bestand der Wall in einer freisunden Mauer aus Feldsteinen, die in Höhe von 3–4 Fuß ohne Mörtel aufeinander geschichtet und von Rasen bedeckt waren; ringsherum lief ein Graben. Im Innern fanden sich viele Urnen, metallene Nadeln, viele Menschenknochen, verbranntes Getreide zc.

<sup>2)</sup> S. R. 5016 Urkunde vom 17. 4. 1331 «antiquus mons castri, qui vulgariter «ein burgwol» nuncupatur, in Heynczindorph.

<sup>3)</sup> cf. B. Burkert Chronik von Heinzenburg Seite 2.



Fassen wir die Ergebnisse der Untersuchung zusammen, so ist festzustellen, daß im eigentlichen Lübener Weichbilde eine größere Anzahl slawischer Dörfer vorhanden war, welche in der Kastellanei Lubin ihren Mittelpunkt hatten. In dem ehemaligen Liegnitzer Kreisteile haben nur am Nordost- und Südrande des Waldgebiets slawische Siedelungen bestanden, während in der westlichen Kreishälfte bisher slawische Ortschaften nicht nachzuweisen gewesen sind.

In dieses Gebiet mit seiner auf niedrigster Kulturstufe stehender Bevölkerung ergoß sich ein immer mehr anschwellender Strom deutscher Ansiedler, durch deren emsige Arbeit das Land bald ein völlig verändertes Aussehen erhielt. Für den Landesherrn war es in hohem Maße vorteilhaft, wenn die brachliegenden Kronländereien in Kultur genommen wurden und ihm einen bedeutenden Pachtzins abwarfen. Zudem bereitete ihm die Anlage neuer Dörfer und die damit verbundenen Auseinandersetzungen keinerlei Mühe. Er übergab das zur Besiedelung vermessene Land einem Unternehmer (locator), der es weiter zu verteilen hatte. Ihm lag es ferner ob, die Dorfanlage zu regeln, die Kolonisten heranzuziehen u. dgl. mehr. Dafür erhielt der Lokator gewisse Privilegien, vornehmlich die Scholtisei mit den dazu gehörigen zinsfreien Hufen, den Vorsitz im Dorfgericht, den dritten Teil der von diesem verhängten Straf gelder und andere Nutzungen. Erheblicher noch waren die Privilegien des Lokators einer Stadt. Ihm gebührte die Vogtei, zu deren Gerechtfame neben der Ausübung der niederen Gerichtsbarkeit gewisse Einnahmen von öffentlichen Instituten, z. B. von Brot- und Fleischbänken, Mühlen u. dgl. gehörten.

Wann ist der Lübener Kreis deutsch geworden? Die Chronisten von Curaeus an bis auf die Neuzeit berichten, daß Boleslaus altus im Jahre 1175 Lüben zur Stadt erhob, mit Mauern umgeben und mit besseren Gebäuden versehen habe. Die Quelle dieser Nachricht ist die *Chronica principum Polonie*;<sup>1)</sup> sie meldet: «Imperator . . . Boleslaum remisit ad patriam, qui reversus successu prospero Luben et Legnicz tunc construxit.» W. Schulte<sup>2)</sup> hat überzeugend nachgewiesen, daß diese Angabe eine tendenziöse Fälschung im Interesse der nachmaligen Brieg-Lübener Herzogslinie ist. Das *Chronicon Polono-Silesiacum*<sup>3)</sup> berichtet das gleiche Faktum von Lähn: «Boleslaus . . . veniens edificavit castra Len et Legnicz.» — Ebenso dürfte W. Schulte<sup>4)</sup> recht haben,

1) *Script. rer. Siles.* I, 98.

2) W. Schulte „Die politische Tendenz der *Chronica principum Polonie*“ 1906.

3) *Script. rer. Siles.* I, 17 u. 24.

4) W. Schulte „Deutsche Städtegründungen u. Stadtanlagen in Schlesien“ unterscheidet 3 Kolonisationsperioden: I. bis zum Mongoleneinfall (Löwenberg, Goldberg, Neumarkt u. a.). II. vom Mongoleneinfall bis zum Tode Heinrichs III.

wenn er Lüben zu den Städten rechnet, welche nach 1273 entstanden sind, als es sich darum handelte, vorhandene Lücken in der Besiedelung auszufüllen. Der absolut schlüssige Beweis für diese Behauptung ist allerdings nicht zu führen, da das Urkundenmaterial aus dem XIII. Jahrhundert für den Lübener Kreis sehr gering ist. So muß der Versuch gemacht werden, die Richtigkeit der obigen Annahme auf anderem Wege zu erhärten und damit zugleich ein Bild von dem mutmaßlichen Verlauf der deutschen Besiedelung des ganzen Kreises zu gewinnen. Dabei sind die einzelnen Kreisanteile, die von 1273 bis in das erste Drittel des XIV. Jahrhunderts verschiedenen Landesherren unterstanden, gesondert zu behandeln.

### 1. Das Lübener Weichbild.

Es lag nicht in der Tendenz der damaligen Kolonisation der Ostmark, eine Stadt für sich allein zu begründen oder isolierte Dörfer zu schaffen, sondern man war bestrebt, ein ganzes zusammenhängendes Gebiet, etwa einen Kastellaneibezirk, der Einwanderung deutscher Kolonisten zu erschließen und die entstandenen deutschen Gemeinden zu einem rechtlichen und wirtschaftlichen Ganzen zusammenzufassen, dessen Mittelpunkt die Stadt bildete. Dort hatten die Bewohner der umliegenden Dörfer die Zentrale für Warenaustausch und Rechtsbelehrung. Von vornherein waren Stadt und Land auf einander angewiesen. Eine Stadt ohne einen Ring deutscher Dörfer wäre kaum existenzfähig gewesen, da den städtischen Handwerkern die Käufer gefehlt hätten. Ebenso bedurften die deutschen Dorfsassen der Stadt, wo sie Markt und Recht (*forum et iudicium*) finden konnten. So entstand das Weichbild. Anfänglich verstand man darunter das Stadtgebiet, für welches der Erbvogt der zuständige Richter war. Im weiteren Sinne wurde als Weichbild der Bezirk bezeichnet, über den der Landvogt und später der Hofrichter die Gerichtsbarkeit ausübte. Im allgemeinen mag sich das Lübener Weichbild innerhalb der Grenzen des alten slawischen Kastellaneibezirks gehalten haben, doch haben einzelne Grenzverschiebungen stattgefunden.

Als König Johann von Böhmen und Markgraf Karl am 22. August 1339 Lüben an Boleslaus von Liegnitz veräußerten,<sup>1)</sup> wurden „*villae de districtu Rudensi ad eundem districtum Lubinensem coniunctae*“ dabei inbegriffen. Vermutlich handelte es sich um die Dörfer Talbendorf, Barschau, Pilgramsdorf, welche von nun an mit dem Lübener Weichbilde vereinigt blieben. Mit dem

oder Konrads von Glogau † 1273 (Liegnitz, Glogau, Steinau, Sprottau u. a.). — III. bis zum Anfange des XIV. Jahrh. (Haynau, Lüben, Pargwitz, Gührau, Raudten u. a.).

<sup>1)</sup> Grünhagen—Markgraf Lehnsurkunden I Nr. 7 S. 309.



benachbarten Liegnitzer Gebiet scheinen in späterer Zeit einige Grenzberichtigungen erfolgt zu sein. Braunau gehörte zeitweilig zu Liegnitz,<sup>1)</sup> wird aber seit dem XVI. Jahrhundert endgültig zu Lüben geschlagen. Nach dem dreißigjährigen Kriege erscheint Kl. Krichen, das nach Angabe der Dreidingrelation von 1614<sup>2)</sup> dem Lübener Weichbilde zugerechnet war, dem Liegnitzer III. Kreise zugewiesen,<sup>3)</sup> auch Teile von Gr. Krichen werden dahin gerechnet, während umgekehrt Teile von Brauchitschdorf zu Lüben gehören. Die beigegebene Kartenskizze gibt die Weichbildgrenzen entsprechend der Homannschen Karte um 1730 wieder. Für die Siedelungsgeschichte dürften diese Grenzverschiebungen um so weniger ins Gewicht fallen, als zur Zeit der deutschen Kolonisation der Lübener und Raudtener Distrikt unter einem Landesherrn vereinigt waren.

Nur zwei Orte des Lübener Weichbildes werden urkundlich im XIII. Jahrhundert als deutsche Gemeinwesen bezeugt: Klaptau 1291<sup>4)</sup> und Lüben 1295.<sup>5)</sup> Die übrigen erscheinen erst im XIV. Jahrhundert. Doch ist die erste urkundliche Erwähnung eines Ortes nicht entscheidend für sein Alter, da gerade aus der ältesten Zeit viele Urkunden verloren gegangen sind. Im Liber foundationis, dessen Angaben den Status um 1305 wiedergeben, sind nur Lüben, Petschkendorf und Gugelwitz verzeichnet. Die großen Lücken finden darin ihre Aufklärung, daß die Ortschaften des Weichbilds von altersher dem Kloster Trebnitz zehntpflichtig waren und daher für den Bischofszehnten nicht in Betracht kamen. Immerhin ergibt sich aus den spärlichen urkundlichen Zeugnissen die Tatsache, daß im Lübener Weichbilde um 1290 deutsche Siedelungen bestanden haben. Erwägen wir ferner, daß die Besiedelung in größeren geschlossenen Bezirken erfolgte, so werden wir uns auch von vornherein die Stadt Lüben von einem Kranz deutscher Dörfer umgeben denken dürfen, die annähernd gleichzeitig mit ihr entstanden waren. Das Beispiel Klaptaus beweist, daß von Anfang an gerade die alten slawischen Siedelungen deutsches Recht erhalten haben, und jedenfalls auch durch Zuzug deutscher Kolonisten vergrößert worden sind. In dem damaligen letzten Abschnitte der großen Germanisierungsperiode war man sicher nicht mehr spröde, deutschrechtliche Einrichtungen auf slawische Orte zu übertragen; hatten doch auch slawische Grundherren deren Nutzen längst erkannt. Wir gehen schwerlich fehl, wenn wir annehmen, daß die meisten

1) Staatsarchiv Rep. 3 QBB. Nr. 728 Urkde. v. 24. 11. 1443 „Braunau im Liegnitzischen“. Rep. 28, III 12 h S. 56 Urkde. v. 4. 12. 1535 „Braunau im Lübnischen Weichbilde“.

2) Staatsarchiv Rep. 201b Liegnitz XIX. 118.

3) z. B. Staatsarchiv Rep. 28 VIII 1 K. im Steuerkataster um 1700.

4) S. R. 2174a.

5) S. R. 2376 In Klaptau beweist die Erwähnung fränkischer Hüfen, in Lüben die des Erbvogts das Vorhandensein deutschen Rechts.

der alten Slawendörfer im Lübener Reichsbilde um 1290 deutsches Recht besessen haben.

Der Lübener Distrikt gehörte bis 1273 zu dem Glogauer Gesamtfürstentume, welches Glogau, Sagan, Wohlau, Steinau und andere Gebiete umfaßte. Nach dem Tode Konrads I. von Glogau, um 1273, wurden Sagan, Sprottau, Lüben und Steinau von dem Hauptfürstentum abgezweigt und zum Fürstentum Steinau vereinigt. Landesherr wurde der Sohn Konrads, Primko, der am 26. Februar 1289 bei Siewierz fiel. Als er die Regierung übernahm, waren weite Gebiete seines Fürstentums noch wenig bewohnt und kultiviert. Das eigentliche Steinauer Reichsbild<sup>1)</sup> war der Kolonisation bereits erschlossen; auch Sprottau<sup>2)</sup> war schon deutsch. Aber die Brücke zwischen dem westlichen und östlichen Teile des Fürstentums, der Lübener Distrikt, war noch nicht mit deutschen Ansiedelungen besetzt. Es liegt also die Annahme nahe, daß Primko die Kolonisierung dieses Bezirks energisch betrieben haben wird, und daß diese etwa um 1280 eingesetzt haben mag. Ungefähr gleichzeitig mag sie im Raudtener Gebiet begonnen haben. Nach den Angaben des Liber fundationis finden wir dort um 1300 deutsche Dörfer.<sup>3)</sup> Etwas später erbaute Primko im Sprottauer Reichsbilde in der Richtung auf Lüben eine Stadt, die er nach seinem eigenen Namen Primkenau nannte. Vielleicht trug der frühe Tod des Herzogs, vielleicht das wald- und sumpfreiche Terrain daran schuld, daß hier die Kolonisierung nur langsame Fortschritte machte. Zur Zeit der Anlegung des Liber fundationis waren die Verhältnisse im Primkenauer Distrikt noch völlig ungeordnet,<sup>4)</sup> die meisten Orte waren noch abgabensfrei, nur bei Wengeln und Weißig wird bemerkt: „libertas iam expiravit“.

Die vorstehenden Ausführungen erheben nicht den Anspruch, die Frage nach dem Zeitpunkt des Beginns der deutschen Einwanderung im Lübener Reichsbilde endgültig zu lösen, aber sie dürften es doch wahrscheinlich machen, daß er in die Regierungszeit Primkos, etwa in das Jahrzehnt 1280—1290 fällt. Dabei bleibt selbstverständlich die Möglichkeit bestehen, daß noch im XIV. Jahrhundert manche Lücke ausgefüllt worden ist; erscheinen doch mehrere Ortschaften zum ersten Male erst in der Zeit Ludwigs I. Verhältnismäßig gering ist die Zahl der im Neu-

1) Steinau 1259 S. R. 1014. Zedlitz 1257 S. R. 987. Thiemendorf 1286 S. R. 1972. Dammitzsch u. Geißendorf 1287 S. R. 2027.

2) Sprottau 1260 S. R. 1067. Ebersdorf 1273 S. R. 1421. Rüdersdorf 1273 S. R. 1421. Küpper 1260 S. R. 1067. Leschen desgl.

3) L. F. E. Glogau: Nährschütz, Gurfau, Mühlgast, Nistitz, Brödelwitz, Queiffen u. a. Raudten bestand nachweislich um 1300.

4) L. F. E. Glogau Nr. 105—115: Krampf, Buchwald, Petersdorf, Langen, Kl. Gläfersdorf, Wolfersdorf zc. cf. ebenda B. registrum Wratislaviense B. 125—129.



lande angelegten Dörfer. Es sind: Barschau, Guhlau, Koslitz, Jauschwitz, Keizerfeld,<sup>1)</sup> Oberau, Rinersdorf. Doch können auch Orte wie: Dittersbach, Herzogswaldau, Kl. Krichen, Pilgramsdorf genuin deutsche Siedelungen sein. Als urkundlich bezeugte deutsche Dörfer erscheinen die Ortschaften des Lübener Weichbildes in folgender Reihenfolge zum ersten Male: Klaptau 1291, Lüben 1295, Braunau 1303, Gugelwitz 1305, Petschendorf 1305, Gr. Rinersdorf 1317, Altstadt 1319, Ziebendorf 1322, Mallwitz 1349, Kl. Krichen 1356, Herzogswaldau, Ossig, Barschau 1357, Gr. Krichen 1359, Guhlau, Keizerfeld, Koslitz, Kniegnitz, Oberau 1360, Schwarzau 1362, Dittersbach 1364, Mudendorf 1366, Pilgramsdorf 1376, Jauschwitz, Talbendorf 1388, Samitz 1516. Dabei sei erneut darauf hingewiesen, daß die erste urkundliche Erwähnung häufig belanglos für das Alter des Orts ist. Die übrigen meist kleinen Ortschaften des Weichbildes sind Gründungen aus späterer Zeit.

## 2. Der ehemalige Liegnitzer III. Kreis.

Der südliche Kreisteil, der ehemalige dritte Liegnitzer Kreis, gehörte von altersher zum Liegnitzer Weichbilde und Fürstentum. Er war und ist noch heute vorwiegend Wald- bzw. Heidegebiet und war in slawischer Zeit nur wenig besiedelt. Die deutsche Besiedelung des Gebiets erfolgte in zwei zeitlich von einer geschiedenen Perioden und entbehrte der Planmäßigkeit und Einheitlichkeit. Es fehlte von Anfang an die zentral gelegene Stadt; rechtlich und wirtschaftlich blieb das Gebiet an Liegnitz angegliedert, doch suchte der westliche Teil mehr Anschluß nach der Hainauer Seite.<sup>2)</sup>

Den ersten Spuren der deutschen Kolonisation begegnen wir hier auf dem schmalen Streifen alten Kulturlandes am Nordrande der Heide, wo sich bereits slawische Dörfer befanden. Chrostnik<sup>3)</sup> wurde 1259 zu deutschem Rechte ausgesetzt und tauschte dabei den neuen Namen Brauchitschdorf ein, Mühlrädlich ist 1298<sup>4)</sup> deutsch; auch Gr. Reichen dürfte als deutsches Schwesterdorf neben

<sup>1)</sup> Z. G. VI 226. 22. 2. 1360 drei Brüder von Ceslansdorf zu Keizerfeld — ebenda 16. 3. 1366 Nr. 630: Keizerfeld bei Oberau — Staatsarchiv Rep. 3. L. B. W. Nr. 779. 30. 11. 1397: Köczerfeld, gelegen am Ende des Dorfes Dbir, — Schirmacher Nr. 340 27. 2. 1388 uffem Keizerfelde. — Rep. 28. O. A. Lüben I Registrum annorum von 1516 Johannes Dibicz auf Keizerfeld. Dies die letzte nachweisliche Erwähnung. Es kann nur Ober-Oberau gemeint sein, das noch zur Zeit der Kirchenvisitation von 1654 nach Lüben eingepfarrt war. Keizerfeld leistete auch an die Lübener Pfarre Dezemabgaben.

<sup>2)</sup> Rep. 28 O. A. Seebnitz. Seebnitz stand im Braurbar mit einer Anzahl Hainauer Dörfer.

<sup>3)</sup> S. R. 1011.

<sup>4)</sup> S. R. 2497.

dem slawischen Kl. Reichen um diese Zeit bestanden haben. Wir gehen kaum fehl, wenn wir annehmen, daß diese Dörfer an der Peripherie des Liegnitzer Gebiets zwischen 1250—1260 deutsch geworden sind. In diesem Jahrzehnt wurde das Liegnitzer Weichbild der Kolonisation erschlossen.<sup>1)</sup>

Im Westen des Liegnitzer Anteils begegnen wir am Ausgange des XIII. Jahrhunderts nur zwei Siedelungen: Kozenau und Seebnitz. Die Burg Kozenau wurde 1297<sup>2)</sup> von Bolko von Schweidnitz zur Sicherung des Haynauischen Gebietes erbaut. Auch Seebnitz<sup>3)</sup> mag in den neunziger Jahren desselben Jahrhunderts entstanden sein. Auffallend bleibt die isolierte Anlegung des Dorfes. Der Lib. fund. kennt keine der benachbarten Ortschaften. Vielleicht ist hier die Siedelungstätigkeit durch kriegerische Verwickelungen ins Stocken geraten. Damals tobte der Kampf um das Erbe Heinrichs IV. von Breslau. — Heinrich III. von Glogau hatte es seinem Vetter Heinrich V. von Liegnitz überlassen müssen. Als es ihm durch Verrat gelungen war, seines Nebenbuhlers habhaft zu werden, zwang er ihn durch grausame Haft zu bedeutenden Landabtretungen. Auch das Haynauer und Bunzlauer Gebiet fiel damals an Glogau und damit wohl auch der westliche Teil des Lübener Kreises. Es scheint, daß der nachmalige Kozenauer Distrikt ursprünglich zu Haynau gehörte; erst später wurden beide gegen einander abgegrenzt.<sup>4)</sup> — Nach dem Tode Heinrichs von Liegnitz übernahm Bolko von Schweidnitz die Fürsorge für die unmündigen Kinder des Bruders und nötigte Heinrich von Glogau zur Herausgabe von Haynau und Bunzlau. Damals wurde die Burg Kozenau angelegt. Vielleicht hat Heinrich von Glogau begonnen, das eroberte Gebiet zu kolonisieren, um es damit dem Glogauer Stammfürstentume fester anzugliedern. Möglicherweise war Seebnitz dazu bestimmt, der Mittelpunkt eines größeren Komplexes deutscher Dörfer zu werden. Es scheint wenigstens frühzeitig gewisse städtische Einrichtungen besessen zu haben.<sup>5)</sup> Wahrscheinlich wurde damals die Heinzenburg angelegt, um die Verbindung des Glogauer Herzogtums mit dem Haynau-Bunzlauer Anteil zu sichern. Leider lassen hier

<sup>1)</sup> Liegnitz 1252, Parchwitz 1255, Dahme 1254, Wangten 1259, Spitteldorf 1266, Bienowitz 1279, Rüstern 1281, Waldau 1283, Bärsdorf 1287 u. Die Jahresdaten geben die erste urkundliche Erwähnung an.

<sup>2)</sup> cf. M. Gerlach Chronik der evang. Kirche von Kozenau.

<sup>3)</sup> Lib. fund. D. 39.

<sup>4)</sup> Bei der Teilung zw. Benzel und Ludwig von Liegnitz 23. 7. 1359 wurde festgesetzt, daß fortan das Schwarzwasser die Grenze zwischen Haynau und Kozenau sein sollt. Schirmmacher Nr. 214.

<sup>5)</sup> Am 13. 3. 1409 konfirmiert Benzel v. Liegnitz den Verkauf von Seebnitz mit allen Handwerken, Schuster-, Bäcker- und Schmiedewerken an Hans von Rothkirch; Staatsarchiv Rep. 28. O. A. Seebnitz 1.



die Quellen völlig in Stich; so sind z. B. die Wechselbeziehungen zwischen Gr. und Kl. Kogenua noch ungeklärt. —

Der ca. 40 km lange und im Mittel 5—6 km breite Streifen Heidegebiet von Kriegheide bis Mühkrädlich wies am Beginn des XIV. Jahrhunderts nur vereinzelte Ortschaften auf. Erst um die Mitte des Jahrhunderts wurden hier die Lücken ausgefüllt, wie die Aussetzungsurkunden von Kaltwasser und Lerchenborn ergeben. Ersteres wurde 1355<sup>1)</sup>, letzteres 1354<sup>2)</sup> und zwar beide im Neulande — zu deutschem Rechte ausgesetzt. Es darf mit einiger Sicherheit angenommen werden, daß um diese Zeit auch Buchwäldchen, Fauljoppe, Krummlinde, Spröttchen, Sabitz und Würtschelle gegründet worden sind. Gr. Kogenua wird schon etwas früher erwähnt. Krebsberg und Michelsdorf sind vielleicht erst nach den Hussitenkriegen entstanden. Bei der Länderteilung Wenzels und Ludwigs am 23. 7. 1359<sup>3)</sup> werden sie nicht genannt. Aus noch jüngerer Zeit stammen die übrigen meist kleinen Dörfer dieses Gebiets.

### 3. Der ehemals zum Glogauer Fürstentum gehörige Kreisteil.

Auch dieser Teil des Kreises Lüben dürfte schwerlich vor dem Anfange des XIV. Jahrhunderts von deutschen Kolonisten besiedelt worden sein. Nach dem Lib. fund. ist der Polkwitzer Distrikt um 1300 bereits der Einwanderung geöffnet.<sup>4)</sup> Polkwitz, Logisch, Töppendorf, Kunzendorf, Buchwald, Ransdorf werden als deutsche Siedelungen erwähnt. Der Primkenauer Bezirk ist in der Kolonisierung begriffen. Krampf, Petersdorf, Langen, Kl. Gläfersdorf, Lauterbach, Wengeln, Weißig sind vorhanden;<sup>5)</sup> die im Lübener Kreise gelegenen ehemaligen Glogauer Dörfer fehlen sämtlich. Es ist daher kaum angängig, ihre Entstehung früher als in den Anfang des XIV. Jahrhunderts zu datieren. Die Heinzenburg mag, wie bereits erwähnt, noch in den neunziger Jahren des XIII. Jahrhunderts von Heinrich III. von Glogau erbaut worden sein. Vielleicht war er es auch, der den Anfang damit machte, das umliegende Land mit Dörfern zu besetzen. Urkundlich erscheinen sie zum ersten Male in dieser Folge: Wengeln — zu Sprottau gehörig — um 1305,<sup>6)</sup> Gläfersdorf<sup>7)</sup> 1324, Gühlichen, Heinzendorf<sup>8)</sup> 1331, Petersdorf<sup>9)</sup> 1332, Eifemoß, Herbersdorf und Parchau<sup>10)</sup> 1376.

1) S. 5. 1355 Staatsarchiv Rep. 28 D. A. Lindhardt.

2) ebenda D. A. Lerchenborn. Urkde. 13. 1. 1354.

3) Schirmmacher Nr. 214.

4) L. F. E 199—214.

5) L. F. E 105—15 bezw. B 125—129.

6) L. F. E 113 B 127.

7) S. R. 4330.

8) S. R. 5016.

9) S. R. 5122.

10) H. B. II 97 Urkunde des Kardinals zu St. Marcus v. 14. 1. 1376.

Die übrigen Ortschaften sind späteren Ursprungs. Übrigens fehlte auch in diesem Bezirk eine Weichbildstadt. Daß Heinzendorf von Anfang an als Stadt eingerichtet gewesen ist, wie Burfert annimmt,<sup>1)</sup> wird durch die von ihm angezogene Urkunde nicht erwiesen; schon der Name spricht für den ursprünglichen Dorfcharakter. Vermutlich hat der an die Burg grenzende Teil des Dorfs in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts, als die Landesherren gelegentlich auf dem Schlosse weilten, Stadtrecht erhalten. Für den Haushalt des Schloßherrn war ein benachbartes Städtchen erwünscht; für die weitere Umgebung hat es schwerlich größere Bedeutung gewonnen. Es gehörte auch nicht zu den Städten, welche ein Weichbild hatten.

#### 4. Teile anderer Fürstentümer bzw. Weichbilder, die jetzt zum Kreise Lüben gehören.

Am äußersten Westen des Kreises liegt Jakobsdorf, das mit seiner kleinen Gemarkung zum Weichbilde Bunzlau gehörte und später Bunzlauer Kämmereidorf wurde. Nachweislich war es schon am Ende des XIV. Jahrhunderts vorhanden.<sup>2)</sup> Dasselbe gilt von Polach, das ursprünglich im Wohlauer Fürstentum gelegen war. Es wird 1394<sup>3)</sup> zum ersten Male erwähnt. — Die drei Dörfer, welche in altem Haynauer Gebiet liegen: Buchwald, Lindhardt und Fuchsmühl sind von verschiedenem Alter. Ersteres wird um 1305<sup>4)</sup> erstmalig genannt und dürfte zu der Zeit entstanden sein, in der die Kolonisation des Haynauer Weichbildes einsetzte, etwa zwischen 1280—90.<sup>5)</sup> Vermutlich war bereits eine slawische Siedelung vorhanden. Lindhardt wurde zwischen 1353 und 1409 angelegt. Als Herzog Ludwig am 15. 7. 1353<sup>6)</sup> Hof und Dorf Buchwald an die Brüder Heinrich und Fritsche Landskron verkaufte, waren dabei die Waldungen vom langen Forst bis zum tiefen Grund, von dort bis zum Lintberge, vom Lintberge bis zum Herzogsbrunnen und alles, was zwischen Lintberg und Schwarzwasser lag, inbegriffen. Damals war der Lintberg noch Waldgebiet, während 1409<sup>7)</sup> dort Dorf und Gut Lindhardt vor-

1) Burfert, Chronik von Heinzenburg. Urkunde v. 17. 4. 1331. S. R. 5016. antiquum montem castrī, qui vulgariter ein burgwol nuncupatur, in Heynczindorph cum tota villa ibidem. — villa heißt Dorf. Die Urkunde unterscheidet nur die Burg und das Dorf Heinzendorf.

2) Breslauer Stadtarchiv H. S. B. 53 II § 3842 20./6. 1398 Benešch v. Donnyn erhält Jakobsdorf.

3) cf. Söhnel, Beiträge zur Geschichte der evangelischen Pfarrkirche in Raudten S. 84.

4) L. F. D 38.

5) Haynau 12./8. 1288. S. R. 2083.

6) Staatsarchiv Rep. 28. O. A. Lindhardt.

7) Staatsarchiv Rep. 28. 28./7. 1409 Verkauf von Gut und Dorf Lindhardt an Hans Gawan.



handen war. Fuchsmühl wird erst am Beginn des XVII. Jahrhunderts genannt<sup>1)</sup> und ist vermutlich im Laufe des XVI. Jahrhunderts angelegt worden.

### 5. Ergebnis.

Die bisherigen Untersuchungen lassen ein ziemlich klares Bild von der grundlegenden deutschen Besiedelung des Lübener Kreises gewinnen. Zeitlich wird sie begrenzt durch die Gründungsjahre von Brauchitschdorf und Kaltwasser 1259 und 1355. Im Laufe dieser hundert Jahre hat sich die Kolonisation etappenweise vollzogen. Die frühesten Anfänge sehen wir in vereinzelt Dorfgründungen auf ehemalig Liegnitzer Gebiet (Brauchitschdorf, Mühlräditz); es folgte das Lübener Weichbild von 1280—1300 und etwa gleichzeitig damit die Schaffung fester Stützpunkte im Westen des Kreises (Kohenaus und Heinzenburg) und die Anlage einzelner Dörfer dort und im Süden (Buchwald, Seebnitz, Wengeln). Nach dem Beginn des XIV. Jahrhunderts setzte die Kolonisation des Glogauer Anteils ein, und später wurden im Liegnitzer und Hainauer Gebiet Lücken ausgefüllt. Damit war in der Hauptsache die Besiedelung abgeschlossen, wenn auch einzelne Neugründungen in noch späterer Zeit erfolgten. Die Hussitenkriege berührten den Lübener Kreis nur wenig; zweimal standen die feindlichen Scharen vor Lüben, ohne es einnehmen zu können. Deshalb waren auch die Wunden, welche hier diese Kämpfe schlugen, nicht so schwer wie anderwärts. Es ist jedenfalls nicht nachzuweisen, daß im Kreise Dörfer infolge der Hussitenstreifzüge untergegangen sind, oder daß neue Dörfer unter ihrer Nachwirkung entstanden sind. Wenn Krebsberg<sup>2)</sup> und Michelsdorf<sup>3)</sup> urkundlich erst nach den Kriegen erscheinen, so kann dies zufällig sein. Eine wesentliche Verschiebung in der Dichtigkeit der Bevölkerung haben die Hussitenkriege im Lübener Kreise nicht herbeigeführt.

Für die Anfänge der Kolonisation des Lübener Kreises interessiert die Frage, wie sich das Verhältnis der zugewanderten Deutschen zu den eingewohnten Slawen gestaltete. In dem eigentlichen Lübener Weichbilde mischte sich deutsches und slawisches Volkstum wenn auch nicht zu gleichen Teilen so doch in der Weise, daß eine beträchtliche slawische Minorität den Deutschen gegenüberstand. Daß das deutsche Element mit seinem numerischen Übergewicht, seiner größeren Betriebsamkeit und höheren Intelligenz das slawische wirtschaftlich überflügelte und nach Sprache, Sitte und Kultur in sich aufnehmen würde, war von vornherein zu

<sup>1)</sup> Staatsarchiv Rep. 28. VIII. 1. s. 1612 ist Fuchsmühl im Besitze der von Hohberg'schen Erben. Nach Sinapius besaß es die Familie Hohberg schon 1540.

<sup>2)</sup> 1474.

<sup>3)</sup> 1474.

erwarten. In welchem Zeitraum hat sich aber dieser Prozeß vollzogen? Bei dem Mangel an Quellen lassen sich hierüber nur Andeutungen machen.

Daß die Aussetzung eines Dorfes zu deutschem Rechte kein Beweis dafür ist, daß auch seine Bevölkerung deutsch geworden ist, erkennt man gerade im Lübener Weichbilde mit vollkommener Klarheit. Wurde doch hier die deutsche Dorfverfassung einer Reihe slawischer Orte übertragen, wobei jedenfalls gleichzeitig deutsche Kolonisten herangezogen wurden, um die erweiterte und nach Hufen vermessene Dorfflur in rationeller Weise auszunützen und die deutschrechtlichen Ordnungen handhaben zu können. Die slawischen Rechtsordnungen gingen frühzeitig unter, so fehlen z. B. im Lübener Weichbilde alle Spuren vom Fortbestehen der alten slawischen Zaude, während sie sich im Glogauer Fürstentume bis zur preußischen Besitzergreifung hielt. Die polnische Kastellanei schwand ebenfalls im Lübener Weichbilde sehr bald, da die deutsche Einwanderung ihrer Gerichtsbarkeit den Boden entzog. Der Kastellan Marcus erscheint zum letzten Male 1314; <sup>1)</sup> schon 1324 <sup>2)</sup> begegnen wir dem Burggraf Rykuz und um die Mitte des Jahrhunderts den Hauptleuten. So waren die slawischen Rechtsverhältnisse in kurzer Zeit aufgelöst und durch deutsche Verfassungs- und Rechtsordnungen ersetzt. Das Volkstum leistete indes zäheren Widerstand. In den zahlreichen Urkunden aus der Zeit Ludwigs I. begegnen uns einzelne Namen polnischer Edelleute; z. B. Moroschta, die Witwe des Peczco Lepske in Czobgendorf; <sup>3)</sup> Dobirca, <sup>4)</sup> die Gemahlin des Heinrich von Sar in Petschendorf; Maczo und Tokusch Zholna und des ersteren Gemahlin Wychna in Crechan; <sup>5)</sup> Jeklo Kurdbug in Kniegniz; <sup>6)</sup> Nekusch Czebelen in Czobegersdorf <sup>7)</sup> u. a. Vermutlich wurde der angeesehene polnische Adel durch Verheiratung mit deutschen Adelsfamilien schnell germanisiert. Im Volke hielt sich wohl slawische Sitte und Sprache länger, aber sie hat schwerlich die dritte Generation überdauert. Mit dem Ablauf des XIV. Jahrhunderts war vermutlich der Germanisierungsprozeß abgeschlossen.

### Die Bewegung der Bevölkerung des Kreises bis zur preußischen Besitzergreifung.

Drei Faktoren vornehmlich haben im Mittelalter einen entscheidenden Einfluß auf die Bevölkerungsdichtigkeit der deutschen Länder ausgeübt: die zahlreichen Epidemien, der dreißigjährige

<sup>1)</sup> S. R. 3449.

<sup>2)</sup> S. R. 4381.

<sup>3)</sup> Z. G. VI. Nr. 228 1./3. 1360.

<sup>4)</sup> Z. G. VI. Nr. 234 16./3. 1360.

<sup>5)</sup> Z. G. VI. Nr. 245 22./7. 1360.

<sup>6)</sup> Z. G. VI. Nr. 281 2./12. 1360.

<sup>7)</sup> Z. G. VI. Nr. 412 30./9. 1362.



Krieg und der Niedergang des Bauernstandes, der den Übergang bäuerlichen Besitzes in die Hände der Gutsherren begünstigte. Wie weit diese drei Umstände auf die Bevölkerungsziffer des Lübener Kreises eingewirkt haben, läßt sich naturgemäß nicht statistisch nachweisen. Jedoch fehlt es nicht an einzelnen Angaben, die es ermöglichen, ein ungefähres Bild von den Verhältnissen zu gewinnen.

Die erste Nachricht vom Grassieren der Pest in Lüben gibt Henel;<sup>1)</sup> er berichtet: „Anno 1396 incolarum numerus a grassante contagione magnopere fuit imminuta“. Hundert Jahre später — 1497 — meldet das Goldberger Stadtbuch<sup>2)</sup> von einem „Sterbyn in Liegnitz, Lobin, Glogau, Steyn z.“ Da aber längst nicht alle Epidemien, welche die Stadt und jedenfalls auch ihre Umgebung heimsuchten, überliefert sind, ist anzunehmen, daß in den genannten hundert Jahren noch manches Sterben stattgefunden haben wird. Das XVI. Jahrhundert war reich an Pestjahren; 1514,<sup>3)</sup> 1516,<sup>4)</sup> 1552<sup>5)</sup> und 1558<sup>6)</sup> grassierte die Seuche. Im letztgenannten Jahre forderte sie sovieler Opfer, daß in Lüben ein neuer Kirchhof vor dem Steinauer Tore angelegt werden mußte. 1567/68<sup>7)</sup> trat die Pest von neuem auf; der Liegnitzer Bürgerschaft wurde daher jeder Verkehr mit der infizierten Nachbarstadt untersagt. Die Nachricht, daß die Krankheit fast sämtliche Einwohner hinweggerafft habe, ist sicher übertrieben.<sup>8)</sup> Von der Pestepidemie, die 1571/72 herrschte, meldet Kluge, daß sie 1400 Personen den Tod gebracht habe.<sup>9)</sup> Im Taufregister der ev. Kirche begegnen uns vereinzelt Hinweise auf das Wüten der Krankheit; so wird von einer im Spital an der Pest darniederliegenden Wöchnerin am 15./9. 1572 berichtet, daß sie keine Paten habe erhalten können; von den Angehörigen eines am 10./10. 1572 getauften Kindes heißt es: „omnes peste perierunt“. — Auch 1585 und 1599 waren Pestjahre.<sup>10)</sup> Im XVII. Jahrhundert erhalten wir durch die Totenregister genauere Angaben über die Gesundheitsverhältnisse.<sup>11)</sup> Die Pocken traten sehr häufig auf und forderten in den Jahren 1609, 1615, 1616, 1617, 1621 und 1627 zahlreiche Opfer. Geradezu furchtbar jedoch räumte die

1) Silesiograph. VIII, 299.

2) Sturm, Geschichte der Stadt Goldberg 1888, S. 66.

3) Bericht der Landesältesten des F. L. (1739) Staatsarchiv Rep. 28 VIII 2 f.

4) Anie u. Melcher I. Aufl. 1832.

5) Anie u. Melcher I. Aufl. 1832.

6) Anie u. Melcher I. Aufl. 1832.

7) Thebesius, Lieg. Jahrb. III, 152, 2.

8) Fischer u. Studart, Zeitgeschichte der Städte Schlesiens 1820.

9) Schles. Jubelpriester 1763 (Stephan Bockshammer).

10) Bericht der Landesältesten, cf. Nr. 3 der vorigen Seite.

11) Die Totenregister beginnen 1607 und sind lückenlos vorhanden. Die Taufbücher beginnen 1559.

Pest in den Jahren 1630—34 unter der Bevölkerung in Stadt und Land auf. Über ihr Wüten in der Lübener Parochie besitzen wir sehr sorgfältige Aufzeichnungen von der Hand des damals amtierenden Glöckners Matthias Berndt, der die Namen der von der Seuche hinweggerissenen Gemeindeglieder, sofern sie mit kirchlichen Zeremonien bestattet wurden, in ein besonderes Pest-Totenbuch eintrug. Für die einzelnen Jahre ergeben sich folgende Zahlen:

1630 . . .	118	peste extincti	+	206	sonstige Todesfälle
1631 . . .	550	„	„	288	„
1632 . . .	106	„	„	268	„
1633 . . .	1147	„	„	374	„
1634 . . .	995	„	„	251	„

Zus.: 2916 peste extincti + 1387 sonstige Todesfälle = 4303  
 In gleichem Zeitraume wurden getauft . . . . . 951  
 Mithin mehr gestorben als getauft . . . . . 3352

Nicht alle Verstorbenen waren Lübener Gemeindeglieder. Gerade damals trieben Durchmärsche und Streifzüge der Truppen viele Landleute aus der Nachbarschaft in die Stadt, die ihnen größeren Schutz bot als die Wälder. Eingerechnet sind in der oben genannten Zahl auch 39 Personen „theils Soldaten, theils fremdes Paurenvölklein, so auf den Straßen und umb die Stadt todgefunden“ (1633). Aber das Gros der 4303 Verstorbenen sind Lübener Kinder oder Einwohner der eingepfarrten Dörfer Guhlau, Klaptau, Kniegnitz, Mallwitz, Muckendorf, Samitz, Ziebendorf. Man geht jedenfalls nicht fehl, wenn man den Verlust an Gemeindegliedern etwa auf die Hälfte der vor dem Kriege vorhandenen Seelenzahl der Parochie berechnet. In den 20 Jahren von 1598 bis 1617 betrug der Durchschnitt der Geburten in der Parochie 182 (Stadt 143, Land 39); in den 13 Jahren von 1607 bis 1619 betrug der Durchschnitt der Todesfälle 158 (Stadt 136, Land 22). Die Zahlen entsprechen ungefähr denen für die Zeit 1821/40 (183 Geburten, 133 Todesfälle); in diesen Jahren betrug die Seelenzahl der evangelischen Kirchgemeinde im Durchschnitt 4509 (2505 in der Stadt, 2004 in den Dörfern). Dieser Zahl dürfte die Bevölkerungsziffer der Stadt und der 7 eingepfarrten Dörfer vor dem dreißigjährigen Kriege annähernd gleichkommen. Indes ist zu berücksichtigen, daß damals das Land schwächer bevölkert war als 1821/40. Es kamen 1598/1617 bei 182 Geburten auf die Stadt 143, auf das Land 39; hingegen 1821/40 bei 183 Geburten auf die Stadt 109, auf das Land 74. Nach diesem Maßstab wäre die Einwohnerzahl der Stadt vor dem Kriege auf 3543, die der Dörfer auf 906 zu berechnen. Daß sie damit nicht zu hoch angegeben wird, ergibt sich schon daraus, daß vor dem Kriege der Geburtenüberschuß nur 13% (1821/40: 27%) betrug.



Wenn sich trotz größerer Sterblichkeit die Geburtenziffer auf der Höhe von 182 erhielt, so ist die Seelenzahl der Parochie sicher größer gewesen als 1821/40, wo die Sterblichkeit viel geringer war. Vermutlich zählte Lüben vor dem Kriege ca. 4000, die sieben Dörfer 1200 Seelen. Nach dem Kriege — in den Jahren 1650/1669 — betrug der Durchschnitt der Geburten 124, und zwar in der Stadt 87<sup>1</sup>/<sub>2</sub>, auf dem Lande 36<sup>1</sup>/<sub>2</sub>; der Durchschnitt der Sterbefälle 96, in der Stadt 73, auf dem Lande 23, das bedeutet eine Abnahme von 33%, und zwar für die Stadt 40%, für die Dörfer 7%. Das platte Land bevölkerte sich rascher als die Stadt. Die Gutsherren bedurften der Arbeiter, um die verwüsteten Äcker wieder in Kultur zu bringen.

Wie erheblich die Pest auch in der Umgebung von Lüben wütete, beweisen folgende Zahlen: Es starben 1633 in der Parochie Dittersbach-Herzogswaldau ca. 120, in Thiemendorf 234<sup>1)</sup>, in Mlitsch 33<sup>2)</sup> Personen an der Seuche.

Die letzte Heimsuchung durch die Pest erfolgte in den Jahren 1656—58, doch hielt sich die Sterblichkeit wenigstens in der Stadt auf mäßiger Höhe. Man nannte diese Epidemie daher die kleine Pest. Immerhin forderte sie an manchem Orte zahlreiche Opfer. Ein erschütterndes Bild von ihrem Wüten liefert uns der Bericht des Lübener Rentschreibers Hildebrand<sup>3)</sup> vom 15. 8. 1656 über seine Revision des Gutes Koslitz, das Balthasar von Rechenberg gehört hatte. Auf Grund des Berichtes des Vogtes stellte der Rentschreiber fest, daß 26 Personen in der Gemeinde an der Pest verstorben waren, auf dem Gutshofe 7: die Frau, 3 Jungfern, der Sohn, der Herr und eine Magd, „welche alle in dem garten begraben. Wegen des übelen Begraben hat sich also verhalten, daß eine Tochter als auch der Sohn von dem Vater, also Herr Rechenberger selbst, ohne Sarg begraben worden, indem er auf den Sarg, so er selber zu Mlitsch bestellet, nit so lange warten wollen, der gleich über dem Zuscharren selber gebracht worden; und soll aber der alte Herr Rechenberg über dem Grabe zu machen und dem Begraben sein müde geworden, daher er nicht gänzlich den Sohn vergraben in Meinung, auf den Morgen selbes vollends zu verrichten, er sich aber darüber auch eingelegt, und sollen der Leiche die Arme noch rauß gelangt haben. Nach tödlichem Abfall aber Herrn Rechenbergs ist hernach, daß also itzt nit die geringste Gefahr noch Geruch zu merken, diese gedachte Leiche, als der Herr begraben worden, durch den Kretschmer zugleich vollends recht begraben worden. Herr Rechenberg ist von Herrn Georg Lucke ein Sarg gesendet worden. Aus dem anderen Vorwerke ist der Hof-

1) Söhnel, Geschichte der evang. Kirche in Raudten, S. 55.

2) Söhnel, Geschichte der evang. Kirche in Raudten, S. 55.

3) Staatsarchiv Rep. 28 O. A. Koslitz.

mann, 2 Jungen, die Schäfern und ein ander Weib gestorben, und sind also noch, wo die Herrschaft gewohnet, gar ein altes schwaches Weib und eine junge Magd, so eines Bauern Tochter, der auch Vatter, Mutter, Geschwister alles gestorben, noch am Leben.“

Seit 1658 blieb Stadt und Kreis Lüben von der Pest verschont. Pocken und Kinderkrankheiten kehrten freilich noch häufig wieder und ließen die Sterblichkeitsziffer stark emporschnellen.

Was die Pest auf dem platten Lande übrig gelassen hatte, wurde durch die Stürme des dreißigjährigen Krieges auseinandergesprengt oder fristete ein armseliges Dasein. Ein ungefähres Bild von den Verwüstungen, welche der Krieg im Lübener Kreise angerichtet hat, vermögen wir aus den Protokollen der Kirchenvisitation<sup>1)</sup> im Fürstentum Liegnitz in den Jahren 1654/5 zu gewinnen, obwohl damals die schlimmsten Schäden bereits beseitigt waren. Ergänzungen bieten die Verzeichnisse<sup>2)</sup> der Landstände über die durch den Krieg verursachten wirtschaftlichen Schäden im Liegnitzer Fürstentume von 1638 und 1649. Der Gesamtschaden im Lübener Weichbilde, verursacht „durch militärische pressuren, extorsionen und spesen“, belief sich auf 790.619 fl. 16 kr. 3 hl.<sup>3)</sup> Bereits im Jahre 1638 waren die Verluste an Vermögen sehr erheblich. Die „Beschreibung und spezificirter Ausweis über den Zustand des Steuerwesens im Fürstentume Liegnitz vom 25./2. 1638“ bietet folgende Angaben von Steuerausfällen:

I. bei der Ritterschaft		II. bei den Städten	
	rtl. gr.		rtl. gr.
Seebnitz . . . . .	815 18	Lüben (innerhalb der	
Al. Krichen . . . . .	1084 —	Ringmauer 63, . .	2845 —
Krummlinde . . . . .	400 —	außerhalb in der	
Gr. Reichen . . . . .	1195 —	Vorstadt 91 wüste	
Dittersbach = Herzogs =		Häuser) . . . . .	1329 —
waldau . . . . .	2285 —	Altstadt 8 abge =	
Gugelwitz . . . . .	200 —	brannte und rui =	
Kniegnitz . . . . .	317 —	nierte Bauerngüter	
Petschendorf . . . . .	2000 —	mit 4 Gärten . . .	710 —
Gr. Rinersdorf . . . .	596 —	Zusf. 4884 —	
Al. Rinersdorf . . . .	250 —		
Zauschwitz . . . . .	147 —	III. bei der Bauernschaft	
Zusf. 9289 18			rtl. gr.
		Kaltwasser . . . . .	240 —
		Würtsch . . . . .	495 —

1) Bresl. Stadtarchiv Hs. R. 2440.

2) Staatsarchiv Rep. 28 F. L. VIII 2f. acta betr. die von den Dominien ausgekauften Bauernhufen 1737—1740; I. Verzeichnis v. 25./2. 1638; II. Verzeichnis v. 10./7. 1649.

3) Scholz, Chronik von Haynau.



	rtl.	gr.		rtl.	gr.
Seebnitz . . . . .	176	18	Schwarzau . . . . .	200	—
Kl. Krichen . . . . .	123	—	Herzogswaldau . . . . .	300	—
Lerchenborn . . . . .	160	—	Dittersbach . . . . .	400	—
Brauchitschdorf . . . . .	350	—	Gugelmwiz . . . . .	170	—
Kalkofen . . . . .	80	—	Mallwitz . . . . .	61	—
Mühlrädlich . . . . .	188	—	Ziebendorf . . . . .	160	—
Gr. Reichen . . . . .	800	—	Ostzig . . . . .	800	—
Braunau . . . . .	322	—	Petschkendorf . . . . .	1500	—
Oberau . . . . .	500	—	Pilgramsdorf . . . . .	80	—
Samitz . . . . .	200	—	Zauschwitz . . . . .	53	—
Klaptau . . . . .	100	—			
				Zusf.	7458 18

Die schwersten Drangsale trafen den Kreis aber erst von 1639 bis 1642, als die Schweden sich in Beuthen a. D. festsetzten und unaufhörliche Vorstöße gegen die Kaiserlichen, welche Liegnitz behaupteten, machten.

Es erübrigt sich, die einzelnen Ortschaften des Kreises durchzugehen; sie haben nicht alle in gleichem Maße gelitten, auch fehlen vielfach nähere Angaben. Fast überall waren, wie die Visitationsprotokolle melden, die Wiedemutländereien verstraucht; sie waren auch 1654 nur zum Teil wieder urbar gemacht. In Brauchitschdorf war der Pfarrhof verbrannt, in Lerchenborn wurde er von der Herrschaft von Boß bewohnt, deren Gutshof in Trümmern lag; der Pastor mußte mit dem Kirchschreiber dessen Haus teilen. Die Gemeinde zählte 1654 erst 40 Personen. In Kl. Kogenau hatte 15 Jahre lang kein Mensch gewohnt, es zählte 1654: 37 Wirte, Kriegheide 23, alle „blutarne Leutlein“. In Gr. Rinersdorf war ebenfalls der Pfarrhof abgebrannt, man hatte aus Not ein Freihaus zum Pfarrhaus gemacht. Kl. Rinersdorf lag völlig wüste; die Besitzerin Frau Barbara von Busewon hielt sich in Gr. Rinersdorf bei einem Gärtner auf. Die Visitatoren entwerfen von ihr ein wenig schmeichelhaftes Bild: „Ein solch böjer Wurm ist uns im ganzen Fürstenthum bey diesem actu Visitationis nicht vorkommen, die gar keines Menschen mit ihrem ungewaschenen Maule verschonen kann und will.“ Schwarzau zählte einige 80 Seelen; hier lagen mehrere Bauernhöfe wüst; in Gugelmwiz war der Pfarrhof verschwunden, der Pfarrer wohnte in der Schmiede, die Gemeinde bestand aus 12 Familien, also etwa 70 Leuten. In Ostzig waren von den früheren 19 Bauern noch 9 vorhanden; in Petschkendorf waren Kirche und Turm ganz ausgebrannt. Chor und Sakristei hatte man notdürftig gedeckt, um dort Gottesdienst halten zu können; Bänke und Taufstein fehlten, die Kanzel war aus rohen Brettern schlecht zusammenge schlagen. Das Küsterhaus war verschwunden, das Pfarrhaus inzwischen neu erbaut. Viele Güter lagen wüst; die Gemeinde

zählte 15 Familien, also etwa 80—90 Seelen. Gr. Heinzendorf, Herbersdorf und Neudorf<sup>1)</sup> waren geraume Zeit ganz verödet. Hier war die Heizenburg, die zeitweilig den Zankapfel zwischen Schweden und Kaiserlichen bildete, das Verderben für die ganze Umgegend.

Die Rittergüter waren in den letzten Jahren des Krieges kaum noch angebaut worden; meist waren die Besitzer geflohen und hatten Amtleute zurückgelassen. Im Jahre 1649<sup>2)</sup> waren Kl. Kokenau, Lindhardt, Spröttchen, Fauljoppe, Mühlkrädlig, Buchwäldchen, Braunau, Kniegnitz noch unbewohnt; andere, wie Gr. und Kl. Reichen, Gugelwitz, Talbendorf waren öde und wüst. Auf einzelnen Gütern begann man wieder etwas anzubauen, doch war z. B. Gottfried von Haugwitz auf Ziebendorf aus Mangel an Geld nicht dazu imstande. Daß es bei den Bauern und sonstigen Dorfbewohnern noch übler bestellt war, liegt auf der Hand. Ihre Lage wurde dadurch verschlimmert, daß sie von den Herrschaften zu ungemessenen Hofediensten herangezogen wurden. So klagten sämtliche Eingepfarrten von Kaltwasser, „daß sie Tag für Tag ohne Aufhören zu Hoffe gehen und also das Ihrige am Sonntage schaffen müßten, sonderlich in der Erndte-Zeit, wosern sie nicht sambt den Ihrigen verhungern wolten; — bevoraus die Kaltwasser, Wirtscher und Heller Leuthe, welche anoch Sonntags und in vorgewesenen Bußtagen zu Hoffe fahren und Bothschaft lauffen mußten, hätten ein und das andere Mahl sich geweigert, wären darüber mit Gefängnis bestraft, und nunmehr damit bezwungen worden, daß sie alles thun mußten, was nur immer befohlen würde, dahero aber erfolget, daß kein Mensch mehr alhero kauffen und einwohnen wolle; wüßten gegenwärtig nicht, wie sie ihr Leben zubringen sollten, und käme die Heiligung des Sabbaths oder Sonntagsfeyer gar ihnen nichts zustatten. Item daß Ihnen die Kinder zu Hoffe genommen würden, ehe sie recht bethen gelehret, geschweige daß sie lesen oder schreiben erlernen könnten. Wenn sie können 6 oder 7 Jahr werden, müßten sie schon zu Hoffe Hünen, Gänse zc. hüten, und hierwider helffe nichts, obgleich die Eltern selbstn ihrer zum höchsten in ihrer Nahrung Bedürffende seyn. Hernach wüchsen die Kinder ohne alle Zucht wie das Viehe bei demselben auf, würden zu allem Bösen durch die Gesellschaft verleitet.“ — Die Petschkendorfer Bauern baten die Visitatoren inständig um einen einzigen Tag in der Woche, an dem sie die eigene Arbeit verrichten könnten, damit sie nicht das Ihrige am Sonntage verrichten müßten. Ähnlich mag es anderwärts ausgesehen haben. Dabei darf man die Herrschaften nicht ohne weiteres wegen ihrer Rigorosität ver-

<sup>1)</sup> cf. Burkert, Chronik von Heizenburg S. 17.

<sup>2)</sup> f. o. Verzeichniss v. 10./7. 1649.



urteilen. Sie befanden sich selbst in einer Zwangslage. Die Dorfbewölkerung war so zusammengeschmolzen, daß man nicht mehr imstande war, mit den vorhandenen Kräften die Gutsländereien zu bestellen. Umso mehr mußten die wenigen Dorfleute herangezogen werden.

Ein weiteres Moment, welches zum Sinken der Bevölkerungsziffer besonders auf dem Lande beitrug, war das Auskaufen von Bauernhufen durch die Grundherren, oder, wie man es später technisch bezeichnete, der Übergang des Rusticale in das Dominicale. Dieser Prozeß erreichte nach dem dreißigjährigen Kriege seinen größten Umfang; begonnen hatte er schon früher. Die Urkunden aus der Zeit Ludwigs I. lassen erkennen, daß bereits im XIV. Jahrhundert vielfach Bauernhufen ausgekauft wurden. Im XV. Jahrhundert wurde dies begünstigt durch die Entvölkerung des Landes in den Hussitenkriegen.<sup>1)</sup> Im XVI. Jahrhundert vollends wurde das Bauernlegen in großem Maßstabe betrieben. Bedingt war es durch das wirtschaftliche Emporkommen des Ritterstandes und den sozialen Niedergang des Bauernstandes, der in Mittel- und Süddeutschland zu revolutionären Erhebungen führte. Die wachsende Zahl der Hofdienste hat sicherlich auch dazu beigetragen, die Landbewohner von der Scholle zu lösen. Sie schlugen Haus und Hof los und zogen in die Stadt, um dort das Proletariat zu vermehren. So vollzog sich langsam aber sicher besonders im XVI. und XVII. Jahrhundert eine starke Entvölkerung des platten Landes.

Kl. Rinersdorf wurde aus mehreren Bauergütern, die Heinrich von Busewoy 1569 zusammenkaufte,<sup>2)</sup> gebildet und Neuforge genannt. In Kniegnitz kaufte Heinrich von Lemberg in Koslitz um 1540 das Bauergut des Stephan Tauchritz und erweiterte es durch Zukauf andern Bauernlandes zu einem Ritteritz.<sup>3)</sup> Ebendort erwarb um 1570 Friedrich von Loß mehrere Bauergüter, um daraus ein Vorwerk zu bilden.<sup>4)</sup> In Pilgramsdorf entstand ein Wolf von Zedlitz um 1605 mehrere Bauergüter und schuf daraus ein zweites Dominialgut.<sup>5)</sup> Das gleiche war schon früher in Zieboldsdorf durch Sigmund von Langenau geschehen.<sup>6)</sup> Auch sonst dürften die im XV. und XVI. Jahrhundert auftauchenden zweiten und dritten Rittergüter in den Dörfern zumeist durch Ankaufen von Bauergütern entstanden, jedenfalls aber durch Zukauf von Rustikalland vergrößert worden

1) So der Bericht der Landesältesten von 1739. cf. das Folgende.

2) Staatsarchiv Rep. 28 O. A. Rinersdorf.

3) Staatsarchiv Rep. 28 O. A. Kniegnitz.

4) Staatsarchiv Rep. 28. III. 15. K. 193.

5) Rep. 28 O. A. Pilgramsdorf.

6) Rep. 28 O. A. Lüben I Acta, betreffend Einkünfte der Kirche zu Lüben 1516.

sein. Die Durchsicht der Landbücher könnte hierfür noch weiteres Material ergeben. Nach dem dreißigjährigen Kriege drängten die Verhältnisse mit Notwendigkeit zu solchem Verfahren. Überall lagen Bauergüter wüste; weite Ländereien waren herrenloses Gut geworden. Da war es selbstverständlich, daß die Grundherren ihre Hand auf die von Sträuchern und Unkraut bedeckten Äcker legten und sie in eigene Bewirtschaftung nahmen. In Krebsberg-Gr. Koggenau<sup>1)</sup> befanden sich vor dem Kriege 106 Bauer- und Gärtnerstellen, nach dem Kriege kaum 60. Nach einem Bericht des Amtmanns Christoph Rösner der Familie von Schlopp vom Mai 1657 waren dort sehr viele wüste Bauergüter gewesen, namentlich seitdem die Armee des General von Golz dort gelegen. Damals wurden viele Häuser abgerissen und verbrannt. Später wollte niemand wieder aufbauen. Da haben dann teils Amtleute, teils Bauern bald da, bald dort ein Stück der wüsten Äcker und Wiesen an sich genommen, mit oder ohne Vorwissen der Gerichte. Ähnliches mag auch in andern Orten geschehen sein; und es darf uns nicht wundernehmen, wenn dabei den Gutsherren der Löwenanteil zufiel.

Die Vorwerke und Rittergüter schossen seit 1650 überall wie Pilze aus der Erde;<sup>2)</sup> Seebnitz zählte 5 Dominien, Kniegnitz 4, Brauchitschdorf 3, Gr. Krichen und Braunau 2 usw. In Muckendorf bildete Sigmund Gerstmann aus bäuerlichem Besitz das Dominium Ober Muckendorf, in Brauchitschdorf wurden außer dem Eichvorwerk noch 2 weitere Vorwerke durch Zusammenlegung von Bauernhufen geschaffen, in Altstadt wurde aus 4 wüsten Bauergütern das städtische Kammereivorwerk gebildet. Auch hier würde die Nachprüfung der Landbücher diese Reihe noch wesentlich vergrößern. In der nachfolgenden Tabelle ist der Versuch gemacht, soweit die Quellen es zulassen, den Prozeß des Übergangs des Bauernlandes in den Dominiabesitz zur Darstellung zu bringen. Für den ehemaligen Glogauer Kreisteil fehlte das Material. Nur von 2 Dörfern — Kaltwasser und Lerchenborn — kennen wir den ursprünglichen Umfang der Dorfgemarkung.

**Anzahl der Bauernhufen: I. Erste bekannte Angabe: a) bei der Aussetzung, b) im Urbarium des Klosters Trebnitz (bei Meißen a. a. D.), c) im Registrum annonarum ecclesiae parochialis in Loben 1516 Rep. 28 O. A. Lüben I Acta betr. Rechnungen. II. Verzeichnis landesherrlicher Gefälle aus der Zeit von 1570 bis 1600 Rep. 28 VIII 1a—1c bzw. VIII 1f. III. Verzeichnis der**

<sup>1)</sup> Staatsarchiv Rep. 28 O. A. Krebsberg.

<sup>2)</sup> Das folgende ist zumeist den Landbüchern des F. L. oder dem Aktenmaterial aus Rep. 28. VIII. 1 entnommen.



Huben im Liegn. Fürstentume, so die Bauern besitzen um 1600  
 Rep. 28 VIII 1g. IV. Verzeichnis der Ritterdienste und Husen  
 im Fürstentume Liegnitz saec. 1600—1613 Rep. 28 VIII 1e.  
 V. Steuerkataster um 1700 Rep. 28 VIII 1k. — Die Angaben der  
 Steuerindiction aus V.

Ort	Hufenzahl f. o.					Nach IV (um 1613) Zahl der				Indiction der Ritter- schaft	desgl. der Bauern- schaft	
	I	II	III	IV	V	Bauern	Gärtner	Häusler	sonstigen Gehobner			
Altstadt . . . . .	c) 33		24	24	?	14	6	2				Üben
Barschau . . . . .			3	3 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	?	3	2	—		504		—
Braunischdorf . . . . .	b) 30	17,6	15	17,6	10,9	5	22	6	1	2079		326
Braunau . . . . .		35,8	32,6 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	32,6 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	32,6 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	29	4	13	10*	1351,32		968,4
Buchwald . . . . .				?	?	—	12	1		1600		—
Buchwäldchen . . . . .				0,9	?	1	5	—		1056		13
Dittersbach . . . . .	b) 30		14,8 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	15,6	14,8 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	15	1	3		1768		514
Fauljoppe . . . . .		2,3		2,3	?	3	—	4	1	825,24		51,12
Fuchsmühl . . . . .				nur einige Ruten	noch Ruten	—	9	—	2	800		—
Gugelwitz . . . . .	b) 17	33	20,6	15,6	17	6	5	—	1	530		140
Guhlau . . . . .	c) 30			nur einige Ruten	noch Ruten	7	—	2	—	292		25
Herzogswaldau . . . . .	b) 7		31,3	31,3	19	19	2	2	—	1858		330
Hummel . . . . .				?	?					1030		—
Jauschwitz . . . . .			9,6	9	0,6	3	1	—	2	147		53
Kaltwasser . . . . .	a) 4	8		8	3	11	4	3	—	1755		425
Klaptau . . . . .	b) 13 c) 13		8	8	8	8	—	—	—	740		160
Kniegnitz . . . . .	b) 52 c) 47		21,6	18,9	18	9	8	—	—	1117		983,13
Koslitz . . . . .	c) 16	10 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	8	8	?	10	1	1	1	350		116
Kozenau Gr. . . . .		24	24	24	12	?				1700		1090,17
Kozenau Kl. . . . .				2	?	21	17	—	—	3130		80
Krebsberg . . . . .		16,2		?	cf. Kozenau	1	16	—	—	1809,19		cf. Gr. Kozenau
Krichen Gr. . . . .	b) 50		32	34	32	34	1	2	3	1715		795
Krichen Kl. . . . .			6	6	6	7	—	2	—	1084		323
Kriegheide . . . . .				?	?	—	18	22	—	Kl. Kojs.		Kozenau
Krummlinde . . . . .		1		?	?	4	5	—	2	655		89
Perchenborn . . . . .	a) 40	11,5	11,5	11,5	11	17	8	3	1	1447		554
Pindhardt . . . . .			1,9	1,9	?	cf. Wärtisch				744		—
Wallmitz . . . . .	b) 50 c) 47	32,9	30	30	33,6	18	2	9	1	—		1216
Michelsdorf . . . . .		14,4		14,4	3	17	12	12	1	—		333
Muckendorf . . . . .	b) 11		1	1	?	1	—	6	—	200		—
Mühlkraditz . . . . .	b) 32		13,9	13,9	13,9	14	15	—	1	1200		488

\* Halbhufner.

Ort	Hufenzahl i. v.					Nach IV (um 1613) Zahl der				Subdittion der Ritter- fl.	besgl. der Bauern- schaft
	I	II	III	IV	V	Bauern	Gärtner	Häuser sonstigen Bewohner	fl.		
Oberau . . . . .		26,11 <sup>1</sup> / <sub>4</sub>	26,11 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	26,11 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	18	20	4	7	1	1250	890
Dffig . . . . .	b) 30		21,7 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	21,7 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	21,7 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	19	8	6	3	1200	900
Petzel-Rynast					?	—	6	4	—	—	—
Pettschendorf			30	30	30	19	5	6	2	4296	1004
Pilgramsdorf		20 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	14	14,6	7 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	11	2	1	—	1022	228
Reichen Gr. . . . .	b) 16	2,2	1,3	2,6	?	1	9	—	—	1186	53
Reichen Kl. . . . .		2		?	?	?				300	—
Rinnersdorf Gr.		9,5	9,5	9,5	?	7	6	—	1	596	74
Rinnersdorf Kl.			4,6	4,6	?	—	10	—	—	250	—
Sabitj . . . . .		9	9	9	9	17	10	—	—	805	606
Samitz . . . . .	b) 11		11	11	11	4	—	4	—	—	554
Schwarzau . . . . .			17	17	17	11	—	—	—	1140	254
Seebnitj . . . . .			16	16	8	67	57	107	—	1735,18	672,18
Spröttchen . . . . .		3,3		3	0,12	6	15	—	1	1000	212
Talbendorf . . . . .		4,9	2	2	2	3	2	2	1	300	116
Würtsch-Helle . . . . .		9	9	9	8	14	6	—	—	—	683
		inft. Lind- hardt				inft. Lindhardt					
Ziebendorf . . . . .	b) 33										
	c) 22	9,1 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	6,9	6,9	6,9	6	3	3	—	1000	260

Die Ruten sind der Einfachheit wegen dezimal geschrieben; zur Hufe gehörten 16 Ruten.

Wie groß war die Hufe? M. Treblin<sup>1)</sup> berechnet die große Hufe auf 13—46 ha, die kleine Hufe auf 12—17 ha. Nun scheint sich später das Bedürfnis nach einem festeren Maßstabe geltend gemacht zu haben. Im Steuerkataster<sup>2)</sup> des Fürstentums Liegnitz aus dem letzten Drittel des XVII. Jahrhunderts findet sich die Bemerkung: „Feldmaß in Schlesien und andern angrenzenden Ländern“. Folgende Maße werden angegeben: 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Bresl. Ellen = 1 Rute; 1 Morgen = 30 Ruten lang und 10 Ruten breit; 1 Hube = 30 Morgen, 50 Ruten lang = ein Gewende zc.; nb. an etlichen Orten machen 50 Ruten lang und 16 Ruten breit ein Gewende, und 12 Gewende machen eine Hube. Hier ist die Hube um <sup>3</sup>/<sub>4</sub> Gewende oder 2 Morgen größer denn sonst. Bei guter Gelegenheit machen 30 Morgen 1 Hube, aber bei böser Gelegenheit, wo es sehr steinig oder sonst unfruchtbar ist, 33 Morgen 1 Hube. Nach solchem Maßstabe ist am 24. 5. 1614 durch Balzer Schubert, Landmesser aus Fürstenwalde i. d. Mark, ausgerechnet und abgemessen worden die im Liegnitzischen Fürstentume gelegene Rozenauische Heide, die in dem ganzen Umkreis

1) Beiträge zur Siedlungskunde im ehemal. Fürstentum Schweidnitz, Bd. VI der Darstellungen und Quellen zur schles. Geschichte, S. 47, Anm. 3.  
 2) Staatsarchiv Rep. 28 F. L. 1. K.



10 Meilen  $64\frac{1}{2}$  Ruten enthält, in der größten Länge  $2\frac{3}{4}$  Meilen, in der größten Breite  $1\frac{3}{4}$  Meilen. Der ganze Inhalt des Kozenauischen Wesens in allem zusammen an Heide, Wald, Wiesen, Teichen, Seen, Luch, Bruch und auch den darinnen liegenden Vorwerken und fünf Dorfschaftsvorwerken als Kl. Kozenau, Gr. Kozenau, Krebsberg, Michelsdorf, Krickhende erstreckt sich summariter auf  $837\frac{1}{2}$  Huben 9 Morgen.“ Es wäre nicht unwichtig, zu ermitteln, wann die Hufe als Feldmaß durch den Morgen ersetzt worden ist. Wurde sie schon im XVII. Jahrhundert zu 30 Morgen gerechnet? Dann würden die älteren Maße der Hufe nicht mehr gepaßt haben.

Leider fehlt die Angabe der Zahl der Bauern, Gärtner, Häusler zc. für die Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege. Damit ist die Möglichkeit genommen, den Rückgang der angesessenen Landbevölkerung zahlenmäßig feststellen zu können. Außer den in der Tabelle gegebenen Zahlen von 1613 sind nur für einzelne Dörfer aus den Jahren 1570—1600 (Nr. II der Tabelle) die Zahlen der Bauern bekannt. Selbst für diesen kurzen Zeitraum von ca. 40 Jahren ist ein erheblicher Rückgang zu verzeichnen. Oberau zählte 1570: 26 Bauern, 1613: 18; für Koslitz sind die entsprechenden Zahlen 8 und 10; für Talbendorf 9 und 3; für Pilgramsdorf 20 und 11; für Ziebendorf 9 und 6; für Gugelwitz 10 und 6; für Braunau 28 und 29; für Mallwitz 21 und 18.

Eine wenn auch unbedeutende Vermehrung seiner Bevölkerung empfangt der Lübener Kreis vor und nach dem dreißigjährigen Kriege durch die Anlage einiger neuer Dörfer. Im XVI. Jahrhundert entstand wohl Neudorf, das urkundlich 1552<sup>1)</sup> zum ersten Male erwähnt wird. Nach dem Kriege wurde Neuguth angelegt,<sup>2)</sup> da man auf die Wiederherstellung der Heinzenburg verzichtete. Konfessioneller Natur waren die Gründe, die zur Anlegung der Dörfer Hummel und Kriegheide führten. Hier wurden zwischen 1650 und 1660 evangelische Bethäuser für die benachbarten Ortschaften des Glogauer Fürstentums errichtet, welche nach dem Friedensschlusse ihre Kirchen einbüßten. In Hummel bestand 1615<sup>3)</sup> nur ein Vorwerk „der Hummel“ genannt. Der 1575<sup>4)</sup> erwähnte „Krigwald“ läßt die Vermutung zu, daß damals dort noch keine Ansiedelung bestand; 1613<sup>5)</sup> war daselbst ein Vorwerk Kriegheide vorhanden. Nach Errichtung der Bethäuser und der zugehörigen Kirchspiele bildeten sich an beiden Orten kleine Dörfer. Hummel wurde anscheinend zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts

1) Staatsarchiv, Urk. F, Brieg Nr. 424.

2) Lehnbrief für Graf von Branda v. 9. 4. 1685 (Urkde. F, Glogau).

3) Rep. 28. III 15 K 76.

4) Rep. 28. III 12a.

5) cf. die Hufentabelle.

durch die Anlegung der Kolonie Karlsnaden<sup>1)</sup> und des Johannshofs vergrößert.<sup>2)</sup> — Im ehemaligen dritten Liegnitzer Kreise erscheinen ferner Fuchsmühl, Perjel und Rynast um die Wende des XVII. Jahrhunderts;<sup>3)</sup> Hintereck<sup>4)</sup> dürfte erst am Anfange des XVIII. Jahrhunderts angelegt worden sein.

Unmittelbar vor der preußischen Besitzergreifung wurde die Frage der ausgekauften Bauernhufen mit einem Male akut.<sup>5)</sup> Die Städte des Liegnitzer Fürstentums fühlten sich durch die ungerechte Verteilung der Marsch- und Quartierspesen beeinträchtigt, die nach dem Indiktionsquantum erfolgte. Man machte geltend, daß die Rittergüter durch Erwerb von Bauerland größer und einträglicher geworden seien, daß aber ihr Indiktionsquantum nicht in entsprechendem Maße gewachsen sei. Infolgedessen würden die Rittergüter in ungenügender Weise zum Tragen der Militärlasten herangezogen. Der Landeshauptmann des Fürstentums Liegnitz, Graf Reidhardt, legte Wert darauf, zu erfahren, in welchem Umfange Bauerland mit den Dominien vereinigt worden sei, und schlug am 8. 3. 1737 den Landesältesten und Landesbestallten des Fürstentums vor, eine Kommission zur Untersuchung der Sache zu bilden. Zu ihr sollten die beiden Landesältesten Anton Ignaz von Eisenmayr auf Ulbersdorf und Adam Leonhard von Kredwitz auf Talbendorf, die Bürgermeister von Liegnitz und Lüben (von Braun und von Lepin) und als Vertreter der Kammergüter der Amtsadministrator Schindler gehören. Als Vorsitzende der Kommission werde die Regierung die Regierungsräte Joseph Kerrik von Rosenhag und Joseph von Ehrenstein deputieren. Die Hauptaufgabe der Kommission sollte sein, möglichst vollständiges und einwandfreies Material zu beschaffen. Der Ritterchaft kam die ganze Sache sehr ungelegen. Ihre Vertreter, die beiden Landesältesten, erklärten sich zwar grundsätzlich mit der Bildung der Kommission einverstanden, protestierten aber unter Berufung auf den Landtagschluß vom 22./8. 1687 gegen das von der Regierung beanspruchte Präsidium und betonten, daß sie sich an den Verhandlungen der Kommission nicht beteiligen würden, sofern die Regierung den Vorsitz führe. Der Landtagschluß vom 22./8. 1687 besagte: „Was die ausgekauften und zu den Ritterhufen geschlagenen Bauernhufen belanget, indem die Stände gleichwohl in ihrem Gutachten selbst nachgeben, daß diejenigen vom Adel, welche wegen ihrer neu ausgekauften Bauergüter keine fürstliche Begnadigung oder Bescheid vorzuzeigen, oder des gesambten

<sup>1)</sup> cf. Kanus Chronik der evang. Kirche zu Hummel, S. 8 u. 9.

<sup>2)</sup> cf. Kanus Chronik der evang. Kirche zu Hummel, S. 8 u. 9.

<sup>3)</sup> cf. die Hufentabelle.

<sup>4)</sup> Auf der Homannischen Karte.

<sup>5)</sup> Das Folgende nach den Akten betr. die von den Dominien ausgekauften Bauernhufen 1737—1790. Staatsarchiv Rep. 28 VIII 2 f.



Landes Consens, oder daß die Lehnshand darüber gestrichen, zu erweisen noch die rechtsverjährte Zeit zu probiren hätten, zur Mittheilung zu ziehen wären, — würde wohl der unumbgänglichen Nothdurft seyn, daß ein jeder Landes=Eltester in seinem anvertrauten Krense oder Weichbilde solche Huben untersuchen und schriftlich zur Kgl. Kanzelley eingeben sollte.“ — Die königliche Konfirmation hierzu vom 15. 4. 1692 bestimmte: „was die Possesores derjenigen ausgekauften Bauerhuben belanget: 1) diejenigen, worüber entweder die landesfürstliche Begnadigung oder besondere landesfürstliche Bestätigung der Auskauffung oder 2) eine darüber ergangene landesfürstliche Resolution vorhanden, von der Einquartierung befreuet verbleiben. Wo aber derley Auskauffung gänzlich verbothen; 3) die Untersuchung der Huben durch die Landesältesten aufs schleunigste vollzogen, dexter ausgekaufte Quantität cum distinctione, worüber fürstliche Begnadungen oder Konfirmationes oder nichts vorhanden, wohl untersucht, und sodann der Befund uns zu Händen unserer Kgl. böhmischen Hofkanzellei gehorsamst berichtet, und unsere fernere Resolution darüber erwartet werden.“ Endlich bestimmte der Landtagsschluß von 1694 in § 27, „daß ein hochl. Kgl. Amt hinsüro bey etwan vorfallenden Gränzkstreitigkeiten, in materia servitutum, Vormundschaftsraytungen usw., damit daselbe desto plenius über die Relationes cognosciren können, die Kgl. Amts=Commissiones nienanden aus dem Mittel des Kgl. Amtes sondern aus den Landständen aufzutragen sich erkläret.“

Der Landeshauptmann gab die Sache an das Oberamt weiter. Am 27. 6. 1738 traf aus Wien der Bescheid ein, daß das Präsidium der Kommission der Regierung gebühre und daß es durch die Herren Heinrich Wilhelm Frhr. von Haugwitz auf Kl. Wirsowitz und Joseph von Ehrenstein wahrgenommen werden würde. Die Kommission solle sich unverzüglich an die Arbeit begeben, das Jahr 1633 als annum decretorium zugrunde legen und eruieren, 1) welche Huben nach diesem Jahre ausgekauft worden seien, 2) nach welchem Maßstabe die Besitzer derselben zu den Quartier-, Marsch-, Rekrutierungs- u. Lasten beigetragen haben, 3) falls dies nicht geschehen, die Gründe dafür zu prüfen, 4) das ganze Untersuchungswerk entsprechend den Intentionen der Regierung so einzurichten, daß der Rustikalbesitz zu den genannten Lasten ordnungsmäßig herangezogen werde. Daraufhin berief der Landeshauptmann die Kommission zum 23. September nach Liegnitz zur ersten Sitzung ein. Die Landesältesten lehnten diesen Termin am 16. 9. mit der Begründung ab, daß der zur Kommission delegierte Kammeral=Administrator Schindler mit Personalarrest belegt und somit am Erscheinen verhindert sei. Erst am 18. Dezember 1738 konstituierte sich die Kommission im Landeshause zu Liegnitz. An die Stelle des verstorbenen Herrn

von Kreckwitz war der Landesälteste von Festenberg-Padisch auf Leisersdorf getreten. Der Widerspruch der Landstände richtete sich nunmehr gegen den terminus, a quo, das Jahr 1633. Sie bemerkten, daß der Kaiser nach dem Aussterben der Pfälzen sich verbürgt habe, die Stände bei ihrem Besitz zu schützen. Nun sei 1673 der status possessionis durch einen konfirmierten Kataster festgelegt worden. Daher müsse man nicht auf das Jahr 1633 sondern auf das Jahr 1673 zurückgehen. Die Präsiden erklärten jedoch, daß es nicht angängig sei, von der kaiserlichen Vorschrift abzuweichen. Als man am folgenden Tage weiter verhandelte, stellte sich heraus, daß der Kataster von 1633 fehlte; man nahm daher interimistisch den von 1637 in Gebrauch und stellte unter Vergleichung mit dem von 1738 sofort in tabellarischer Form den Zuwachs an Hufen bei den Rittergütern zusammen. Leider ist diese Tabelle nicht mehr vorhanden.

Inzwischen machten die Landesältesten einen neuen Versuch, den der Ritterschaft drohenden Schaden abzuwenden. Sie wandten sich am 17. 2. 1739 an das Oberamt mit der Bitte, das Jahr 1673 als Normaljahr der Ermittlung zugrundezulegen. Sie erhielten aber den Bescheid (16. 3. 39), daß auf 1637 zurückgegangen werden müsse. Gleichzeitig drängte das Oberamt auf Beschleunigung der Angelegenheit. Infolgedessen wurden die Grundherrschaften kategorisch aufgefordert, die Zahl der aus-gekauften Hufen und deren Indiktionsquantum binnen 8 Tagen anzugeben. Nunmehr richteten die Landstände eine (undatierte) Immediateingabe an den Kaiser, in der sie durch einen geschichtlichen Rückblick klarzustellen suchten, daß die Gutsherren ex dira necessitate Rustikalland zum Dominium geschlagen hätten. Dies sei einmal infolge der Pest besonders im XVI. Jahrhundert und nach 1633 geschehen. Es sei das Land völlig von Einwohnern entblößt, und fast niemand mehr vorhanden gewesen, der die ganz verwüsteten Güter habe anbauen können. Um nur einigermaßen die notwendigen Kontributionen bestreiten zu können, habe die Landesobrigkeit die wüsten Bauernhufen in die Ritterschaftsindiktion gesetzt. Es sei an manchen Stellen kein Zeichen eines Dorfes mehr zu sehen gewesen. Man habe damals die verstrauchten und verwüsteten Dorffluren für 100 Dukaten und mit 6 Freijahren verkauft, wie sich aus den Steuerdirektionsakten pro 1673/77 ergebe. Es sei daher selbstverständlich gewesen, daß die Grundherren das wüste Bauerland in eigene Bewirtschaftung genommen hätten. Dieser Zustand auf dem Lande habe bis 1666 angedauert. Erst allmählich sei es gelungen, durch Gewährung vieler Immunitäten und Freiheiten Leute heranzuziehen und auf dem Lande anzusiedeln. Im Jahre 1673 sei der Steuerkataster durch die damalige fürstliche Regierung in Ordnung gebracht und dabei das bei den Rittergütern befindliche Rustikalland ins



Dominium verjett worden. Wollte man das alles jetzt rückgängig machen, so würden nicht nur die Besitzer der Domänen, sondern auch deren Hypothekengläubiger schwer geschädigt werden.

Die Angelegenheit ist anscheinend nicht zum Abschluß gekommen. Vermutlich hat ihr die preußische Besitzergreifung — jedenfalls nicht zum Leidwesen der Grundherren — ein vorzeitiges Ende bereitet.

### Die Besiedelung des Kreises seit der preußischen Besitzergreifung.

Friedrich der Große sah die Vermehrung der Bevölkerung als eine seiner ersten Regentenpflichten an; der Reichtum des Landes bestand nach seiner Auffassung in der Zahl der Bewohner. Deshalb legte er Wert auf zuverlässiges statistisches Material; Populationslisten mußten ihm jährlich vorgelegt werden. Im Jahre 1756 wurde zum ersten Male eine allgemeine Volkszählung veranstaltet, deren Ergebnisse Zimmermann für seine Beschreibung Schlesiens verwertet hat. Sie sind in der folgenden statistischen Übersicht mitgeteilt. Die Resultate der späteren statistischen Aufnahmen der Kreis-Bevölkerung in der friederizianischen Zeit konnten bisher nicht ermittelt werden. — Die Volkszählungen fanden von 1816 ab jährlich, von 1822 ab alle 3 Jahre, von 1875 ab alle 5 Jahre statt. Anfänglich zählte man die ortsangehörige Bevölkerung, daher wurde das Militär nicht berücksichtigt; erst seit 1871 wurde die ortsanwesende Bevölkerung gezählt. —

In der folgenden Tabelle sind die Volkszählungsergebnisse für den Kreis, soweit sie zu ermitteln waren, zusammengestellt.

### Ergebnisse der Volkszählungen im Kreise Lüben.

1 Jahr	2 Gesamtbevölkerung	3 Davon		4 Konfession				5 Bemerkungen
		Stadt	Land	Ev.	Kath.	Andere Christl.	Juden	
1756	19.954	2.032	17.922					
1819	22.018	2.257	19.761	20.118	1887	—	13	
1820								
1821								
1822								
1825	23.637	2.557	21.080	21.430	2207	—	5	
1828	23.796	2.143	21.653	21.772	2015	—	9	
1831								
1834								
1837								
1840	30.859	3.514	27.345	28.166	2647	—	46	
1843	30.815	3.514	27.301	28.108	?		?	

1 Jahr	2 Gesamt- bevölke- rung	3 Davon		4 Konfession				5 Bemerkungen
		Stadt	Land	Ev.	Kath.	Andere Christ.	Juden	
1846								
1849	31.853	4.172	27.681	28.739	3014	—	100	Die Angaben sind den amtlichen Veröffentlichungen des preussisch-statistischen Bureaus bezw. des statistischen Amtes entnommen.  in Spalte 4 sind nicht eingerechnet 451 Militär.
1852	32.459	4.443	28.016	29.425	2906	—	128	
1855	32.632	4.431	28.201	29.621	2899	—	112	
1858	32.634	4.541	28.093					
1861	32.746	4.561	28.184	29.893	2731	10	111	
1864	33.117	4.568	28.549	29.747	2774	31	114	
1867	33.223	4.464	28.759	29.961	3058	85	119	
1871	33.277	4.847	28.430	29.933	3174	40	130	
1875	32.602	4.684	27.918					
1880	33.724	5.026	28.698	30.456	3139	7	122	
1885	33.630	5.869	27.761	30.228	3306	15	81	
1890	33.029	6.139	26.890	29.423	3042	62	53	
1895	32.043	9.716	22.327	28.873	3110	16	44	
1900	31.584	9.941	21.643	28.178	3341	24	41	
1905	31.858	10.686	21.172	28.074	3713	26	45	
1910	33.067	12.059	21.008	28.746	4252	23	46	

Ferner seien die Resultate der im Kreise vorgenommenen Viehzählungen dargeboten, weil sie einen gewissen Maßstab für die wirtschaftliche Entwicklung der Kreisbevölkerung bieten, die ja der Hauptsache nach eine Ackerbau treibende ist.

### Ergebnisse der Viehzählungen im Kreise Lüben.

Jahr	Viehbestand					Bemerkungen
	Pferde	Rinder	Schafe	Schweine	Sonstiges Vieh	
1828	1386	10.313	47.343	122	127	
1840	1727	11.976	51.426	280		
1852	1815	11.954	50.866	1.556	1517	
1855	1763	12.591	47.892	1.116	?	
1861	2045	13.065	52.919	2.694	685	
1864	2340	15.558	56.921	4.870	915	
1867	2496	15.059	53.401	4.668	1161	
1873	2774	16.534	42.162	2.844	1147	
1883	3129	17.067	23.427	4.368	1122	
1892	3777	18.458	12.337	7.928	1251	
1897	3924	19.978	7.665	9.101	1391	
1902	3961	17.846	5.969	12.186	?	
1904	4006	19.558	6.960	11.465	1191	
1906	4122	20.364	7.289	13.731	?	
1911	4350	20.554	6.430	14.417		



Endlich sind noch die Ergebnisse der inneren Kolonisation zu berücksichtigen, die besonders unter der Regierung Friedrichs des Großen mit Eifer betrieben wurden. Wenn nun auch für den Lübener Kreis die Zahl der in friederizianischer Zeit angelegten Kolonistendörfer bekannt ist, so fehlt doch die Übersicht über die in dieser Periode angesiedelten Kolonisten. So wurden z. B. Angerhäusler damals vermutlich in den meisten Dörfern angesiedelt; aber die Resultate dieser Kolonisationsarbeit im Kleinen entziehen sich der Kenntnis.

Neu angelegt wurden in der friederizianischen Periode die Dörfer: Bohlendorf, Friedrichshuld, Friedrichswalde, Lübenwalde, Neurode, Raupenau, vermutlich auch Plätscherdorf und Kridicht. — Durch Kolonien erweitert wurden, soweit dem Berichterfasser bekannt geworden, Guhlau, Koslitz, Muckendorf und Oberau. Einzelne Gehöfte, deren Ursprung in die Regierungszeit Friedrichs des Großen fallen dürfte, finden wir in Blankenhaide, Neu-Spröttchen, den Weinberghäusern bei Koslitz; vielleicht sind manchem noch andere bekannt.

Für die neueste Zeit seien aus den Tabellen der „Festschrift des Königlich Preussischen Statistischen Bureaus von 1905“ einige statistische Angaben über Dichtigkeit, soziale Schichtung, Erwerbsverhältnisse, Steuerkraft u. dgl. der Kreisbevölkerung dargeboten:

Nach der Volkszählung von 1900 kamen im Kreise auf 1,9 km 50,1 Bewohner; die Abnahme gegen das Ergebnis der Zählung von 1895 betrug 1,43%. Durch Abwanderung verlor der Kreis zwischen beiden Zählungen auf das Tausend der Volkszahl 60 Bewohner. Im Zeitraum von 1895—1900 betrug auf das Tausend der mittleren Volkszahl die Geburtenziffer 36, die Sterbeziffer 26, der Geburtenüberschuß 10. Auf je 1000 ortsanwesende Bewohner entfielen 1900: 177 schulpflichtige Kinder. Von der gleichen Zahl waren 892,2 Evangelische, 105,8 Katholiken, der Rest von 2% gehörte anderen Religionsbekenntnissen an. — Dem Berufe nach waren 1895: 52,19% in der Landwirtschaft, 27,46% im Gewerbe, 2,76% im Handel, 17,59% in anderen Berufen tätig.

Nach der Aufnahme von 1895 entfielen von sämtlichen landwirtschaftlichen Betrieben auf:

- |                                   |        |
|-----------------------------------|--------|
| 1. Großbetriebe über 200 ha . .   | 41,32% |
| 2. „ von 100—200 ha . . .         | 5,53%  |
| 3. Mittelbetriebe von 20—100 ha   | 17,86% |
| 4. „ von 5—20 ha . . .            | 28,07% |
| 5. Kleinbetriebe von 2—5 ha . .   | 6,66%  |
| 6. Parzellenbetriebe von 0,5—2 ha | 0,56%  |

Das Fideikommissareal betrug 1902 2% der Gesamtfläche. Acker- und Gartenländereien machten 1895 49,3% der Bodenfläche des Kreises aus, Wäldungen 33,6%; der Rest entfiel auf anderweitig benutztes Land.

Von je 100 gewerblich beschäftigten Personen waren 1895: 32,86% in Großbetrieben, 19,46 in Mittelbetrieben, 47,68% in Klein- und Mittelbetrieben tätig.

Der Durchschnittsertrag vom Hektar betrug in den Jahren 1899—1903 in 100 kg: 15,1 Weizen, 12,0 Roggen, 17,1 Gerste, 15,8 Hafer, 125,2 Kartoffeln. Auf je 1000 ha der Gesamtfläche entfielen nach der Aufnahme von 1900: 63,91 Pferde, 311,17 Rinder, 121,77 Schafe, 176,71 Schweine, 18,70 Ziegen, 618,94 Federvieh. Der Verkaufswert des Viehs belief sich auf 7.491.735 Mark. Auf einen Bewohner entfielen 237,20 M. Verkaufswert. Das Lebendgewicht des vorhandenen Viehs belief sich in Tonnen auf 9450,7. Auf 1000 ha Ackerland entfielen 242,75 t Lebendgewicht. Auf das gleiche Areal entfielen: 391,66 Apfelbäume, 256,91 Birnbäume, 1398,25 Pflaumenbäume, 367,89 Kirschbäume, in Summa 2414,71 Obstbäume.

Nach dem Durchschnitt der Jahre 1899/1903 entfielen auf 1000 Kreisbewohner 50,3 Einkommensteuer- und 26,9 Ergänzungssteuerzinsen. Auf den Kopf der Bevölkerung entfielen 2,18 M. Einkommensteuer, 0,69 M. Ergänzungssteuer. — Die Verschuldung der Eigentümer von Grundstücken mit mindestens 60 M. Grundsteuer-Reinertrag betrug in Hundert-Teilen des Gesamtvermögens 43,5, soweit sie den Haupterwerb in der Landwirtschaft haben: 45,1.

So haben wir in großen Zügen die Entwicklung der Besiedelung des Lubener Kreises von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart verfolgt. Die preußische Zeit ist kurz und fast nur statistisch behandelt, um den Umfang des Aufsatzes nicht noch mehr anschwellen zu lassen, wie es hätte geschehen müssen, wenn beispielsweise die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Kreisbevölkerung eingehend behandelt worden wären. Mehr als Beiträge zur Siedlungsfunde wollte der Verfasser nicht bieten. Wertvolles Material ist unberücksichtigt geblieben, z. B. die Akten der Grundsteuer-Reform von 1721—1740. Vielleicht bietet sich in späterer Zeit Gelegenheit zu Nachträgen und Ergänzungen.

**Verzeichnis der Ortschaften des Kreises Luben mit Namen-erklärung, kurzer Angabe der ersten urkundlichen Erwähnung, ihrer Seelenzahl nach Zimmermann (1756 bezw. 1787) und 1910 u. dgl.**

1. Altstadt (slawisch). Lubin, Lobyn von Luby- amabilis, lieb; deutsch: Liebau (Dr. Beyersdorf a. a. D.); 19. 3. 1267 (S. R. 1257); 23. 4. 1319 (S. R. 3910), „antiqua civitas, id est antiquum Lobyn“; 24. 8. 1360 (Z. G. VI 247), „antiquum Lubbyn villa“. Seelenzahl 1756: 170; 1910: 374.

2. Barschau (deutsch). Barischow, Barschaw; von Bartosz, deminutiv von Bartłomiej; deutsch: Bartelsdorf, Bärtsdorf (Dammroth a. a. D.); 21. 9. 1357 (Lehnsurkunden I. 332) Priczlow von



Bariſchow; 27. 2. 1388 (Schirmacher a. a. D. 340). Seelenzahl 1756: 173; 1910: 156.

3. Birckfleß (deuſch). 13. 7. 1613 (Rep. 28 III 15c 257.) Seelenzahl 1756: 44; 1890: 59 (mit Birckfleß, Kr. Goldberg-Haynau politiſch vereinigt).

4. Bohlendorf (friederizianiſch). 1777 von Oberſt von Bohlen in Lerchenborn erbaut. Seelenzahl 1787: 34; 1890: 70.

5. Boeckey (deuſch); vielleicht Gründung eines Herrn von Boß auf Gläſersdorf im XVI. Jahrhundert. 1. 10. 1606 aus dem Lehen ins Erbe geſetzt. (Rep. 24 VIII 1. u.) Seelenzahl 1756: 99; 1910: 41 im Gutsbezirk.

6. Brauchitſchdorf (ſlawiſch). 7. 12. 1259 (S. R. 1034) *fidei nostro militi Velislao dedimus et damus hereditatem nostram que Chrustenik nuncupatur.* 19. 3. 1267 (S. R. 1257) *Chroſtnik*; 16. 2. 1403 Ruprecht pp. Nicolao Petro Bartkoni et Thammoni fratribus dictis Brauchicz haereditatem et sylvam in Crustenik nostri Legnicensis districtus, qua in Teutonico Brauchiczdorf appellatur, contulimus (Schirmacher a. a. D. 396). Nach Zimmermann a. a. D. wurde das abgebrannte Brauchitſchdorf 1288 von Peter von Brauchitſch zu deuſchem Rechte ausgeſetzt. *Chroſtnik* von *chroſniak* = Strauchwerk, deuſch: Buſchdorf (Koffmane a. a. D.). Seelenzahl 1756: 541; 1910: 710. — Das Eichvorwerk nach dem dreißigjährigen Kriege aus Bauergütern gebildet (Rep. 28 VIII 1. K.); cf. auch Rep. 28 IV 17 f. S. 239 *Notiz* betr. Eichvorwerk vom 4. 7. 1728.

7. Braunau (deuſch) Brunov (vielleicht zuſammenhängend mit brunat = braun). 27. 7. 1286 (S. R. 1972). Heymann de Brunow; 29. 9. 1291 (S. R. 2208) derſelbe; 19. 11. 1298 (S. R. 2527) Konrad de Brunowe; 21. 6. 1303 (S. R. 2754) Hermann von Brunov Zeuge auf einer in Lügen ausgeſtellten Urkunde Herzog Konrads. Seelenzahl 1756: 586; 1910: 534.

8. Buchengrund. Im 19. Jahrhundert entſtanden.

9. Buchwald (deuſch) Buchwalt. 1305 (L. F. D. 38) 12. 10. 1357. (Lehnsurkunden I 334) und 23. 7. 1359 (ebenda 337 ff.). Seelenzahl 1756: 326; 1910: 258.

10. Buchwäldchen (deuſch) Buchwalt bei Schönborn. 23. 7. 1359. (Lehnsurkunden I 337 ff.). Buchwäldchen: 1431. (Rep. 28 III 12b, 37a.) Seelenzahl 1756: 169; 1910: 170.

11. Dittersbach (deuſch?) Dittrichsbach; jedenfalls nach dem Lokator Dittrich (v. Rechenberg?) genannt. 21. 1. 1364 (Z. G. VI 518). Seelenzahl 1756: 397; 1910: 499.

12. Eiſemoß (deuſch) Isynmoß; Zuſammensetzung von moß = Brücke; Isyn, vielleicht von jesion = Eſche, alſo Eſchenbrück. 14. 1. 1376. Urkunde des Kardinals Johann zu St. Marcus (H. B. II 97). Seelenzahl 1756: 236; 1910: 251.

13. Fauljoppe (deutsch) Fawlin Jopin. 1414 (Knie a. a. D.). Seelenzahl 1756: 119; 1910: 180.

14. Friedrichswalde (friederizianisch), nach Zimmermann 1770 erbaut. Seelenzahl 1787: 68; 1910: 71.

15. Friedrichshuld (friederizianisch) um 1778. Seelenzahl 1787: 50; 1890: 70.

16. Fuchsmühl (deutsch). Um 1600 nachweisbar; cf. das Verzeichnis der Ritterdienste und Hüfen im Fürstentum Liegnitz saec. 1600—1613. (Rep. 28 VIII 1 e.) — Am 27. 3. 1615 genannt. (Rep. 28 III 15 K. 76.) Seelenzahl 1756: 95; 1910: 374 inkl. Lindhardt. 1890: 204.

17. Gläfersdorf (deutsch). 13. 10. 1324 (S. R. 4380): Heinrich Glezerdorph. 17. 4. 1331 (S. R. 5016): Hufeneinteilung und Kirchenpatronat. Seelenzahl 1756: 1057; 1910: 1162.

18. Gühlichen (deutsch) von gola = Waldblöße = Kahlau. 17. 4. 1331 (S. R. 1331) Golchin. Seelenzahl 1756: 97; 1910: 102.

19. Gugelwitz (slawisch) Gogolevici, Goglowitz nach Miłosich a. a. von gogol = Ente; nach Damroth a. a. D. von gógola = Wildling, wilder Apfelbaum. 19. 3. 1267 (S. R. 1257). 1305 (L. F. E. 290) plebanus de Goglowitz erhebt den Zehnten von Sanada prope Stynaviam; vermutlich Herndorf von sedzia = Richter. 21. 9. 1357. (Lehnsurkunden I 332): Botho von Bruchaczdorf, herre czu Gugilwicz. Seelenzahl 1756: 226; 1910: 280.

20. Guhlau (deutsch) Gola; von gola = Waldblöße; also = Kahlau. Schirmmacher (a. a. D. Nr. 8 Urkunde vom 7. 12. 1259 betr. Brauchitschdorf) bezieht fälschlich die Worte: „silva nostra que gola dicitur“ auf Guhlau. — 7. 3. 1360. (Z. G. VI 228) und 23. 5. 1363 (Z. G. VI 494); 27. 2. 1388 (Schirmmacher a. a. D. 340): „Golav mit czwehen molen.“ Seelenzahl 1756: 51; 1910: 146.

21. Heinzendorf (Heinzenburg); (deutsch). Die Burg, jedenfalls Gründung Heinrichs III. von Glogau um 1298, kam 1319 durch Teilungsvertrag an Johann von Glogau. 17. 4. 1331 (S. R. 5016): villa Heynczindorph. — 17. 10. 1366 (St. Arch. Kollegiatstift Glogau Nr. 76) wird der Pfarrer in Heinrici villa genannt. 1419 wird das Städtchen Heinzendorf genannt (cf. Burkert Chronik von Heinzenburg S. 6). Seelenzahl 1756: 500; 1910: 490.

22. Helle (deutsch) 1414 ein Vorwerk „die Hölle“ genannt. (Staatsarchiv Rep. 28 III 12a S. 2b.) Von jeher mit Würtsch vereinigt. Seelenzahl cf. Würtsch.

23. Herbersdorf (deutsch) Herbordi villa; Dorf des Herbord. 14. 1. 1376. Urkunde des Kardinals Johann zu St. Marcus (H. B. II 97). Notariatsinstrument v. 11. 12. 1399 (Z. G. XXXIII 386). Herbirstorf, Johannes Plebanus. Seelenzahl 1756: 479; 1910: 375.

24. Herzogswaldau (deutsch?) Hertwigswald nach dem Lokator Hertwig. 27. 9. 1359 und 12. 11. 1374 (Z. G. VI 201



und 780). 28. 4. 1387 Rep. 3 L. B. W. 743 das Kirchlehen zu Hertwigswalde. Notariatsinstrument vom 27. 11. 1399 (Z. G. XXXIII 386) archipresbyter Nicolaus der sedes Stynaviensis in Hertwigswalde. Seelenzahl 1756: 411; 1910: 448.

25. Hintereck auf der Homannschen Karte um 1730 angegeben; vermutlich nach dem dreißigjährigen Kriege gegründet. Seelenzahl cf. Michelsdorf, mit dem H. von jeher vereinigt war.

26. Hummel (deutsch) 27. 3. 1615 kauft Hans von Hode auf Gläfersdorf den dritten Teil der Kokenauer Heide mit dem Vorwerke „Der Hummel“ genannt. (Staatsarchiv Rep. 28 III 15 K. 76.) — Am 13. 3. 1656 Konzession zur Erbauung einer Kirche an Ernst von Hode. (Rep. 28 III 18a 212.) Seelenzahl 1756: 187; 1910: 189.

27. Ischerei (korrumpiert aus Überschaar, übischer) 15. 1. 1488 verkaufen die Brüder Stenzel und Konke Pripticzer zu Reichenau ihrem Schwager Balzer Mohl das Gut Mührädliß einschließlich der großen Überschar zwischen Dittersbach, Gugelwitz und Mührädliß. (Rep. 28 O. A. Gr. Reichen.) Seelenzahl cf. Mührädliß.

28. Jakobsdorf (deutsch) 20. 6. 1398 Benešch von Donyň erhält mit mehreren andern Gefällen das Dörflein Jakobsdorf (Bresl. Stadtarchiv H. S. B. 53. 2. § 3842); 13. 3. 1400 verkauft B. v. Donyň das alles an Hertil Buzwoj (ebenda § 3843); 25. 4. 1402 verkauft Buzwoj an Friško Landscron (ebenda § 3845). Nach Ed. Dewik, Geschichte des Kreises Bunzlau 1885 S. 216 könnte es sich bei vorgenanntem Jakobsdorf um Neuhammer bei Modlau handeln, das ursprünglich Jakobsdorf geheißen haben soll. Seelenzahl 1756: 85; 1910: 284 inkl. Persel-Kynast.

29. Jauschwiz (deutsch) Jauschicz wohl von jawrzeć = Weispappel, also Pappelau. 27. 2. 1388 (Schirmmacher a. a. D. 340). Seelenzahl 1756: 128; 1910: 116.

30. Johannhof 1726: das neue Vorwerk in Hummel Johannfelderhof. cf. Kanus, Chronik der ev. Kirche von Hummel. — Auf der Homannschen Karte als Johannensfelde verzeichnet.

31. Kaltwasser (deutsch) Gründungsurkunde d. d. Liegnitz vom Stenzelstage (8. Mai) 1355 an Heinrich von Susk, der von Herzog Wenzel den Auftrag erhält, in der Liegnitzer Heide ein Dorf zu dem Kaltenwasser auszusetzen zu deutschem Rechte mit 40 großen deutschen Huben; 2 Huben sollen für die Pfarre bestimmt bleiben. (Rep. 28 O. A. Lindhardt.) 19. 12. 1361 erhält Stephan Trache von Herzog Wenzel zu einem rechten Erbe ein Stück Wald in der Liegnitzer Heide, „das sich anhebit an dem Newlande, daß genannt ist czum Kaltenwassir und stößt an Magnus' (Arleben) Heide und reicht bis an die Brauchitschdorfer Grenze“ (Schirmmacher a. a. D. 227). — 15. 10. 1363 verreichet

Herzog Wenzel „das Dorf unserer neuen Aussetzung, genannt zum Kaltenwasser“ dem Niklas von Jedlitz und Stephan Trach. (Rep. 28 O. A. Lindhardt.) Seelenzahl 1756: 355; 1910: 472 (inkl. Forstbezirke).

32. Karlsnaden 1726 vorhanden cf. Kanus, Chronik der ev. Kirche von Hummel.

33. Klaptau (slawisch) Clopotovo, Clopotov; wohl von chlop = Bauer etwa: Bauerwitz. 19. 3. 1267 (S. R. 1257); 1291 deutsch (fränkische Hufen) (S. R. 2174a). Seelenzahl 1756: 123; 1910: 157.

34. Kniegnitz (slawisch) Cnegninice von altslawisch Knes = Graf, Grafenort. — 19. 3. 1267 (S. R. 1257); 2. 12. 1360 (Z. G. VI 281); 27. 2. 1388 (Schirmmacher a. a. D. 340). Seelenzahl 1756: 247; 1910: 356.

35. Kozenau, Klein (deutsch) Koczina vielleicht von chodzie = gehen, chodnik = Pfad. Um 1297 Burg Kozenau von Bolko I. von Schweidnitz erbaut. — 19. 11. 1311 (S. R. 3238) Herzog Boleslaus urkundet in Koczina. — 3. 5. 1329 (Lehnsurkunden I 302) Boleslaus empfängt seine Besitzungen, darunter Kozenau zu Lehen. cf. im übrigen M. Gerlach, Chronik der ev. Kirche zu Kozenau. — Seelenzahl 1756: 679 (inkl. Hammervorwerk); 1910: 4609 (inkl. Gutsbezirk).

36. Kozenau, Gr. (deutsch) Sinapius S. 178 behauptet, daß das Schloß Gr. Kozenau 1286 von Bolko v. Schweidnitz erbaut worden sei; er nennt Schweidiger von Braun zu Kozenau 1348. — 13.—19. Mai (Kreuzwoche) 1352 verleiht Wenzel von Liegnitz dem Heilmann von Bran Ländereien in Tirzebenicz (Seebnitz) und Kozenau und gibt ihm zur Anlage eines neuen Vorwerkes in Kozenau „grozir dutschir hufen vire“ zc. (Schirmmacher a. a. D. Nr. 185). 20. 4. 1353 gibt Wenzel dem Swidiger von Bran einen Verreichsbrief über 1½ Hufen Vorwerkland zc. an der Kozenauer Grenze (Schirmmacher a. a. D. Nr. 197). Seelenzahl 1756: 561 (inkl. Grenzvorwerk); 1910: 1364 (inkl. Krebsberg).

37. Koslitz (deutsch) Cozlicz von Koziel = Bod; also Rehdorf. — 7. 3. 1360 (Z. G. VI 228). 27. 2. 1388 (Schirmmacher a. a. D. 340). Seelenzahl 1756: 134; 1910: 224.

38. Krebsberg (deutsch) Crebisberg. 1474 Rep. 28 III 12b. Seelenzahl 1756: 434; 1910: bei Gr. Kozenau (1890: 743).

39. Krichen, Gr. (slawisch) Chrechin, Chrechon, Crechan. Deutung unsicher; ob von Kryc = verbergen? — der Ort hieß noch im XVII. Jahrhundert Polnisch-Krichen (Protokolle der Kirchenvisitation 1654/5). Erste Erwähnung: 19. 3. 1267 (S. R. 1257); 23. 4. 1319 (S. R. 3910) wird das Großkrichener Wasser genannt; 23. 7. 1359 (Schirmmacher a. a. D. 214): Große = Creching und Wenig = Crechin. Schirmmacher deutet „Große“ fälschlich auf Großen-



dorf, da er es von Creching trennt. — Gr. Krychan: 13. 1. 1365 (Z. G. VI 590). Das zu Großkrichen gehörige Vorwerk Erlicht wird 1571 an Melchior Brauchitsch zu Lehnrecht verkauft. (Staats-Arch. Rep. 28 VIII 1a—1b im Verzeichnis der Güter auf dem Lande im Liegnitzer Fürstentume, welche Lehen oder Erbe sind 1514—1583.) — Häusler (Urkunden v. Dels) deutet das 19. 3. 1267 (S. R. 1257) genannte Comorovo auf das Erlicht. Seelenzahl 1756: 395; 1910: 592.

40. Krichen, Kl. (slawisch?) Chrechins? 19. 3. 1267 (S. R. 1257) Wenig-Crechin, J. o.; parvum Crechan 11. 9. 1356 (St. Arch. Augustiner Sagan.) Urk. Nr. 101 und 108. Seelenzahl 1756: 192; 1910: 262.

41. Kriegheide (deutsch) der „Krigwald“, 25. 3. 1575 genannt, damals anscheinend noch unbewohnt. (Rep. 28 III 12a.) — Als Vorwerk bezeichnet 13. 7. 1613. (Rep. 28 III i 257.) — Kirchen-  
erbauung und Patronat 16. 4. 1656. (Rep. 28 VIII 1. s.) Seelen-  
zahl 1756: 247; 1910: 246.

42. Krickicht vermutlich friederizianisch. Seelenzahl 1787: 43.

43. Krummlinde (deutsch). 20. 11. 1401 wird beim Verkauf der Liegnitzer Hinterheide an die Stadt Liegnitz eine Grenzstrecke bestimmt vom Würtschener Viehweg „bis an die straze die do geet von dem Caldenwasser kegin der Krommen linden“ (Schirm-  
macher a. a. O. 391). Bei Knie a. a. O. als Datum der ersten Erwähnung 1418 angegeben. Kaltenborn (Kaltenbrunn) 20. 6. 1671. (Rep. 28 III 15 m 334.) Seelenzahl 1756 fehlt, geschätzt auf: 163; 1910: 212.

44. Kynaß 13. 7. 1613. (Rep. 28. III i 257, vermutlich Vor-  
werk zu Kokenau gehörig.) Seelenzahl 1756: 135; 1910 bei  
Jakobsdorf (1885: 124).

45. Lerchenborn (deutsch). Am ersten Montage nach dem  
Obersten Tage (7. Januar) 1354 verkauft Wenzel I dem Konze  
Falkenhayn „das Newlande, das man heißet Herzogenwalde  
mit 40 Huben, die zu deutschem Rechte gemessen sein“ um 500 Mark  
prager Groschen, poln. Zahl mit dem Kirchlehen pp. (Rep. 28  
O. A. Lerchenborn.) Der Name Herzogenwalde hielt sich bis ins  
XV. Jahrhundert; Notariatsinstrument vom 31. 10. 1399 (Z. G.  
XXXIII 386) nennt den Pleban Nicolaus in Herzogenwalde. —  
13. 12. 1447 wird Melchior Falkenhayn auf seiner Besizung  
„Newlande sonst Herzogiswalde im Liegnitzischen“ genannt. (Rep. 3.  
L. B. W. Nr. 879.) — Die erste Namenänderung erfolgte bald  
nach der Begründung. 11. 9. 1356 urkundet Bischof Preczlaus,  
daß Herzog Ludwig v. Liegnitz in dem Dorfe Fürstenhayn eine  
Kirche gegründet und mit 2 freien Hufen gelegen am Ende des  
Dorfes versus parvum Crechan dotiert habe. (Staats-Arch.  
Augustiner Sagan Urk. Nr. 101 u. 108.) Am 3. 12. 1360 (Z. G.

VI 290/1) macht Ludwig der Kirche in Fürstenhann neue Zuwendungen. Der Name Fürstenhann setzte sich nicht durch, der alte Name Herzogenwalde blieb, gab aber vermutlich zu Verwechselungen mit Hertwigiswalde Anlaß, daher bürgerte sich der Name Lerchenborn ein. — Lerchenborn zuerst in einem Notariatsinstrument v. 25. 10. 1418 (H. B. I. 715). Seelenzahl 1756: 377; 1910: 403.

46. Lindhardt (deutsch) = Lindberg. Am 15. 7. 1353 wird bei dem Verkauf des Gutes Buchwald ein Teil seiner Grenze bestimmt: Vom tiefen Grund bis auf den Lintberg, vom Lintberg bis an den Herzogsbrunnen und alles zwischen dem Lintberg und dem Schwarzwasser (Rep. 28. O. A. Lindhardt). Gemeint ist das Terrain von Lindhardt, welches augenscheinlich als Dorf noch nicht existierte. Am 28. 7. 1409 verkauft Wenzel I sein Gut und Dorf Linhardt an Hans Gawan. (Rep. 28 O. A. Lindhardt.) Seelenzahl 1756: 143; 1910 bei Fuchsmühl. (1890: 192.)

47. Lübenwalde (friederizianisch) 1776. cf. Mitteilungen des Geschichts- u. Altertumsvereins zu Liegnitz Heft III, S. 179 ff. Seelenzahl 1787: 50; 1910: 63.

48. Mallmiz (slawisch) Malnici; die Schreibart des Namens ist bis ins XVI. Jahrhundert Mallniz; von Maliniec = ein mit Himbeeren bedeckter Ort; deutsch: Beersdorf. 19. 3. 1267 (S. R. 1257) 21. 12. 1349 (Z. G. VI. 57). Seelenzahl 1756: 365; 1910: 680.

49. Michelsdorf (deutsch) Michaelisdorf. 1474. (Rep. 28 III 12h.) Das 25. 2. 1302 (S. R. 2698) und später genannte Michaelisdorf ist Michelsdorf bei Haynau. Seelenzahl incl. Hinterfeld 1756: 290; 1910: 355.

50. Muckendorf (slawisch) Micosevici; Deutung unsicher; vielleicht von Mucha = Biene, Fliege; Zeidlerdorf? — 19. 3. 1267 (S. R. 1257). Der alte Name Muckenberg 14. 4. 1366 (Rep. 28 III 19 A. 178); ebenso bei Meitzen a. a. D. Urbarium v. Trebnitz 1410 als Vorwerk Muckenberg bei Klaptau bezeichnet. Muckendorf 1516 in Registrum annonarum. (Rep. 28. O. A. Lüben I.) Seelenzahl 1756: 145; 1910: 152.

51. Mühlrädlich (slawisch) Miloradici, Mylorazicz, Milradicz, entweder Zusammensetzung von Mlyn = Mühle und Radlic = pflügen, also = Mühlacker, oder Zusammensetzung von Milo = lieb und Radlic. — 19. 3. 1267 (S. R. 1257). 11. 2. 1298 (S. R. 2497) Pfarrer Rudolph de Mylorazicz; 12. 3. 1345 Urkunde des Bischofs Preczlaus nennt Heinrichus plebanus de Milradicz (Schirmmacher a. a. D. 137). Seelenzahl 1756: 375; 1910: 696.

52. Neudorf (deutsch) Urfd. J. Brieg 474: 10./9. 1552. — Lehnbrief über Neudorf an Franz Freiherrn de Mers über Neu-



dorf v. 5. 6. 1657 (Rep. 24. Urfd. F. Glogau). Seelenzahl 1756: 249; 1910: 292.

53. Neuguth (deutsch) entstanden nach 1657. cf. Burkert Chronik von Heinzensburg (S. 18). Lehnbrief über Neuguth an Graf Julius von Branda v. 9. 4. 1685. (Rep. 24 Urfd. F. Glogau.) Seelenzahl 1756: 188; 1910: 241.

54. Neuhammer (deutsch) 13. 7. 1613. (Rep. 28 III i 257.) Seelenzahl 1756: 138; 1910: 173.

55. Neurode (friederizianisch) 1776 gleichzeitig mit Lübenwalde erbaut. cf. die dort genannte Quelle. Seelenzahl 1787: 78; 1910: 102.

56. Oberau (deutsch) Obir, vielleicht von Obora = Viehstall oder von oborać = pflügen. Neuling „Schlesiens Kirchorte“ nennt als Datum der ersten Erwähnung 2. 12. 1298 (S. R. 2528); dort ist Oberau bei Glogau gemeint. — 13. 1. 1360 (Z. G. VI 218). Ebendort noch mehrfach. 27. 2. 1388. (Schirmmacher a. a. D. 340) «uffe dem Obir» mit «dryen molen». Notariatsinstrument vom 11./12. 1399: Paulus plebanus ecclesie de Obir (2. 5. XXXIII, 386). — Ober-Oberau hieß Keczzerfeld: 22./2. 1360 (Z. G. VI 226) ebenda noch 361, 432, 630. — 27./2. 1388 (Schirmmacher a. a. D. 340) «uffem Keczzerfelde». — 30./11. 1397 (Rep. 3 LBW. Nr. 779) Keczzerfeld gelegen am Ende des Dorfes Obir. Ober-Oberau gehörte laut Protokoll der Kirchenvisitation von 1654/5 kirchlich nach Lüben, wohin es auch 1516 den Dezern leistete (Rep. 28 O. A. Lüben I). Seelenzahl 1756: 550; 1910: 642.

57. Ojzig (slawisch) Osek von Osieka = Moshau, Lichtung, also: Lichtenwaldau. Häusler (Urfden. v. Öls) gibt als Datum der ersten Erwähnung 28. 6. 1203; «Ozoroviche» — diese Annahme ist wenig wahrscheinlich, da in damaliger Zeit Trebnitzer Besitz im Lübener Kastellaneibezirk nicht nachweisbar ist. — 19. 3. 1267. (S. R. 1257.) 12. 10. 1357 (Lehnsurfdn. I 334) und 23./7. 1359 (Schirmmacher a. a. D. 214) 25./11. 1359 (Z. G. VI 213) ebenda noch öfter. Seelenzahl 1756: 324; 1910: 430.

58. Parchau (deutsch) Percha. Deutung unsicher. 14. 1. 1376 Urkunde des Kardinals zu St. Marcus nennt ecclesia in Percha. (H. B. II 97) 11./12. 1399 Notariatsinstrument (Z. G. XXXIII, 386) nennt Heynricus plebanus in Parche. Seelenzahl 1756: 508; 1910: 598.

59. Pärjel (deutsch) 13. 7. 1613 wird erwähnt das Vorwerk Dobernüß, jetzo Pärsel genannt. (Rep. 28 III i 257.) Kombiniert mit Rynaß. Seelenzahl cf. Rynaß bezw. Jakobsdorf.

60. Petersdorf (deutsch) 15. 6. 1332 (S. R. 5122) u. 3. 7. 1333 (S. R. 5238) nennt Cunad de Petirsdorph. Seelenzahl 1756: 106; 1910: 125.

61. Pet|schendorf (deutsch) Pexschendorf, Beczcendorff, Pettendorf = Dorf des Pexscho. — Schuchardt „Die Stadt Liegnitz, ein deutsches Gemeinwesen“ nimmt an, daß nach S. R. 2003 Pet|schendorf bereits 1280 gegründet worden sei; der erste Lokator Pexscho nannte das Dorf Pet|schendorf, der zweite Lokator Heinrich, der es 25./2. 1287 erhielt, Heinersdorf; der erste Name habe sich aber wieder durchgesetzt. Nach übereinstimmender Auffassung handelt es sich dort um Heinersdorf bei Liegnitz. — Erste urkundliche Erwähnung von Pet|schendorf 1305 (L. F. D. 35). — 1335 Dezemregister des Nuntius Galhardus de Carceribus. — Regesten Ludwigs I. (Z. G. VI). Seelenzahl 1756: 383; 1910: 397.

62. Pilgramsdorf (deutsch?) 14. 1. 1376 Urkunde des Kardinals zu St. Marcus (H. B. II 97) nennt ecclesia de Peregrini villa; das Notariatsinstrument vom 11. 12. 1399 (Z. G. XXXIII 586) nennt den plebanus Nycolaus de Pylgerymsdorff. Über die Identität von Pilgramsdorf mit Gernschindorf cf. Seite 137 dieses Aufjages. Seelenzahl 1756: 270; 1910: 289.

63. Plät|scherdorf (friederizianisch?). Auf der Homannschen Karte als Plät|schermühle bezeichnet. Seelenzahl bei Seebnitz eingerechnet.

64. Polach (deutsch?) von Polak = Pole. 26. 1. 1394 verkauft Heinrich XI. von Glogau Polach an den Mansionar Hermann Wollgefahr in Glogau. cf. H. Söhnel, Beiträge zur Geschichte der ev. Stadtpfarrkirche in Raudten. — Seelenzahl 1756: 135; 1910: 146.

65. Radek. Nach Kanus, Chronik der Kirche in Hummel, 1659 erwähnt: „Radekerei“. — So auch auf der Homannschen Karte. Seelenzahl bei Gläfersdorf.

66. Raupenau (friederizianisch?). — Bei Zimmermann a. a. D. erwähnt. Seelenzahl 1840: 82; 1890: 70 (sonst bei Rozenau).

67. Reichen Gr. (deutsch). Richinow, Reichenau, so bis ins XV. Jahrhundert. Deutsches Schwesterdorf zu Kl. Reichen. — 6. 10. 1362. Nicolaus, Pfarrer in Richinow, in einer Zinsverschreibung für das Katharinenkloster in Breslau (H. B. II. 718). 31. 10. 1399 Notariatsinstrument (Z. G. XXXIII. 398): Johannes, plebanus ecclesie de Richinow. Seelenzahl 1756: 227; 1910: 313.

68. Reichen Kl. (slawisch). Rajova; nach Miklosich a. a. D. von Rasoha = Gabel, oder von Rak = Krebs. — 19. 3. 1267 (S. R. 1257). Deutsch 1418 (Rep. 28 III 12b). Seelenzahl 1756: 63; 1910: 41 (Gut); der Gemeindebezirk bei Gr. Reichen.

69. Rinersdorf Gr. (deutsch) Reinhardsdorf 27. 10. 1317 (S. R. 3722) werden Zwato und Preczlaus von Reynhartsdorf genannt. 21. 9. 1357 (Lehnsurkunden I 352): Nickel von Reinhardsdorf; öfter in den Regesten Ludwigs I. (Z. G. VI). 27. 2. 1388.







(Schirmmacher a. a. D. 340) Reynhardisdorff mit „czwehen molen“. Seelenzahl 1756: 174; 1910: 309.

70. Rinersdorf Kl. (deutsch) von Heinrich von Busewon aus mehreren Großrinersdorfer Bauerngütern zusammengekauft und Neusorge genannt 24. 3. 1569 (Rep. 28. O. A. Rinersdorf). Seelenzahl 1756: 114; 1910: 73.

71. Sabitz (deutsch) Sebitz, vielleicht von Zabić = Verhau. 23. 7. 1359. (Schirmmacher a. a. D. 191). Seelenzahl 1756: 362; 1910: 351.

72. Samitz (slawisch) von Zameczny = zur Burg gehörig. — 1516 registrum annonarum (Rep. 28. O. A. Lüben I). Seelenzahl 1756: 37; 1910: 87.

73. Schwarzau (slawisch) Svarci. Deutung unsicher, vielleicht ist ein Zusammenhang mit Swierczyna = Fichtenwald anzunehmen. 19. 3. 1267 (S. R. 1257). 30. 1. 1362 (Z. G. VI. 398). 14. 1. 1376. Urkunde des Kardinals Johann zu St. Marcus (H. B. II. 97). 27. 11. 1399. Notariatsinstrument (Z. G. XXXIII. 386) nennt Nycolaus, plebanus in Svarcze. Seelenzahl 1756: 307; 1910: 358.

74. Seebnitz (deutsch) Trebnicz, Tirsebenicz, von trzebić = roden, also: Rodeland. — Erste Erwähnung 1305 (L. F. D. 39 u. 255). 13. 7. 1318 (S. R. 3818) nennt Eberhard von Sebnitz; 1335 Dezemregister des Nuntius Galhardus de carceribus nennt ecclesia de Trebnicz. — 13.—19. Mai (Kreuzwoche) 1352. (Schirmmacher a. a. D. 185) betr. Verleihung von Ländereien in Tirsebenicz an Heilmann von Bran. Seelenzahl 1756: 906; 1910: 884.

75. Spröttchen (deutsch) Sprotten, Sprottschin. — 23. 7. 1359 (Schirmmacher a. a. D. 214); bei Knie 1409. Seelenzahl 1756: 200; 1910: 227.

76. Talbendorf (slawisch) Villa albi; vielleicht latinisiert aus bialy = weiß. — 19. 3. 1267 (S. R. 1257). — 27. 2. 1388. (Schirmmacher a. a. D. 340). Seelenzahl 1756: 154; 1910: 162.

77. Tirlich auf der Homannschen Karte; vielleicht Gründung nach dem dreißigjährigen Kriege. cf. Zimmermann a. a. D. VIII. S. 234. Politisch mit Kriegheide vereinigt.

78. Wengeln (deutsch) Wenglin. Deutung unsicher, vielleicht von wegłowisko = Kohlenmeiler abzuleiten. — 1305 (L. F. E. 113 u. B. 127). Seelenzahl 1756: 221; 1910: 214.

79. Würtsch (slawisch) Wirzen, Wyrczehen, jedenfalls abzuleiten von Wyrzedzić = lichten, also: Lichtenwaldbau. — 11. 11. 1358 (Z. G. VI. Nr. 137). 2. 6. 1359 (Schirmmacher a. a. D. 212). Seelenzahl 1756: 273; 1910: 341.

80. Ziebendorf (slawisch). Scladovici, Czobegersdorf, Czobgendorf, Czopkindorf. Da augenscheinlich sehr früh ein Namenwechsel stattgefunden hat, ist die Deutung unsicher. Scladovici



## Friedrich v. Hellwig.

Von Richard Hahn.

Schon im zweiten Hefte unserer Mitteilungen vom Jahre 1908 sollte im Anschluß an die Darstellung des Lebens des Generals der Kavallerie Heinrich v. Wedel das Leben Friedrich v. Hellwigs, des Helden von Eisenach, geschildert werden. Die Veröffentlichung ist damals aus Mangel an Raum zurückgestellt und für später zugesagt worden.

Jetzt ist es Zeit, diese Zusage mit Rücksicht auf die bevorstehende Jahrhundertfeier der Freiheitskämpfe in Schlesien einzulösen.

Es empfiehlt sich auch hier eine Darstellung in Umrissen; — aber nicht, weil es, wie für die Lebensgeschichte Heinrich v. Wedels, an ausgiebigem Material fehlt, sondern weil sich auf Grund eines solchen bereits mehrere Schriftsteller mit Friedrich v. Hellwig eingehend beschäftigt haben.

Hellwig selbst hat in Kürze, aber mit großer Sorgfalt, ein Tagebuch geführt und wichtige Vorgänge oft noch in besonderen Aufsätzen nachträglich ausführlich dargestellt. Diese Aufzeichnungen befinden sich mit sonstigen Papieren im Besitze seiner Enkelin Fräulein Katharina v. Hellwig. Außerdem verwahrt das herzogliche Archiv zu Wolfenbüttel noch einen Band Hellwigiana. Er ist anscheinend aus den hinterlassenen Papieren seines Vaters gebildet, welcher mit Sorgfalt Nachrichten von seinem Sohne und über ihn gesammelt hat. So konnte eine eingehende Darstellung von Hellwigs Leben unter dem Titel: „Der Parteigänger Friedrich v. Hellwig von Hans Fabricius (Berlin 1896)“ erscheinen. Sie stützt sich zum Teil auf das Buch des Grafen Ernst zur Lippe über die Geschichte des k. Preussischen 6. Husarenregimentes. Vor kurzem ist auch von Hans Nebe: „Friedrich v. Hellwig. Ein Lebensbild aus stürmischer Zeit“ nach Abfassung dieses Aufsatzes herausgegeben. Es fehlt also nicht an Literatur über Hellwig; gleichwohl haben wir unser Wort durch diese Veröffentlichung eingelöst.

Dabei kam besonders in Betracht, daß unser Verein hofft, im Jahre 1913 einen Denkstein zu Ehren von Friedrich v. Hellwig und Heinrich v. Wedel in Liegnitz zu enthüllen. Dann wird es auch unseren Vereinsmitgliedern willkommen sein, sich aus unserer Zeitschrift über diese beiden Freiheitskämpfer, die zwar nicht in

ist wohl von Sklawowy = Stapelplatz abzuleiten. — 19. 3. 1267. (S. R. 1257). — Thammo von Czobegersdorf bezw. Zobegyrowicz ist Zeuge 23. 4. 1319 (S. R. 3910) 15. 10. 1322 (S. R. 4236) — 15. 10. 1324 (S. R. 4381) 23. 8. 1332 (Dep. Lub. 5). — Wiederholt wird Ziebendorf in den Regesten Ludwigs I. (Z. G. VI) genannt. Seelenzahl 1756: 163; 1910: 403.

81. Lüben (deutsch) cf. Altstadt. — 15. 8. 1295 (S. R. 2376). — 29. 6. 1299 (S. R. 2553) ist vermutlich eine Fälschung. — 2. 11. 1299 (S. R. 2570). Die Annahme Neulings (Schlesiens Kirchorte), daß die Burg Lüben von Anfang an zu Mallmiß gehört habe, ist falsch. — Mallmiß wurde erst durch Kaufvertrag vom 28. 12. 1351 (Rep. 3 L. B. W. 937) fiskalischer Besitz, und das Schloß in Lüben galt erst in neuerer Zeit zugleich als Amtshaus für die Domäne in Mallmiß. Die Lübener Burg wird genannt: 7./10. 1226 (S. R. 310b vielleicht Fälschung); vermutlich bezieht sich auf die Burg: Urf. v. 12. 12. 1245 (S. R. 640b); 29. 3. 1289 (S. R. 2105); 16. 1. 1299 (S. R. 2537); 23. 5. 1299 (S. R. 2548) u. 23. 5. 1299 (S. R. 2549). Seelenzahl 1756: 2032; 1910: 7816. nb. Zimmermann gibt für Lüben die Seelenzahl wie oben an und hat dabei vermutlich die Zählung von 1787 zu Grunde gelegt; nach den historischen Tabellen beträgt die Seelenzahl für Lüben 1756: 1984.





*Friedrich v. Hellwig*

*der Held von Eisenach*

*geb. am 18. Januar 1775 zu Braunschweig*

*gest. am 26. Juni 1845 zu Liegnitz.*

Schlesien geboren, aber Schlesiener geworden sind, näher zu unterrichten. Auch konnten wir bei aller Kürze doch die früheren Veröffentlichungen in einigen Punkten ergänzen.

Carl Friedrich Ludwig v. Hellwig wurde am 18. Januar 1775 als Sohn des Hofrats und Professors der Mathematik Dr. Johann Christian Ludwig Hellwig zu Braunschweig und seiner Ehefrau Dorothee Henriette geb. Schoenwald geboren. Sein Großvater war der Bürgermeister zu Garz a. D. Friedrich Ludwig Wilhelm Hellwig. Friedrich v. Hellwig ist danach von bürgerlichen Eltern geboren. Sein Urgroßvater, welcher Hofsägermeister im Dienste des Herzogs Adolph Friedrich II. von Mecklenburg-Strelitz war, ist dagegen adlig gewesen.

Hellwig hat selbst geäußert, daß er von einer adligen Familie aus Schweden herstamme. Vielleicht hat er sich dabei geirrt.<sup>1)</sup> Der Urgroßvater v. Hellwig hatte als Wappen drei durch einen Eichenkranz gesteckte Jagdspieße. Das deutet — wenn nicht ein merkwürdiges Zusammentreffen vorliegt — darauf hin, daß er erst als Hofsägermeister in den Adelsstand erhoben ist. Dessen Sohn hat als Bürgermeister von Garz a. D. von seinem Adel jedenfalls keinen Gebrauch gemacht, und so nannte sich der braunschweigische Hofrat auch nicht v. Hellwig.

Unser Held soll, als ihn der König Friedrich Wilhelm III. einmal fragte, weshalb er den Adel nicht erneuern lasse, geantwortet haben, es erscheine ihm das als zu unbedeutend. Gleichwohl ist Hellwig seit 1809 häufig in dienstlichen Schriftstücken v. Hellwig genannt, und 1826 ist ihm vom König der Adel ausdrücklich erneuert worden.

Seine Schulbildung blieb trotz seines gelehrten Vaters eine mangelhafte. Schon seine Tagebücher und Briefe sprechen dafür. Sie lassen, wie auch die daraus hier mitgetheilten wörtlichen Ausführungen zeigen werden, in Bezug auf Rechtschreibung und Stil manches zu wünschen übrig. Daran trägt vielleicht zum Teil die damals in höheren Kreisen noch verbreitete Mißachtung der deutschen Muttersprache die Schuld. Im übrigen erklärt sich diese Lücke in seiner Bildung aus seiner frühzeitig erwachten Zuneigung zum Waffenhandwerk.<sup>2)</sup> Schon mit 16 Jahren trat er in ein preußisches Husaren-Regiment ein. Für diesen seinen Beruf als Kavallerie-Offizier war er besonders geeignet; brachte er doch persönliche Tapferkeit und Energie, Geistesgegenwart in schwierigen Lagen

<sup>1)</sup> Die schwedischen Adelsbücher erwähnen eine Familie v. Hellwig nicht.

<sup>2)</sup> Er schreibt unter dem 1. Oktober 1807 an seine Schwester: Liebste Tette. Der Vater hat manchmal den Kopf geschüttelt, wenn es mit dem Lateinischen nicht fort wollte, wenn ich lieber Soldaten spielte als studierte, immer sagte aus dir wird nicht viel. Denn dachte ich immer ban mir, ein Soldat und der gewiß seinen Stand keine Schande machen wird.



und hohen Wagemut verbunden mit verständiger Überlegung dazu mit. Seine glänzenden Erfolge als Parteigänger erzielte er gerade dadurch, daß er nicht ein bloßer Haudegen war, sondern dem Wagen stets das Wägen vorangehen ließ. Sein Verhalten beim Überfall von Eisenach ist dafür geradezu typisch. Bezeichnend ist für ihn auch, daß er seinem Vater vor dem Feldzuge 1806 schrieb: „Ich werde alles unternehmen, was ein vernünftiger Krieger unternehmen kann“.

In Friedenszeiten wurde ihm seine überschäumende Lebenskraft freilich zuweilen zum Verhängnis. Der „vernünftige Krieger“ handelte öfters unvernünftig und kam mit seinen Vorgesetzten und Dritten in Konflikte. So mußte selbst der mit dem Orden pour le mérite geschmückte Held von Eisenach im Frühjahr 1810 eine 2½-jährige Festungsstrafe in Reife antreten, weil er einen Beamten des Generalkommandos im Bade Landes geohrfeigt hatte. Er war mit ihm in Konflikt gekommen, weil dieser eine Dame belästigt hatte.<sup>1)</sup> Hellwig wurde übrigens nach einem halben Jahre vom Könige begnadigt.

Seine Beziehungen zu Schlessien beginnen zugleich mit seinem Eintritt in die preußische Armee.<sup>2)</sup> Am 1. Mai 1791 wurde er Junker in dem damals in Bernstadt i. Schl. liegenden Regimente Nr. 3 der weißen Husaren v. Koehler. Damit kam er in die beste Schule. Koehler, ein alter Ziethenhusar, war ein tüchtiger Vorgesetzter. Dem Friedensdienste folgte schon 1792 die praktische Ausbildung durch den Krieg selbst. Hellwig nahm mit seinem Regimente an der Rheinkampagne von 1792—95 teil. Die Koehler-Husaren leisteten ihr Bestes, soweit das damals bei der jämmerlichen Kriegsführung auf deutscher Seite möglich war. So deckten sie nach der Kanonade von Valmy den Rückzug. Hellwig fand Gelegenheit, sich bei Trier durch Erstürmung eines Gehöftes auszuzeichnen.

Die Friedensjahre bis 1806 verlebte er in kleinen schlesischen Garnisonen. Das Regiment zog damals nach Wechsel des Kommandeurs als Husarenregiment v. Pleß nach Thüringen. Der

---

1) Hellwigs Schlagfertigkeit in Friedenszeiten war vom Vater ererbt. Dieser war als Student in Frankfurt a. d. O. in seiner Ehre gekränkt. Er suchte seinen Gegner, einen Herrn v. E., während einer Gesellschaft auf und peitschte den baumstarken Herrn in Gegenwart seiner Gäste durch. Es erfolgte, wie der Angreifer es gewünscht, eine Untersuchung. Herr v. E. wurde als Ehrenabschneider relegiert, sein schlagfertiger Gegner erhielt aber, weil er der Justiz vorgegriffen, das Consilium abeundi.

2) Daß Hellwig, der Sohn eines braunschweigischen Beamten, in ein preußisches Regiment eintrat, war in jener Zeit nichts Auffälliges. Man diente gern in befreundeten Staaten. Der Herzog von Braunschweig war der Oberbefehlshaber der preußischen Truppen und Hellwigs Vater ein geborener Preuße. Kein Wunder, daß Friedrich Hellwig nach Preußen zurückkehrte.

Truppenteil, dem Hellwig als Sekonde-Leutnant zugehörte, hatte unter dem Oberstleutnant v. Schmidt als Avantgarde des Herzogs von Weimar den Auftrag, durch den westlichen Thüringer Wald nach dem Main zu ziehen.

Auf die Nachricht von der Niederlage der preussischen Armee bei Jena und Auerstedt suchte v. Schmidt über Eisenach und Mühlhausen der drohenden Umklammerung zu entgehen. Am 16. Oktober wurde bei den Plek-Husaren bekannt, daß 6000 in Erfurt gefangene Preußen in Gotha eingetroffen seien. Beim Durchmarsch durch Eisenach erfuhr Hellwig, daß diese am folgenden Tage mit geringer Bedeckung bis Eisenach transportiert werden sollten. Bald war sein Plan fertig. Er bat den Oberstleutnant v. Schmidt, ihm 50 Husaren zu einem Handstreich gegen diesen Transport zu überlassen. Erst durch Vermittelung des später durch die Verteidigung Schlesiens so bekannten Graf v. Goetzen kam er zum Ziel. Schmidt überließ ihm aus jeder Schwadron einen Unteroffizier und 10 Husaren, welche sich dazu freiwillig meldeten, und so kam Hellwig in die glückliche Lage, unter eigener Verantwortung seinen mit Umsicht gepaarten Wagemut glänzend zu bewähren.

Die Affäre bei Eisenach, wie wir im Anschluß an Hellwigs Tagebuch den zu schildernden Überfall nennen werden, fand auf der Straße von Gotha nach Eisenach beim Gehöfte von Trenkelhof zwischen Eichrodt und Fischbach statt. Hellwig wählte sich diesen Teil der Straße dazu aus, weil er gestattete, längs derselben auf ebener Bahn hinzusprennen. Er wies seine 55 Husaren in das bei Trenkelhof befindliche Gehölz und legte sich selbst mit einem Fernrohr ausgerüstet auf die Lauer. Erst nach langem Warten erschien zwischen 4 und 5 Uhr die Spitze des langen Zuges von preussischen Gefangenen, vorn, in der Mitte und hinten durch je eine Kompagnie französischer Infanterie und im übrigen seitlich durch einzelne Begleitmannschaften gedeckt. Hellwig ließ den ganzen Zug vorbeimarschieren und stürzte sich dann mit seinen 55 Husaren auf die schließende französische Kompagnie. Sie wurde nach einer wirkungslosen Salve niedergehauen; dann sprengten die Husaren längs dem Zuge hin, hieben, zum Teil unterstützt von den preussischen Gefangenen, die vereinzelt Begleitmannschaften nieder und zersprengten im weiteren Fortreiten auch die mittlere und vordere französische Abteilung. Der davon eilende französische Kommandant wurde am gerade heruntergelassenen Schlagbaum der Stadt Eisenach eingeholt und niedergehauen. Bei dem Angriff hatte Hellwig das Mißgeschick, mit seinem Pferde zu stürzen. Es gelang ihm aber, das Pferd bald einzufangen und sich wieder persönlich an der Ausführung seines klug angelegten Planes zu beteiligen. Er schreibt über die Affäre in seinem Tagebuche folgendes:





- Oktober  
„ 17te Marschirte das Bataillon nach Mühlhausen zu, ich befreite aber mit 5 Unt. Off. und 50 Husaren 10 200 Gefangene von uns, bey Eisenach auf dem Marsch, wo ich im Versteck lag, und die Eskorte die aus 3 Compagnien Inf bestand niederhieb. Eine umständlichere Beschreibung dieser Affair ist in ein Manuskript zu lesen. Leider wollten Sie nicht so wie ich, wollte ich sie nicht ganz in der Welt zerstreuen lassen mußte ich mit Sie fort, und wir gingen noch bis Ista
- „ 18te Morgens als ich meine Befreiten nachsah wahren mir gewiß schon 4 bis 6000 Mann weggelaufen, da Sie nicht weit in ihre Heimath hatten, da es fast über die Hälfte Westphälinger wahren. Ich nahm meinen Marsch über Kreuzburg bis in der Gegend von Hessen-Kassel
- „ 19te nach Hanövrisch-Minden
- „ 20te Körten, hier fand ich den Gen. v. Zweifel der mir entgegengeschickt ward, um mir die Befreiten abzunehmen, und zu Verpflegen. In den öffentlichen Blättern wurden nur 6000 angegeben, das kam daher, das ich nur so viel an den Gen. v. Zweifel abliefern konnte da mir die Andern die Nacht weggelaufen wahren“.

Noch eingehender schildert den Überfall bei Eisenach ein „Authentischer Bericht von der durch den Lieutenant Hellwig Königl. Preuß. Husarenregiments von Pleß bei Eisenach bewirkten Befreiung einer Anzahl von 8—10 200 seiner Waffenbrüder aus der Französisch. Kriegsgefangenschaft.“

Er findet sich in dem oben erwähnten Sammelbande des Archivs zu Wolfenbüttel. Der Bericht ist anscheinend nicht von Hellwig niedergeschrieben, aber offenbar von ihm entworfen. Er wird durch zwei Geländeskizzen erläutert, deren eine wir wiedergeben.<sup>1)</sup>

Wenn Hellwig in seinem Tagebuche und authentischen Berichte die Zahl der befreiten Gefangenen auf mehr als 10.000 schätzt, so wird er sich irren.

Es kam in der Folge auf ihre Menge auch wenig an. Sie hätten, selbst wenn sie geschlossen dem preukischen Heere wieder zugeführt worden wären, unbewaffnet und mutlos, wie sie waren, die bald darauf folgende Kapitulation des Restes der preukischen Armee unter Blücher bei Rattkau schwerlich aufhalten können.

<sup>1)</sup> Jetzt fahren die Züge der Eisenbahn zwischen Gotha und Eisenach kurz vor dem Eintreffen auf letzterer Station fast genau in der Linie, in welcher Hellwig mit seinen 55 Husaren zur Befreiung der preukischen Soldaten neben der Landstraße dahin sprengte.



Nachträglich haben sich viele zu den preußischen Truppen in Ostpreußen durchgeschlichen. Aber auch dieser Gewinn an Mannschaften ist nicht so wichtig wie das Vorbild, welches Hellwig in diesen Tagen der Mutlosigkeit und Verzweiflung dem preußischen Volke gab.

Er zeigte durch seine That, daß selbst in den Tagen des Unglücks auch der Einzelne mit geringen Mitteln durch Mut und Umsicht Glänzendes leisten kann.

So war Hellwigs kühner Ritt bald in aller Munde. Seine Vorgesetzten, darunter der Herzog von Weimar, schätzten ihn deshalb hoch ein. An Reid und Anfeindung hat es ihm freilich auch nicht gefehlt.

Nachdem sich Hellwig wieder mit seinem Regimente vereinigt hatte, nahm er mit ihm an dem Rückzuge der preußischen Truppen unter Blücher nach Lübeck teil. Ob und wie er damals in die Kapitulation mit einbezogen ist, erscheint als zweifelhaft. Es scheint übersehen zu sein, von ihm den Verpflichtungsschein unterzeichnen zu lassen, nach welchem er in diesem Feldzuge nicht wieder gegen Frankreich dienen durfte. Jedenfalls reiste er bald nach Auflösung seines Regimentes über Liegnitz nach Breslau und Rosenberg zu seinen Schwiegereltern, „um sich das notwendigste zur Fortsetzung der Kampagne wieder anzuschaffen.“ — In Kosel sammelte damals Graf v. Goezzen die getreuen Schlesier zum bewaffneten Widerstande gegen die Franzosen. Zu ihm begab sich als einer der ersten unser Hellwig, um ihm seine Dienste anzubieten. Graf v. Goezzen scheint Bedenken gegen die Verwendung Hellwigs mit der Waffe gehabt zu haben. Jedenfalls ist Hellwig Mitte März 1807 ausdrücklich gegen einen bayrischen Offizier ausgewechselt. Bis dahin scheint er aber zu Meldungen und sonstigen Adjutanten-Diensten, wie sie auch eine Zivilperson leisten kann, verwandt zu sein. Nirgends erfahren wir, daß er mitgekämpft hat. Die Verteidiger von Schlessien wurden damals vom Feinde hart bedrängt und fast bis an die österreichische Grenze getrieben. Der Fürst von Pleß schickte deshalb Hellwig nach Preußen, „um dem König einen mündlichen Rapport von den ganzen Verhältnissen in Schlessien zu machen“. Auf weiten Umwegen über Oesterreich und Polen kam er nach Ostpreußen. Er schreibt in seinem Tagebuche darüber weiter:

„Hier kam ich gerade zur Bataillie von Eylau zurecht, die ich in der Umgebung des General v. Bennigsen mitmachte, und nach der Beändigung zum König nach Memel ging. Ich erledigte mich hier meines Auftrags, und da ich send den Anfällen von 1806 nichts vom König gesehen, kaum gehört hatte, so ward ich von Ihm und Ihr ganz außerordentlich empfangen, Beide sagten mir viel Ausgezeichnetes wegen meiner Affär von Eisenach, ich erfuhr da erst das der König mich gleich wegen der Affär zum

Rittmeister gemacht, und den Orden Pour le mérite zugesichert, den ich aus Ihren Händen auch erhielt, auch ward mir in Schlessien eine Escadron zugesichert.“<sup>1)</sup>

Hellwig kehrte nach der Audienz über Wien nach Schlessien zurück. Da infolge der Schlacht von Eylau die französischen Truppen aus der Grafschaft Glatz wieder abmarschirt waren, richtete Graf v. Gözen, der inzwischen zum Kommandanten von Schlessien ernannt worden war, dort alles zur hartnäckigen Verteidigung ein. Dabei waren die Festungen Glatz und Silberberg seine Hauptstützpunkte. Um alle Bedenken hinsichtlich seiner aus der Kapitulation von Ratkau sich ergebenden Verpflichtungen zu beseitigen, wurde Hellwig, der dem Graf v. Gözen sich wieder angeschlossen hatte, wie schon erwähnt, ordnungsmäßig gegen einen gefangenen bayrischen Offizier ausgewechselt. Von da an nahm er wieder an den Gefechten in Schlessien aktiv teil. Im Gefechte von Hassitz nahe bei Glatz kamen preußische Kanonen in Gefahr, von den Bayern genommen zu werden. Hellwig brachte die fliehende preußische Kavallerie zum Stehen und griff mit ihr bayrische Jäger und Reiterei entschlossen an. Dabei kam er so tief in die feindliche Reiterei hinein, daß nicht nur sein Pferd mehrfach verwundet, sondern auch seine linke Hand durchschossen wurde. Die Batterie wurde aber durch sein Eingreifen gerettet und das Gefecht zugunsten der Preußen beendet.

Bald folgte der Frieden von Tilsit. Hellwig ging, um seine Wunde zu heilen, in das Bad Landeck und kehrte im Sommer 1807 nach Peterwitz bei Frankenstein zurück.

Es folgten die ihm wegen Mangels an kriegerischer Betätigung gewiß unerfreulichen Jahre des Lebens in kleinen schlesischen Garnisonen mit den schon oben erwähnten Zwischenfällen, die ihm Festungshaft einbrachten. Von 1810—1812 lag er mit seiner Truppe in Lützen. Dort hat er sich gut eingelebt.<sup>2)</sup> Er dachte sogar daran, ein nahe gelegenes Gut zu pachten.

Bergeblich versuchte die Regierung Jeromes ihn als Braunschweiger für das Königreich Westfalen zu gewinnen. 1809 war er Eskadronchef beim 2. Schlessischen Husarenregiment, 1812 Major geworden. Während des Feldzuges gegen Rußland im Jahre 1812 blieb er mit 2 Schwadronen seines Regimentes in Schlessien zurück. Er hätte nicht für die Franzosen fechten mögen. Das

---

<sup>1)</sup> Diese Szene schildert Professor Knoetel in einem bekannten Bilde, welches sich auch im Liegnitzer Museum befindet.

<sup>2)</sup> Er schrieb 1811 an seinen Bruder: „Schlessien ist nicht nur ein sehr angenehmes Land, sondern äußerst gesund und in jeder Gegend eine Menge Landstädtchens, in denen es sich gewiß wohlfeiler als in irgend einer Provinz wohnen läßt, und man findet darin auch immer einen Zirkel umgänglicher und artiger Leute.“



untätige Zuschauen bei so gewaltigen kriegerischen Ereignissen wurde ihm aber sauer.

Doch jetzt kam seine Zeit. Der Zug Napoleons gegen Rußland hatte mit der Vernichtung des größten Theils seiner Armee geendet. Im März 1813 erklärte Preußen an Frankreich den Krieg.

Hellwig lag in Stolz bei Frankenstein, als die in Schlesien verbliebenen Schwadronen seines Regimentes mit anderen schlesischen Schwadronen im 2. Schlesischen Husaren-Regiment vereint und auf den Kriegsschauplatz nach Sachsen geschickt wurden. Zunächst mußte er bis Lauban in einem Wagen wegen eines bei einem Sturz gebrochenen Fußes das Regiment begleiten. Das Regiment zog über die Elbe und Saale und hatte von da ab die Aufgabe, die Verbindung des unter dem Schutze von Magdeburg verbliebenen Vizekönigs von Italien mit dem im Maintal aus Frankreich wieder heranrückenden Napoleon zu stören. Das ganze östliche Thüringen wurde von preußischen und russischen Streifparteien durchzogen, welche feindliche Detachements und Kuriere abfingen und mit dem Gegner, der in den Festungen verblieben war, plänkelten. Am 10. April erhielt Hellwig bei Naumburg den Auftrag, zur Störung der Verbindung zwischen Magdeburg und Erfurt auf Partei auszugehen. Wer war froher als unser Held von Eisenach. — Mit gleichem Geschick und Mut wie an jenem Tage überfiel er in der Nacht zum 13. April mit einer Eskadron bei Langensalza eine ansehnliche, alle Truppengattungen umfassende bayrische Abteilung, die aus dem russischen Feldzuge zurückkehrte, um sich neu zu organisieren, und nahm ihr ihre Kanonen ab. Gleich darauf, am 17. April, überrumpelte er in Wanfried eine Schwadron westfälischer Kavallerie, zersprengte sie und führte einen Teil der Mannschaften gefangen mit sich fort, während der andere Teil derselben in Hellwigs Eskadron eintrat.

Diese beiden gegen einen weit stärkeren Feind gerichteten Überfälle wurden nur dadurch ermöglicht, daß Hellwig in großen forcierten Nachtmärschen an den sich sicher meinenden Feind herankam und ihn nach Aufkundschaftung seiner Stellung unter Beihilfe patriotischer Landsleute mit großer Kühnheit überfiel. Glänzend war sein Lohn. Es wurden — was sonst bei solchen einzelnen Gefechten, von einem Falle abgesehen, nicht wieder geschehen ist — die beiden Waffentaten durch Tagesbefehl Blüchers, dem diese Leistungen seiner geliebten Reiterei besonders sympathisch sein mußten, der Armee bekannt gegeben. Unter dem 16. April 1813 heißt es darin:

„Denen Truppen wird hiermit als nachahmenswertes Beispiel die glänzende Waffentat des Majors v. Hellwig des 2. Schlesischen Husaren-Regiments bekannt gemacht, welcher mit einer Eskadron nach 18stündigem Marsch einen 1200 Mann Infanterie, 300 Mann Kavallerie starken Feind, der sechs Stück Geschütz bei

sich hatte, in der Nacht vom 12. zum 13. d. in Langensalza überfallen hat und demselben 3 Kanons, 2 Haubitzen, 1 Munitionswagen, 30 Pferde und einige Gefangne nach einem hartnäckigen Gefecht abgenommen hat.“

Hellwig erhielt als zweiter das Eiserne Kreuz 2. Klasse und einen russischen Orden. Der Tagesbefehl vom 28. April theilte aber mit, daß ihm für das rühmlich geführte Gefecht bei Wanfried das Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen worden sei. Diese glänzende Auszeichnung war um so wertvoller, als Hellwig als erster mit diesem Orden dekoriert wurde.

Damit war sein Ruhm als glänzender Reiterführer ein für allemal begründet. Er war einer der populärsten Offiziere der verbündeten Armeen geworden. Seine Husaren vergötterten ihn und sangen von ihm ein Lied mit dem Endreim: Immer voran.

Seht ihn auf dem Schimmel sitzen,  
Seht, wie ihm die Augen blitzen,  
Sicher macht er einen Plan.

Er genoß aber auch derartig das Vertrauen seiner Vorgesetzten, daß man ihn während der ganzen Feldzüge von 1813 bis 1815 mit den schwierigsten Aufgaben betraute. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß er mit den Seinen in dieser ganzen Zeit fortgesetzt Klinge an Klinge mit dem Feinde blieb. Beim Vorrücken der Armee zog er das Gelände aufklärend voran. Bei den Begegnungen mit den Feinden in der Schlacht griff er mit seinem Regimente allein oder in Verbindung mit größeren Truppenmassen, je nach der Gefechtslage, ein. Beim Rückzuge hatte er diesen zu decken.

Leztere Aufgabe fiel ihm bald nach den oben geschilderten Waffentaten zu, als die Verbündeten vor der großen Armee Napoleons Schritt für Schritt zurückwichen. Der Schlacht von Groß-Görschen mußte er untätig beiwohnen. Am 8. Mai theilte ihm Blücher mit, daß der König auf Hellwigs Gesuch diesem durch Kabinettsorder vom 11. Mai bewilligt habe, die zwei Schwadronen des 2. Schlesiſchen Husaren-Regiments, mit welchen er ausgerückt war, „als Stamm eines Partisanenkörps zu nehmen und nach vorfindenden Mitteln zu vergrößern und wann und wo er hingehen wollte.“

Damit war unserem Helden gewissermaßen das Patent als Freikörpsführer gegeben. Er vermehrte in den folgenden Monaten seine zwei Schwadronen allmählich durch überzählige Leute und Beutepferde, durch Errichtung eines freiwilligen Jägerdetachements zu Fuß und durch Bildung einer dritten Husarenſchwadron.

Freilich hätten diese Neubildungen vor den kritischen Augen eines Friedenssoldaten vielfach keine Gnade gefunden. Verschiedenartig war der Wert der Mannschaften dieses Hellwig'schen Körps



wie ihre Waffen und Uniformen. Die Preußen hatten von England zur Neuausrüstung ihrer Truppen englische Uniformen erhalten. Davon wurden in der Zeit nach dem Waffenstillstande von Poischwitz rote Dolmans und Pelze an das Hellwigsche Korps abgegeben. Die vorderen Glieder seiner Schwadronen hatte Hellwig nach Art der Kosaken mit Piken bewaffnet. Die Waffen und Ausrüstungsgegenstände der Fußjäger mußten erst allmählich vom Feinde erbeutet werden. So wird seine Schar buntschekig genug ausgesehen haben.

Bei der Schlacht von Bauzen war er nicht beteiligt. Er hatte sich mit seinen beiden Schwadronen in die Gegend von Senftenberg und später nach Muskau gewandt und stellte die Verbindung mit dem nach der Mark zurückgehenden Bülow'schen Korps und der nach Schlesien zurückgehenden Hauptarmee der Verbündeten her.

Bei Senftenberg wurde er, als gerade seine Schwadron abgefattet hatte, von einer größeren französischen Abteilung aller Waffengattungen angegriffen. Da aber Rittmeister v. Witowckh, der Führer seiner andern Schwadron, vorsichtiger gewesen war und sich sofort dem Feinde entgegenwarf, gelang es, in geordnetem Rückzuge diesem noch kräftig Abbruch zu tun.

Sein Versuch, von Muskau aus Rheinbundtruppen in Hoyerswerda zu überrumpeln, wurde zunächst abgewiesen, veranlaßte aber doch den Feind, abzuziehen. Am 8. Juni überschritt Hellwig bei Roßlau die Elbe, um sich mit seinem Streifkorps in den Harz zu werfen, als ihn die Nachricht vom Waffenstillstande von Poischwitz überraschte. Er mußte über die Elbe zurückgehen. Da er Zerbst, welches zwar rechts der Elbe, aber innerhalb der französischen Demarkationslinie lag, in einer anderen Auslegung der Demarkationsbestimmungen nicht verlassen wollte, hätte ihn das Geschick des Lützow'schen Freikorps ereilt, wenn er nicht in letzter Stunde abgezogen wäre.

Dem gedachten Waffenstillstande folgten bald die schweren, aber herrlichen Tage von Großbeeren, Dennewitz und Wartenburg. Hellwig hat bei den dort von den preussischen Truppen errungenen Siegen erfolgreich mitgewirkt. Er gehörte zu Borstell's Vorhut, belästigte die Feinde unaufhörlich, ritt mehrere glänzende Attacken und nahm den nach der Schlacht bei Dennewitz zurückweichenden Sachsen, aus einem Hinterhalte hervorbrechend, bei Holzdorf gemeinsam mit dem Rittmeister v. Blankenburg eine Batterie von 8 Kanonen und 20 Munitionswagen ab und machte an 1000 Gefangene.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> über ihre Beteiligung an dieser Waffentat entstand später zwischen Blankenburg und Hellwig ein Streit.

Am 8. Oktober jagte er mit seinen Schwadronen drei französische Reiterregimenter in die Flucht, die erst vor den Thoren von Leipzig, als französische Infanterie eingriff, ein Ende fand.

Am 17. Oktober überfiel er auf der Rückzugslinie der Franzosen Dorf und Schloß Bippach, wobei er einer polnischen Ulanenschwadron 3 Offiziere, 70 Mann und 80 Pferde abnahm. Den Gegenangriff der numerisch überlegenen Feinde wies er in Sömmerda mit Erfolg ab, wobei ihm seine Infanterie gute Dienste leistete.

Er erhielt dann nach der Schlacht bei Leipzig den Befehl, den Nordharz vom Feinde zu säubern. Hellwig plante dabei, Rassel zu überfallen. Der Feind war aber schon vorher abgerückt. In Blankenburg, Halberstadt und seiner Vaterstadt Braunschweig wurde er glänzend empfangen. Ein Ausruf: „An meine deutschen Brüder“<sup>1)</sup> führte ihm zahlreiche Freiwillige zu, so daß schließlich sein Freikorps 3 Schwadronen Husaren, 1 Schwadron reitender Jäger, 3 Kompagnien Jäger und eine Abteilung Büchsenjäger umfaßte. Mit diesen Truppen rückte er im Dezember 1813 zum Bülow'schen Korps über die holländische Grenze, um dort sich bis zum Frieden von Paris mit dem General Maison, dem Oberbefehlshaber über die französischen Truppen in den Niederlanden, in fast täglichen Kämpfen heranzuschlagen.

Dieser stützte sich auf die dortigen festen Plätze, namentlich auf Antwerpen, und beunruhigte die Preußen durch fortgesetzte Vorstöße, bei welchen Hellwigs vorgeschobene Truppen bei schlechten Straßen und wechselndem Winterwetter oft einen schweren Stand und erhebliche Verluste hatten. Nach dem Frieden wurde die freiwillige Jäger-Schwadron und die Büchsenjäger-Kompagnie entlassen. Auch in bezug auf die übrigen Teile seines Korps fanden wesentliche Veränderungen statt. Hellwig wurde zum Kommandeur des 9. Husaren-Regiments ernannt. Als solcher nahm er am Feldzuge des Jahres 1815 teil. Bei Ligny war nur eine seiner Schwadronen zugegen, welche vom Feinde bereits genommene Geschütze wieder gewinnen half. Er war aber an den folgenden Tagen bei den Gefechten gegen Grouchy beteiligt und später an der Verfolgung der Franzosen bis Paris. Nach der Übergabe von Paris durchzog sein Regiment am 8. Juli die Stadt. Am 3. Oktober fand vor Paris eine Parade vor dem König statt. Dabei wurde Hellwig zum Oberstleutnant ernannt und zur Tafel des Königs gezogen. Am 25. November 1815 überschritt er mit seinem Regimente wieder die deutsche Grenze. Letzteres wurde zunächst nach Pommern, bald danach aber als Rheinisches Husaren-Regiment nach Koblenz und später nach Saarbrücken gelegt.

<sup>1)</sup> Ein Exemplar des Ausrufs findet sich als Geschenk seiner Enkelin, Frä. v. Hellwig, im Niederschleisischen Museum zu Liegnitz.



Hellwigs Tagebuch ist für diese Jahre mit Notizen über Übungen, Revuen, Manöver usw. angefüllt, woraus hervorgeht, daß auch der Friedenssoldat Hellwig nie still saß. 1819 wurde Hellwig Oberst, 1830 Kommandeur der 15. Kavalleriebrigade, 1831 Generalmajor. Als solcher nahm er an der im ersten Hefte unserer Mitteilungen gedachten Revue bei Liegnitz im Jahre 1835 teil. Er wohnte damals Mittelstraße 14. 1838 nahm er seinen Abschied. Dabei wurde er zum Generalleutnant befördert. Nach einer Mitteilung des Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten forderte Hellwig seinen Abschied, weil er sich durch eine Übergehung im Avancement verletzt fühlte. Diese Mitteilung wird der Wahrheit entsprechen, denn als 1841 der König mit seiner Generalität zu einer Revue nach Liegnitz kam, besuchte Hellwig für diese Zeit seinen Schwager Freitag in Posen, offenbar um einer Begegnung mit der letzteren aus dem Wege zu gehen.

Schlesien hat verhältnismäßig wenig berühmte Personen des Soldatenstandes hervorgebracht. Auffällig viele haben sich aber in ihrer späteren Lebenszeit in dieser Provinz dauernd niedergelassen. So Sendlitz, Blücher, York, Gneisenau,<sup>1)</sup> Moltke und Roon. Es handelt sich dabei offenbar nicht um Zufälligkeiten. In dem zum größten Teil anmutigen Lande mit einer gutartigen Bevölkerung läßt es sich behaglich leben. Das empfand auch unser Hellwig, wie schon aus seiner oben wiedergegebenen Äußerung gegenüber seinem Bruder hervorgeht. In Schlesiens hatte er länger als 20 Jahre in Garnison gelegen. Für Schlesiens Freiheit hatte er 1807 unter dem Graf v. Goetzen gekämpft. Dort hatte er sich seine Familie gegründet. Dort waren ihm seine Kinder geboren. Dort lebten viele seiner alten Freunde und Kriegskameraden. Was Wunder, daß er nach seiner Pensionierung dorthin zurückkehrte.

Er wandte sich nach Liegnitz, welches damals, ehe die rücksichtslose Ausbeutung des Bodens die Landschaft verwüstet hatte, in einer fruchtbaren Gegend anmutig gelegen war. Sein Tagebuch Nr. 10 für die Jahre 1839—1844 ist mit Notizen über Jagdausflüge und Badereisen nach Flinsberg und Warmbrunn ausgefüllt. Bei den letzteren wurde der Weg in zwei Tagen zurückgelegt und in Löwenberg (Hotel du Roy) oder Greiffenberg übernachtet. Gejagt hat Hellwig bei Benecke v. Groeditzberg, Oberleutnant v. Schill zu Kl. Neudorf, Prinz Biron zu Wartenberg und anderen mehr. Das Tagebuch schließt mit der Notiz über eine Reise nach Warmbrunn im Jahre 1844 ab. Wahrscheinlich haben Alter und Krankheit ihm die Fortführung unmöglich gemacht.

<sup>1)</sup> Gneisenau lag lange in schlesischen Garnisonen und war dort begütert. Schließlich verkaufte er aber Erdmannsdorf i. Riesengebirge und siedelte nach Sommerschenburg in der Provinz Sachsen über.

Dann bringt uns das Liegnitzer Stadtblatt vom 1. Juli 1845 folgende Nachricht:

„Am 26. Juni 1845 starb morgens gegen 10 Uhr am Schlagfluß *Sr. Excellenz* der Generalleutnant v. Hellwig in stiller Zurückgezogenheit eines Privatmanns und hochgeachtet von der Einwohnerschaft. Sein Andenken bewahren die preußischen Annalen durch Aufzeichnung seiner glänzenden Waffentaten. Sie stehen neben denen von Schill und Lüchow, welchem Hellwig als der Letzte durch den Tod nachfolgte. Gewiß noch lange bleiben aber diese drei Namen in der Erinnerung der preußischen Nation, weil sie Männer bezeichnen, die zuerst das Banner der Freiheit erhoben und es ihren Zeitgenossen vortrugen.“

Hellwig hatte 4 Geschwister. Ein jüngerer Bruder starb als Kind, ein anderer unverheiratet als Kaufmann in Braunschweig. Seine Schwester Henriette verheiratete sich mit dem Professor Illiger in Berlin, eine andere, Johanne Christiane Luise, mit Professor Sillem in Braunschweig.

Hellwig war seit 1804 in erster Ehe mit Josephine Frein v. Falderen vermählt. Diese Ehe wurde im Jahre 1809 geschieden. Er verheiratete sich dann im gleichen Jahre mit Charlotte geb. Freitag.

In jeder Ehe wurde ihm eine Tochter geboren. Diese Kinder starben in jungen Jahren. So wurde er nur von seinem 1812 in Lüben geborenen dritten Kinde Friedrich Rudolph Oscar überlebt, der zuletzt als Rittmeister im Garde-Kürassier-Regimente diente, sich dann die Rittergüter Groß- und Klein-Roessa bei Torgau kaufte und schließlich 1885 in Halle a. S. starb. Dort leben z. Z. noch seine einzigen Kinder Frä. Catharina v. Hellwig und Marie, die Witwe des Majors Friedrich v. Westernhagen. Die Kinder und Enkelkinder der letzteren sind die letzten Nachkommen Friedrich v. Hellwigs.<sup>1)</sup>

Von Hellwig sind uns erfreulicher Weise drei Bilder erhalten, die sämtlich datiert sind und offenbar ihn zutreffend darstellen:

1. ein Pastellbild bezeichnet: Carl Klag d. 30. Dez. 1813,
2. ein Stich bezeichnet: Daniel Berger sc. 1814.
3. eine Steinzeichnung bezeichnet: H. Sapin auf Stein gez. 1827.

Das zweite Bild haben wir verkleinert wiedergegeben. Es ist sehr charakteristisch und zeigt uns ein frisches, energisches Gesicht. Die Stirn ist nach der Mode jener Zeit von dem schon etwas dünnen, nach vorn gezogenen, lockigen Haupthaar malerisch umrahmt. Die Nase ist, wie das dritte Bild noch besser zeigt, leicht gebogen, das Kinn kräftig, der volle Mund von einem langen, flotten Schnurrbart umrahmt. Die Augen sehen froh und

<sup>1)</sup> Vergleiche die beigegebene Stammtafel. (Seite 194.)



schalkhaft in die Welt. — Das ganze Bild spiegelt in zutreffender Weise das Wesen des ebenso tapferen wie umsichtigen Reiteroffiziers wieder.

Das Pastellbild zu 1 ist dagegen eine schwache Kunstleistung. Das Gesicht ist tot. Aber wegen der farbigen Wiedergabe der Uniform ist es von Wert. Es wurde von dem Direktor v. Ubisch vor kurzem für das Zeughaus erworben. Der Professor Knoetel bewährte sich bei der Identifizierung des Bildes wieder als ausgezeichnete Uniformenkennner. Gab doch die rote Husarenuniform mit dem blauen Kragen zunächst ein Rätsel auf. Es war für ihn leicht gelöst: Die Uniform ist die von England gelieferte, welche Hellwigs Korps während des Waffenstillstandes 1813 anlegte und die noch 1815 getragen wurde. Die Orden, namentlich das eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse, und schließlich die Ähnlichkeit des Dargestellten mit dem auf dem Bilde unter 2 wiedergegebenen Husaren weisen mit Sicherheit auf Hellwig hin.

Auf dem Bilde fehlen auch die ganz unmöglichen Epaulettes des zweiten Bildes. Wie der tüchtige Berger dazu gekommen ist, sie hinzuzufügen, bleibt rätselhaft.

Das erste Bild ist übrigens wahrscheinlich am Niederrhein entstanden, den das Hellwigsche Streifkorps zu Neujahr 1814 bei Arnheim überschritt.

Das dritte Bild ist ein gutes Portrait vom Jahre 1827. Es ergänzt in vieler Hinsicht die älteren Bilder. Nase und Mundpartie treten darauf deutlicher hervor. Das Haar ist merklich dünner geworden. Es entspricht einem im Besitze des 2. Rheinischen Husaren-Regimentes Nr. 9 befindlichen Ölgemälde.

Überblicken wir zum Schluß das Leben Friedrich v. Hellwigs, so können wir an den Nachruf des Liegnitzer Stadtblattes anknüpfen. Zutreffend wird er darin in eine Reihe mit Schill und Lützow gestellt. Er war, wie sie, ein hervorragender Reiteroffizier und Freischarenführer in jener schweren Zeit, die im Oktober 1806 über Preußen hereinbrach. Aber — wie schon die alten Dichter klagten — ungleich verteilen die Götter den Nachruhm. Es lebten Tapfere vor und nach Agamemnon. Niemand kennt sie. Es hat ihnen der Sänger und Geschichtsschreiber gefehlt. —

Schill lebt im Gedenken der Nachwelt wegen seiner disziplinwidrigen aber heroischen Erhebung gegen das Franzosenjoch und wegen seines tragischen Unterganges fort. Lützows Nachruhm ist gesichert, weil inmitten seiner Schar Theodor Körner dichtete, kämpfte und starb.

Hellwig hat für die Befreiung unseres Vaterlandes praktisch mehr geleistet als Schill und Lützow. Er ist aber fast vergessen.

Gustav Freytag hat zwar in seinem letzten Bande der Ahnen: „Aus einer kleinen Stadt“ neben Graf v. Goetzen auch unsern Hellwig gefeiert. Der Held des Romans tritt darin in Hellwigs

Freischar ein. Aber trotz der weiten Verbreitung der Schriften Gustav Freytags und trotz der gedachten Sonderschriften über Hellwig kennt diesen unser Volk höchstens als den Helden des Überfalls von Eisenach.

Als in den schlimmen Tagen von Jena und Auerstedt die Tapfersten verzagten, war dieser Husarenstreich schon eine hervorragende That. Hellwig hat aber dem Vaterlande viel mehr geleistet. Er hat mit Graf v. Goetzen bis zum Frieden von Tilsit unermüdet für Schlesien gekämpft. Er war 1813 ein glänzender und erfolgreicher Freischarenführer und führte 1814 unter den schwierigsten Verhältnissen ein größeres Korps in Holland. — Der feste Leutnant entwickelte sich zum bewährten General der Kavallerie.

Das ist trotz jenes Nachrufes des Liegnitzer Stadtblattes auch in Schlesien vergessen.

Tief bedauerlich ist, daß in Liegnitz sein Grab zerstört ist. Es war eine Ehrenpflicht für unsern Verein, dieses Übersehen des Wertes des dort zur letzten Ruhe Bestatteten wieder gut zu machen.

Möchten, den Denkstein ergänzend, diese Zeilen dazu beitragen, die Bedeutung des tapferen Mannes in das rechte Licht zu setzen und die Erinnerung an ihn, der sich als Schlesier gefühlt und für Schlesien gekämpft und geblutet hat, in Schlesien dauernd wach zu halten. Er hat den Besten seiner Zeit genug getan. Möge er auch für alle Zeiten unter uns leben.





## Stammtafel der Familie v. Hellwig.

Erläuterungen: \* geboren, × vermählt, † gestorben.

v. Hellwig, Hofjägermeister in Diensten des Herzogs Adolph Friedrich von Mecklenburg-Strelitz × mit .... geb. Kindermann (oder Kundtmann)

Friedrich Ludwig Wilhelm Hellwig, Bürgermeister in Garz a. Oder × 28. 6. 1742 zu Garz a. D. mit Dorothea Hedwig geb. Kolbe  
† 22. 6. 1768 zu Garz a. D.

Johann Christian Ludwig Hellwig, Hofrat, Dr. phil. und Professor der Mathematik in Braunschweig × 7. 4. 1774 zu Brenzlau mit Dorothea Henriette geb. Schönwald  
\* 8. 11. 1743 zu Garz a. D. \* 17. 5. 1750 zu Königsberg N.N.  
† 10. 9. 1831 zu Braunschweig † 14. 1. 1793 zu Braunschweig

1. Karl Friedrich Ludwig v. Hellwig, Generalleutn. × 1804 mit Josephine geb. Freiin v. Falderin  
\* 18. 1. 1775 ebenda × 1809 mit Charlotta geb. Freytag  
† 26. 6. 1845 zu Liegnitz

2-5 siehe Anmerkung \*)

1. Eine früh verstorbene Tochter erster Ehe

2. Friederika Angelica Camilla Hellwig, \* 7. 12. 1810 zu Lüben, † 16. 2. 1812 das.

3. Friedrich Rudolf Oskar v. Hellwig, Rittmeister im Garde-Kürassier-Regt. \* 6. 1. 1812 zu Lüben † 8. 4. 1885 zu Halle a. S.

× November 1842 zu .... mit Luise geb. Haack  
\* 1. 7. 1821 zu Berlin  
† 6. 3. 1891 zu Halle a. S.

1. Katharina von Hellwig unvermählt in Halle a. S. \* 1. 9. 1843 zu Berlin

2. Marie von Hellwig, in Halle a. S. \* 4. 11. 1846 zu Groß-Rössen

× 14. 12. 1871 zu Groß-Rössen mit Major Fritz von Westernhagen vom 36. Füsilier-Regiment  
\* 6. 12. 1839 zu Teistungen  
† 29. 11. 1884 zu Halle a. S.

1. Lothar v. Westernhagen, Oberleutnant d. R. und Kammerherr der Fürstin v. Lippe-Deimold, Berlin \* 5. 2. 1876 zu Torgau

× 30. 9. 1899 zu Halle a. S. mit Margarete geb. Hübner \* zu Halle a. S.

2. Bruno von Westernhagen, Oberleutnant im R. Augusta-Regt. (Berlin), \* 23. 8. 1878 zu Torgau

1. (Sohn) Edel v. Westernhagen \* 3. 9. 1900 zu Hagenau

2. Felicitas von Westernhagen \* 14. 12. 1906 zu Düsseldorf

\*) Geschwister von Friedrich v. Hellwig:

2. Johanna Henriette Wilhelmine Hellwig \* 17. 11. 1776 zu Braunschweig, † 1813  
× mit Professor Allger, Berlin

3. Dietrich Joseph Gottlieb Hellwig \* 30. 8. 1780 zu Braunschweig † 1783 ebenda.

4. Johann Karl August Hellwig, Kaufmann in Braunschweig \* 15. 5. 1786 daselbst † 20. 2. 1816 daselbst unvermählt

5. Johanna Christiane Luise Hellwig \* 15. 3. 1789 zu Braunschweig  
× mit Professor Sille, Braunschweig

## Zeitgenössische Mittheilungen über die kriegerischen Ereignisse in Liegnitz und Umgebung während der Zeit vom 26. Mai 1813 bis zur Schlacht an der Katzbach.

Von Heinrich von Nakmer.

Samter hat in seiner Schrift über die Schlacht an der Katzbach auch die geschichtlichen Vorgänge, deren Schauplatz Niederschlesien in den drei Monaten vor der Schlacht am 26. August 1813 war, eingehend dargestellt. Weitere Mittheilungen aus anderen Quellen, die insbesondere schildern, wie Stadt und Land durch die kriegerischen Ereignisse in Mitleidenschaft gezogen wurden, dürften zur Ergänzung nicht unwillkommen sein.

Wir haben uns darauf beschränken müssen, drei davon wiederzugeben.

I. Einen Artikel aus einer nicht mehr vorhandenen Liegnitzer Zeitung, den wir einem Abdruck in der Breslauer Zeitung vom Donnerstag, den 3. Juni 1813 entnommen haben. Er handelt von dem Einzuge des Kaisers Napoleon in Liegnitz und ist datirt vom 29. Mai 1813.

II. Einen Abriß aus Fabry, Journal des Opérations des III<sup>e</sup> et V<sup>e</sup> Corps en 1813, der über die Befestigung von Liegnitz gegen Ende des Waffenstillstandes und die Feier des Geburtstages des Kaisers Napoleon berichtet.

III. Aufzeichnungen des Pfarrers von Nicolstadt, dem dortigen Kirchenbuche entnommen, die insbesondere die Leiden des platten Landes schildern.

Zur Klarstellung der historischen Lage ein kurzes Vorwort: Nachdem Napoleon im Winter des Jahres 1812/13 einen großen Teil seiner Truppen in Rußland verloren hatte, waren die verbündeten Preußen und Russen im Frühjahr 1813 bis an und über die Elbe vorgerückt. Ende April hatte Napoleon genügend neue Streitkräfte herangezogen, um ihnen mit Erfolg entgegenzutreten zu können.



Nach den Niederlagen von Groß-Görschen und Bauzen zogen sich die Verbündeten durch Niederschlesien zurück. Alles schien wieder verloren zu sein. Nur Blücher verlor den Mut nicht. Am 26. Mai überfiel er mit seiner Kavallerie die Vorhut der Franzosen bei Baudmannsdorf [Michelsdorf] östlich von Haynau und nahm ihnen 11 Kanonen ab, die am Abend dieses Tages im Hofe der Ritterakademie zu Liegnitz aufgestellt wurden.

Aber dieser glückliche Waffengang diente nur dazu, den weiteren Rückzug der Verbündeten zu decken. Für Liegnitz bedeutete er eine Gefahr. Man fürchtete nicht mit Unrecht die Rache Napoleons, der am 27. Mai, einem Himmelfahrtstage, mit seinen Truppen in die Stadt einrückte.

Er zog bereits wenige Tage darauf nach Breslau weiter. Doch die Kämpfe bei Groß-Görschen und Bauzen und der wohlgeordnete Rückzug der Verbündeten auf Schweidnitz gaben Napoleon ein Gefühl der Schwäche. Er suchte Zeit zu gewinnen, um neue Streitkräfte zu organisieren und durch diplomatische Verhandlungen die Verbündeten zu schwächen. So schloß er mit den Verbündeten, die gleiche Interessen hatten, den Waffenstillstand von Poischwitz [bei Jauer] am 4. Juni 1813 ab.

Es wurde darin dessen Dauer bis zum 26. Juli vereinbart und eine neutrale Zone für Schlesien bestimmt, deren Grenzen aus beigefügter Skizze ersichtlich sind. Die an der Demarkationslinie liegenden Städte konnten von der betreffenden Partei voll, also Liegnitz auch auf dem rechten Ratzbacheser, besetzt und besetzt werden. Von letzterer Bestimmung wurde französischerseits in Liegnitz jedoch erst im August, wie Fabry berichtet, Gebrauch gemacht.

Der Waffenstillstand wurde um 4 Wochen verlängert, während welcher Zeit die kriegerische Stimmung beiderseits so wuchs, daß die neutrale Zone nur noch von größeren Truppenmassen respektiert wurde.

Von dieser Zeit handeln die drei folgenden Mitteilungen:

#### I.

Wir sehen Liegnitz vom 27. Mai ab in feindlicher Hand. Ein Artikel der Liegnitzer Zeitung schildert den Einzug Napoleons und die Besetzung der Stadt durch französische Truppen.

Er ist nicht sehr erfreulich! Mag immerhin der Verfasser unter dem starken Druck der französischen Einquartierung geschrieben haben, die Lobpreisung der französischen Manneszucht wirkt peinlich, zumal sie nach anderen Quellen nicht der Wahrheit entspricht. So schreibt z. B. Samter darüber unter Angaben von Einzelheiten: „Die Garden hatten sich so schlecht benommen, daß ihr Andenken gewiß unvergeßlich — im schlechten Sinne — sein wird!“

Der Artikel lautet wörtlich:

Liegnitz vom 29. May 1813.

Der 27. May war der Tag, an welchem wir das Glück hatten, Sr. Majestät den Kaiser Napoleon, begleitet von seinen Garden, in unsere Mauern einrücken zu sehen; es geschah gegen Abend kurz vor dem Untergange der Sonne.

Nie ist wohl ein Volk mehr getäuscht worden, als wir; denn statt zusammengelaufene Horden und Rotten zu erblicken, wie man uns vorgegaukelt hatte, sahen wir wahre Kerntruppen [denn das sind ja besonders die Männer der kaiserlichen Leibwache] in der größten Ordnung bei uns einziehen. Ob uns nun gleich alle Autoritäten und Polizeibehörden unglücklicherweise verlassen hatten, und wir also unserem Schicksale ganz allein überlassen waren, so wurde dennoch durch französische Gensd'armerie die Ordnung aufs beste und trefflicher gehandhabt, als die lügenhaften Tageblätter sie vorher schilderten, indem man uns von Räubereien und Plünderungen der Städte und Dörfer vorerzählte, welche die französischen Soldaten, wohl gar auf empfangene höhere Ordre, unternehmen würden, sobald sie das preußische Gebiet beträten.

Ja unsere bange Erwartung ging selbst so weit, daß viele ihre Habseligkeiten verbargen und in Sicherheit brachten; allein wie groß war unser Erstaunen, als wir sahen, wie die französischen Krieger nicht allein alle Erfordernisse ihres Unterhalts mit Bescheidenheit forderten, sondern auch sogar das, was sie in den öffentlichen Häusern erkaufte, mit klingender Münze bezahlten.

Dies mußte alle unsere Erwartungen übersteigen, und hatte die Folge, unsere Herzen mit Zutrauen und Liebe für so großmütige und hochherzige Sieger zu erfüllen.

Noch haben wir das Glück, Sr. Majestät den Kaiser in unsrer Mitte zu wissen, vernehmen aber, indem wir dies berichten, Allerhöchstdero Abreise von hier, wohin wird die nächste Zukunft beantworten.

Die letzte That, welche die Russen ausübten, war das Verbrennen eines bedeutenden Heu- und Stroh-Magazin's, welches sich vor unsrer Stadt befand.

Möge Ordnung und Disciplin fernerhin unter uns walten und eine freundschaftliche Annäherung der streitenden Mächte uns bald den sehnlich erwünschten Frieden bringen!

## II.

Wie vielen mögen Tränen in die Augen getreten sein, als sie obigen Artikel lasen; Tränen der Scham, ob der Würdelosigkeit deutscher Männer, Tränen der Trauer, daß noch immer deutsches Land unter dem Tritt französischer Truppen und Söldner erzitterte.



Nur zu bald wurden auch die, welche diesem Artikel Beifall zollten, anderer Meinung, als man zur Befestigung von Liegnitz schritt, als Handel und Wandel aufhörten und statt dessen Frohndienst und Abgaben die Bürgerschaft drückten.

Als der Waffenstillstand seinem Ende entgegenging, ohne daß es Napoleon gelungen war, Oesterreich zu sich herüberzuziehen, wurde die Lage der Franzosen in Schlesien — damals nur zwei Armeekorps [III. und V.] stark — entschieden bedenklich, sodaß Napoleon Anfang August den Befehl erteilte, Liegnitz sollte befestigt werden. In diese Tage fiel auch die Feier des Geburtstages des Kaisers. Über beide Begebenheiten berichtet Fabry wie folgt:

„In den ersten Tagen des Monats August befahl der Kaiser eine Denkschrift einzureichen über die Mittel, Liegnitz in Verteidigungszustand zu setzen, und wenige Tage darauf gab er den Befehl, es so in Stand zu setzen, daß es gegen einen Handstreich gerüstet sei.

Die spanischen Pioniere und 400 von der 9. und 10. Division gestellte Arbeiter waren seit dieser Zeit bis zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten fortgesetzt an der Herstellung der Werke beschäftigt. Man legte vor dem Glogauer, Hagnauer, Goldberger und Breslauer Thor mit Palissaden versehene Tambours an und über den Ausgängen der Umfassungsmauern verkleidete Galerien für die Verteidigung. Um das Schloß wurde nach der Feldseite hin eine Erdumwallung aufgeworfen und um die Schleusen des Katzbachkanals — vermittels welcher man in weniger als 20 Stunden eine Überschwemmung von über  $\frac{2}{3}$  der Stadtumfassung erreichen konnte — zu decken, baute man ein Werk in Form einer Lunette.

Am 8. August kam der Befehl, den Geburtstag des Kaisers am 10. August<sup>1)</sup> zu feiern. Das war das sicherste Zeichen von der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten. Jedermann freute sich darüber, denn in allen Lagern zeigte man sich unwillig über die Ruhe und wünschte handgemein zu werden.

Am 10. August bei der Reveille zeigte ein Salut der Artillerie im Hauptquartier und in den Lagern den Anbruch des allen französischen Soldaten so teuren Jahrestages an. Gleichzeitig wurden alle Gefangenen, die wegen eines Disziplinarvergehens in den Gefängnissen von Liegnitz und den Arrestlokalen der Feldlager gefangen gehalten waren, in Freiheit gesetzt.

Am 10<sup>o</sup> wohnten die Generale der 8., 11. und 39. Division, sowie der Kommandant der 23. leichten Kavallerie-Brigade mit ihren Stäben einer Messe bei, welche sie in den katholischen Kirchen ihrer Hauptquartiere zelebrieren ließen.

Die Generale der 9. und 10. Division, welche näher an Liegnitz lagen, begaben sich zur selben Zeit mit ihren Stäben dorthin zu

<sup>1)</sup> Statt am 15. August.

dem Marschall Prinz v. d. Moskwa,<sup>1)</sup> wo schon der Chef des Generalstabs mit all seinen Offizieren, der Artillerie-Kommandant, der Kommandant der Genietruppen, der Intendant, alle Verwaltungs-Chefs und der General-Auditeur aus dem Umkreis von Liegnitz sich versammelt hatten.

Der Zug begab sich unter Borantritt einer Militärkapelle inmitten einer Doppelreihe von Kanonieren und Pionieren von der Wohnung des Marschalls nach der Kirche zu St. Johann, welche mit großer Sorgfalt für diese Feier geschmückt war und welche eine große Menge katholischer und protestantischer Einwohner füllte, die durch den Pomp und die Neuheit des Schauspiels herbeigelockt waren.

Messe und Tedeum erfolgten unter Musikbegleitung. Nach der Messe ließ der Marschall 2 Grenadier- und 2 Voltigeur-Bataillone, welche aus den benachbarten Lagern herangezogen waren, auf dem Marktplatz von Liegnitz Aufstellung nehmen und mit der Artillerie und den Pionieren in Parade vorbeifilieren. Die Genauigkeit, mit welcher diese Truppen die verschiedenen Bewegungen ausführten, welche ihnen befohlen wurden, bewies, bis zu welchem Grade ihre Ausbildung gediehen war, und ihre glänzenden Uniformen zeugten von dem Reichtum der Regimenter, welchen sie angehörten.

Alsdann wurde zu Mittag, von den Intendanten vorgesorgt, an alle Unteroffiziere und Mannschaften eine doppelte Portion Fleisch und Reis, eine Flasche Bier und ein doppeltes Maß Branntwein ausgegeben.

Um 1 Uhr veranstaltete man in allen Lagern<sup>2)</sup> wie in der Stadt Lauf- und Springspiele. Die Kavallerie in dem kleinen Städtchen Rauden<sup>3)</sup> hielt ein Rennen ab.

Unabhängig von diesen Übungen, für welche es je drei Preise in jeder Division gab, wurde auch noch Gänsegreifen und Mastklettern veranstaltet, wobei sich alle Soldaten ohne Rang amüsierten.

Die Bevölkerung von Liegnitz und den umliegenden Ortschaften nahm lebhaften Anteil an allen diesen für sie ebenso überraschenden wie angenehmen Veranstaltungen.

Um 5 Uhr wurde eine Ruhepause in den Spielen gemacht. Ungeheure Tafeln waren mit ebenso viel Eleganz wie Verschwendung gedeckt; Offiziere und Soldaten setzten sich, und das Festessen begann.

Der Feldmarschall vereinigte in seiner Wohnung an einer Tafel von 150 Gedecken alle Generäle und Generalstabsoffiziere, sowie die der Artillerie und Pioniere und die Verwaltungsbeamten, den Bürgermeister und die Geistlichkeit von St. Johann.

<sup>1)</sup> Marschall Ney wohnte in der Ritterakademie.

<sup>2)</sup> Französische Lager befanden sich u. a. bei Lindendbusch und Pfaffendorf, westlich vom Bahnhofe Rosendau und bei Hagnau.

<sup>3)</sup> Gemeint ist Raudten.



Der Trinkspruch auf den Kaiser wurde zur gleichen Zeit bei allen Armeekorps ausgebracht. Artilleriesalven trugen ihn hinüber auf das andere Ufer der Oder in das Lager der Feinde.

Dem Trinkspruch auf Sr. M. schlossen sich andere den Franzosen nicht minder zu Herzen gehende an, so auf die Kaiserin und den König von Rom.

Die ausgelassene Heiterkeit rief auch noch andere hervor, unter denen besonders hervorklangen die Rufe auf den Frieden und auf den Krieg. Die auf den Krieg fanden überall Widerhall.

Um 9 Uhr unterhielt ein Elitebataillon Freudenfeuer auf dem Hauptplatz von Liegnitz.

Indessen waren die Lagerplätze wie durch Zauberei beleuchtet worden. In dem Lager der 9. Division bildeten Gruppen von künstlerisch geschmückten Plätzen eine wahre Augenweide; geschickt ersonnene Transparente, hier und da verteilt, schilderten die ruhmreichsten Ereignisse der Regierung des Kaisers. Man bemerkte besonders ein Schild, auf dem, von einem Arm ein Schwert und ein Olivenzweig gehalten, die Inschrift stand: „Eins oder das Andere!“

Die 10. Division hatte vor seinem Lager nur ein riesiges mit Girlanden geschmücktes Tor errichtet.

Die anderen Divisionen hatten in verschiedener Weise aber nicht minder glänzend illuminiert.

Die Truppe, untermischt mit der Landbevölkerung, gab sich der fröhlichsten und harmlosesten Heiterkeit hin.

Neue Spiele begannen und während die einen, am Tisch sitzend, kriegerische Gesänge anstimmten oder sich zum Reigentanz ordneten, drängten andere sich um ein Marionettentheater oder die Bude eines Seiltänzers.

Um 10 Uhr fand in Liegnitz ein Feuerwerk und allgemeine Beleuchtung statt.

Der Marschall besuchte tagsüber die Lagerplätze und überall wurde er mit Beifall und dem tausendfachen Rufe empfangen: „Es lebe der Kaiser!“

Man schlug um 11 Uhr den Zapfenstreich, und sofort war jedermann zur alten Ordnung zurückgekehrt.

### III.

So erfreulich wie vorstehend der französische Offizier diesen Festtag geschildert hat, hat er sich den Herzen der Landeseinwohner nicht eingepägt. Sie mußten die Kosten des Festes tragen. Immerhin waren Liegnitz und die Ortschaften in der Nähe der Lagerplätze, wo die Disziplin strenger gehandhabt wurde, vor Raub und Plünderung bewahrt. Diese bedrohten aber nicht nur die Dörfer des von den Franzosen besetzten Gebietes, sondern auch die der neutralen Zone. Davon erzählt uns das Kirchenbuch von Nicolstadt, einem 13 km südwestlich von Liegnitz gelegenen Dorfe.



In ihm finden sich Aufzeichnungen über die den Ort berührenden geschichtlichen Ereignisse seit dem 5. Dezember 1777, von welchen wir hier nur diejenigen wiederzugeben beabsichtigen, die für unsere Kenntniss der Franzosenzeit in Niederschlesien einen Beitrag bilden.

Verfasser dieses Theils der Aufzeichnungen ist der Pfarrer Carl Ferdinand Becker, der am 14. März 1786 zu Liegnitz als Sohn des Züchernermeisters Johann Friedrich Becker geboren wurde und seit dem 14. Februar 1813 bis zum 1. April 1868 in Nicolstadt als Geistlicher im Amt war.

Die Mittheilungen Beckers über die fortgesetzten Verletzungen des Waffenstillstandes von Poischwitz seitens der Franzosen durch Überschreitung der hier von der Kaxbach gebildeten Demarkationslinie [s. Skizze] sind von Wichtigkeit, weil Blücher aus solchen Vertragsverletzungen das Recht herleitete, auch seinerseits vor Ablauf des Waffenstillstandes die Demarkationslinie zu überschreiten. Die deshalb von den Franzosen erhobenen Beschwerden sind also völlig unberechtigt.

Leider bestätigen die Aufzeichnungen auch die sonst gehörten Klagen aus jener Zeit, daß Bayern und Württemberger als Verbündete der Franzosen viel schlimmere Bedrücker der friedlichen Bevölkerung Schlesiens waren, wie die Franzosen selbst, — eine Erfahrung, die Gustav Freytag in seinem vortrefflichen historischen Romane: „Aus einer kleinen Stadt“ ebenfalls wiedergibt und zum Ausgangspunkte des inneren Konfliktes macht, den die Helden desselben durchkämpfen müssen.

Der Pastor Becker hat merkwürdiger Weise auch seine auf französisch geführten Unterhandlungen mit dem Feinde, insbesondere auch seine Entgegnungen, im Kirchenbuch auf französisch niedergeschrieben. — Wir geben das nicht einmal immer einwandsfreie Französisch in der Übersetzung wieder.

Pastor Becker schreibt, nachdem er zunächst kurz die Lebensgeschichte seines Vorgängers erzählt hat, wie folgt:

Hiermit endigt sich, was er (Pastor Hafe) selbst über seine Lebensschicksale niedergeschrieben hat und mir durch den Herrn Pastor Schindler in Tentschel mitgeteilt worden ist. Ich, sein Nachfolger, halte es für nöthig, das Merkwürdigste, was sich in seinem Leben zugetragen hat, hinzuzufügen. Bis ins Jahr 1806 störte kein bedeutender Anfall die Ruhe und Zufriedenheit seines Herzens, in diesem Jahre aber trafen auch ihn die Leiden, welche der für Preußen so unglückliche Krieg mit Frankreich über die Bewohner Schlesiens herbeiführte. Es kamen zwar nach Schlesien keine bedeutende Heeresmassen, da der Kriegsschauplatz in Preußen war; die Corps jedoch, welche die schlesischen Festungen belagerten und in kurzer Zeit eroberten, wurden durch ihre abgesendeten Patrouillen und durch Marodeurs oft ein Schrecken auch dieses



Dorfes, besonders im Winter 1806/7. Das eine Mal nahmen ihm bayerische Cavalleristen die Taschenuhr, erpreßten eine beträchtliche Summe Geldes und forderten Wein, den er ihnen verschaffen mußte. Solche ungebetene Gäste kamen mehrere Male und hörten mit ihren Erpressungen auf, eigene Hand nicht eher auf, bis der im Jahre 1807 geschlossene Friede zu Tilsit ihrem Raubsystem ein Ende machte. Aber welch ein Ende! Der Feind forderte von Schlesien 30 Millionen Thaler Contribution, das Land mußte die Truppen versorgen. Demnach cantonnirte hier am Orte und auf den nächsten Dörfern ein ganzes Regiment Infanterie, deren Officiere sich gegenseitig Diners auf Kosten der Gemeinde gaben, und hin und wieder ihre Wirthe dazu einluden. Erst gegen das Ende des Jahres 1808 verließen sie das Land, als Spanien dem Kaiser Napoleon zu gefährlich wurde und größere Armeen dort aufgestellt werden mußten. Wenn die Einquartirungslast dem Pastor Hase schon viel Kummer machte, so wird man sich die Größe seiner Noth erst recht vorstellen können, wenn man speciell angeführt findet, was er an die französischen Truppen liefern und zahlen mußte. Man lese und staune!

A. Kriegssteuer betrug in Summa . . . . .	225	rt.	9	gt.	8	pf	Courant
B. Tafelgelder betrug . . . . .	24	„	18	„	1	„	„
C. Hospitalgelder . . . . .	18	„	17	„	7	„	„
D. Sold-Zuschuß . . . . .	3	„	10	„	8	„	„
E. Schlachtvieh-Ausgleichung . . . . .	7	„	3	„	3 <sup>1</sup> / <sub>5</sub>	„	„
F. Unterhaltung der französischen Truppen in Glogau . . . . .	4	„	6	„	2	„	„
			283	rt.	5	„	5 <sup>1</sup> / <sub>5</sub> pf
Die Lieferungen betrug . . . . .	183	„	12	„	3 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	„	„
			Summa	466	rt.	17	gt. 8 <sup>7</sup> / <sub>10</sub> pf.

Diese Summe überstiegen die Kräfte seiner Einnahme und seines Vermögens, welches gleich war 0; darum hat er das Domainen-Amt um ein Capital von 120 rt., woher er das Uebrige erhalten, habe ich nicht erfahren. Er erhielt das verlangte Geld, und der König geruhte bald nachher die Schuldsomme als ein Gnadengeschenk niederzuschlagen und den Pastor Hase von der Rückzahlung zu dispensiren. Bald nach dem Friedensschlusse erwogen Sr. Majestät die Lasten, ruhend auf den Schultern der Geistlichen, und erließen unterm 10ten Juni 1809 eine Cabinetsordre, nach welcher die Summe der Kriegskosten als ein Capital betrachtet werden sollte, welches als Hypothek auf das gesammte Einkommen des Predigers aufzunehmen sei, und befahl, daß vom 10ten Juni 1812 bis zum 10ten Juni 1827 diese Schuld in 15 gleichen Theilen von dem Einkommen des Predigers abzuführen wäre. Stirbt der Prediger, der diese Summe der Kriegskosten

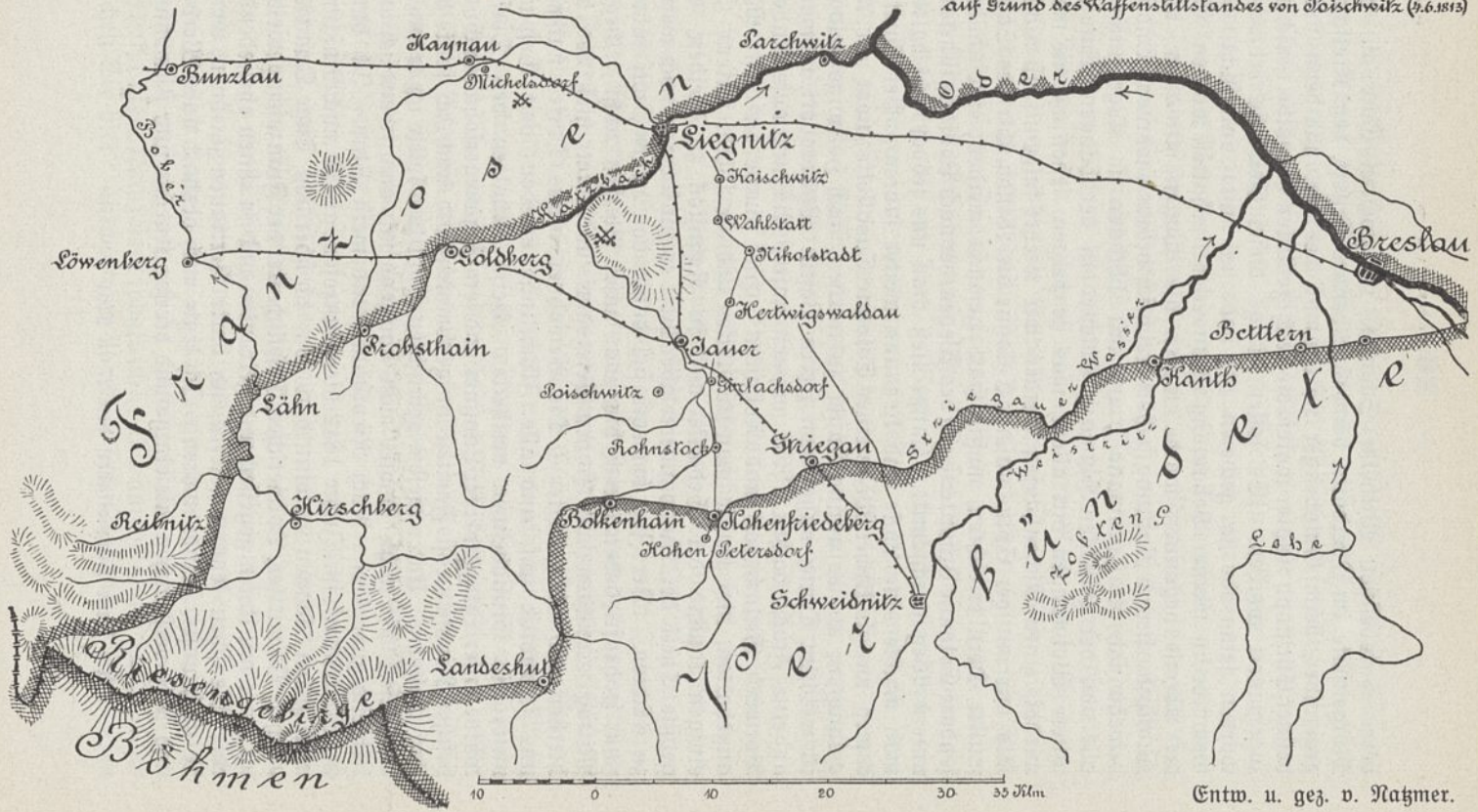


bezahlt hat, während die jährliche Abzahlung noch fort dauert, so ist dessen Nachfolger so lange verbunden, die jährliche Quote an die Erben des Verstorbenen abzutragen, bis der 15te Theil be-  
richtet ist. Nach Abzug des Gnadengeschenktes betrug hier die abzuzahlende Summe 347 rt. und die jährliche Quote 23 rt. 3 gt.  $8\frac{2}{3}$  pf; die ich, sein Nachfolger, vierzehn mal bezahlt habe.

Ich hätte ein ruhiges und stilles Leben führen können, wenn nicht zu bald der mit Frankreich ausgebrochene Krieg die größte Unruhe in mein Haus gebracht hätte. Die Errichtung der Landwehr ward Ursache, daß hier und in den benachbarten Dörfern junge Leute ausgesucht wurden, um eine Esquadron Cavallerie zu errichten. Herr v. Goerlik auf Groß-Wandris wurde Rittmeister derselben, und der junge Herr von Bojanowski aus Rosenau, der Herr von Gellhorn und der Candidat der Theologie Carstaedt, Sohn des Superintendenten Carstaedt in Groß-Kriechen waren die Lieutenants. Ich nahm den Carstaedt ins Quartier, nicht ahnend, daß die pferdelosen Cavalleristen in meinem Hofe exerciren und mit der Lanze manoeuvriren lernen würden, worin sie der Bruder des Carstaedt, der früher bei der Cavallerie gedient hatte und zum Wachtmeister gemacht worden war, unterrichtete. Dies würde noch leicht zu ertragen gewesen sein; aber täglich lagen die Lieutenants alle in meinem Hause, nahmen noch Besuch an und führten ein lustiges Leben, besonders, wenn es ihnen gefiel, Saufgelage zu veranstalten, die ich füglich nicht hindern konnte. Die Schlacht bei Görtschen, welche die Armee zum Rückzuge nötigte, zwang sie, auf erhaltenen Befehl, nach Schweidnitz aufzubrechen und dort sich vollends zu organisiren. Wir ahnten schon, daß auch wir an eine Flucht würden denken müssen, und dies wurde immer wahrscheinlicher, als auch bei Bauzen unsere mit den Russen verbündeten Truppen sich gezwungen sahen, an einen wohlgeordneten Rückzug zu denken. Zwar schlug am 26<sup>ten</sup> Mai 1813 der General Blücher die französische Vorhut bei Michelsdorf, diesseits Hainau; aber er that dies nur, um das Vordringen der französischen Armee um einen Tag zum Stillstehen zu zwingen, damit der Kaiser Napoleon irre werde, wohin die verbündete Armee sich gewendet habe. Auch Blücher verließ hinter Liegnitz die Straße nach Breslau und nachdem sein Hauptquartier und er selbst die Nacht vom 26<sup>ten</sup> zum 27<sup>ten</sup> Mai in Koischwitz zugebracht hatten, nahm er mit seiner Nachhut den Weg durch Wahlstatt und Nicolstadt nach Schweidnitz hin, wohin sich die Hauptarmee gezogen hatte. Die hier durchziehenden Preußen und Russen brachten durch Ermahnungen den Entschluß zur Reise, mit Untergang der Sonne Nicolstadt zu verlassen und im Gebirge eine sichere Zufluchtsstätte zu suchen. Die meisten Einwohner hatten schon ihre besten Sachen in Keller oder Gemölbe vermauert. Im Oberkretscham beim Fleischer und Kretschmer Doering,



Darstellung der neutralen Zone  
 auf Grund des Waffenstillstandes von Poischwitz (7.6.1813)



Entw. u. gez. v. Nagler.

beim Gutsbesitzer Wilhelm Schmidt, im zweiten Gute auf der Morgenseite im Oberdorfe, beim Gutsbesitzer Seifert, dem Kretscham gegenüber, beim Gutsbesitzer Harttrampf, bei mir, und beim Gutsbesitzer Christoph Kugler waren die reich gefüllten Gewölbe täuschend zugemauert worden. Es sollen einige dieser Gewölbe erbrochen worden sein, obs so gewesen ist, habe ich nicht untersucht, das Gewölbe in meiner Behausung ist unverseht erhalten worden. Ehe die Abreise begonnen wurde, waren die Wagen mit allem, was zur Notdurft und Nahrung gehört, reichlich beladen worden. Endlich bewegte sich die Carawane<sup>1)</sup>, und mit Thränen im Auge nahmen alle von der geliebten Heimath Abschied in der bangen Ahnung: unsere Wohnungen mit allem, was sie bergen, sehen wir nie mehr wieder, einen Aschenhaufen werden wir wieder finden, sonst nichts. Als wir mit der Spitze unserer Colonne die Windmühle des Sandmüller Dorn erreichten, mußte Halt gemacht werden; eine unübersehbare Colonne Infanterie zog des Weges, der nach Pohlwitz führt und unsern Weg durchschnitt. Lange ließ man uns jedoch nicht halten, man machte eine Lücke und ließ uns weiter fahren. Bei Baritsch kamen wir glücklicher Weise einer Colonne Cavallerie zuvor und wir gelangten, als es anfang finster zu werden, nach Hertwigswaldau, in welchem Dorfe, außer dem Herrn Pastor Woltersdorf, niemand an eine Flucht dachte. Wir nahmen unsere Richtung aufs Rabenborwerk, Grlachsdorf und Rohnstok. Hier wurde das erste Mal angehalten, hier wollte man frühstücken und die Pferde füttern. In einigen tauchte der Gedanke auf, in Rohnstok zu bleiben, der größte Theil der Auswanderer aber hielt es für sicherer, noch weiter zu flüchten. Der Zug bewegte sich daher von neuem, wir fuhren nach Hohenfriedeberg, auch hier war unser Bleiben nicht. Gegen Mittag erreichten wir Hohen-Petersdorf und hier hieß es: bis hierher und nicht weiter. Die Bewohner dieses Dorfes nahmen uns freundlich auf, und alle Flüchtlinge wurden samt Gespann unter die Grundbesitzer vertheilt. Beim Schulzen des Dorfes wurde unser Bürgermeister Langner und sein Schwiegersohn der Gutsbesitzer Riphke nebst Familie aufgenommen und auch ich sollte bei ihm wohnen. Unter diesem gemischten Publikum sollte ich wohnen, das gefiel mir nicht, so viel man übrigens mir auch freundlich und liebeich zuvorkam. Nach Nicolstadt stand mein Sinn. Ich hatte in Brockenorf im Jahre 1812 die Franzosen, als sie nach Rußland marschirten, kennen gelernt, dort war ich über acht Tage Quartiermacher, Vermittler, Dolmetscher, Gesellschafter der Franzosen gewesen, ich hatte mit ihnen gegessen und getrunken und in ihnen ehrliebende, edle Menschen kennen gelernt, ich hatte Vertrauen zu ihnen, wenn sie auch unsre Feinde wären. Ich legte mich deshalb aufs Werben und bald versprachen mir einige und dreißig Knechte und Inwohner,

<sup>1)</sup> Am Tage Himmelfahrt, den 27<sup>ten</sup> Mai.



zwei Gutsbesitzer Johann Gottlob Harttrampf und Carl Schmidt und 4 Mägde mit mir nach Nicolstadt zurückzugehen. Den 29<sup>ten</sup> Mai sehr früh brachen wir auf. Bei Girlachsdorf rechts auf einer Anhöhe trafen wir ein Piquet Cosaken, welche uns nicht eher weiter gehen ließen, bis sie durch ihren Unteroffizier den Zweck unserer Reise erforscht hatten. Hier trug sich eine Scene zu, die die Cosaken als Menschenfreunde der edelsten Art darstellt. Unter uns war ein armer zerlumpter Inwohner von Nicolstadt, dem die Gemeinde das Gnadenbrodt gab, er hieß nach örtlichem Gebrauch Kreller-Friede. Dieser hatte einen zerrissenen Rock auf seinem Leibe, ein Cosak beobachtet ihn aufmerksam, giebt ihm durch Geberden und Handgriffe zu verstehen, daß er seinen Rock ausziehen solle; Kreller-Friede glaubt, der Gewalt nachgeben zu müssen, giebt den Rock hin und siehe: dafür holt der Cosak einen fast neuen Rock von stahlgrünem Tuche von seinem Pferde und befiehlt ihm wieder durch Mienen denselben anzuziehn. Dieser Rock ist sein Sonntagsrock geblieben, bis er starb. Von hier kamen wir durch ein russisches Lager, in welchem in Kesseln gekocht und für den Magen gesorgt wurde, während in der Ferne um Jauer herum Franzosen und Russen einander mit Pistolenschüssen begrüßten. Ungehindert erreichten wir Hertwigswaldau. Hier erfuhren wir, daß die russische Nachhut, welche am Wege nach Tenttschel zu rechts in der Nacht vom 27<sup>ten</sup> zum 28<sup>ten</sup> Mai im Lager gestanden, gar arg in Nicolstadt gehauset hätte, was nicht geschehen wäre, wenn wir sein hübsch daheim geblieben wären, mich kannte man noch nicht in Hertwigswaldau. Spät Nachmittags den 29<sup>ten</sup> Mai erreichten wir unser Dorf. Es stand noch; aber wie sah es im Innern aus. In allen Bauershäusern badete man im Hausflur und in den Stuben in Federn, man hatte sie ausgeschüttet, um Züchen und Inlette als Säcke für Hafer und für gestohlenes Gut gebrauchen zu können. Einen ängstlichen Eindruck machte auf uns alle die Todtenstille im Dorfe, wir kamen uns vor, als wären wir auf eine Insel verschlagen worden, welche noch kein menschlicher Fuß betreten hätte. Mit schnellen Schritten eilte ich mit dem Gutsbesitzer Harttrampf in seine Wohnung, ihm bangte vor dem Anblick, der sich ihm dort darbieten würde, und er hatte wohl Ursache, alles Schlimme zu fürchten. Fast alle Wirtschaftsgeräthe des Hauses fehlten, kein Teller keine Schüssel, kein Topf war zu finden, und hätten wir sie auch gefunden, was hätten sie uns auch genützt, wir hatten außer Kartoffeln nichts Eßbares im ganzen Hofe. Was nun fehlte, mußte von da, wo es geblieben war, zum einstweiligen Gebrauch geborgt werden. Nachdem wir einen flüchtigen Blick in die untere Wohnstube geschickt hatten, eilte ich die Treppe hinauf, ich hörte Fußtritte und wollte wissen, wen ich da treffen würde. Ich fand drei, wie ich dafür hielt, Franzosen; sobald ich sie aber anredete, und sprach: Was suchen Sie hier? antworteten sie: Wir sind Italiener! Mit diesen



Worten entfernten sie sich. Diesen Tag, den 29<sup>ten</sup> Mai sahen wir keinen Franzosen ins Dorf kommen, wir sorgten vor allen Dingen, unsern Hunger mit gekochten Kartoffeln zu besänftigen. Ehe der Abend anbrach, untersuchte ich meine Wohnung, in der ich nichts preisgegeben hatte, als meine Bücher; die Kirchenbücher und vasa sacra waren in Liegnitz im Domainen-Amte geborgen. Meine Bücher fand ich zwar, aber keine Landkarten, alle, auch wenige mathematischen Apparate und Werkzeuge, waren verschwunden, doch das Gewölbe, vor dessen zugemauerter Thüre ein geborgtes Topfbrett oder Küchenschrank mit irdenen Töpfen, Tellern und Schüsseln stand, war noch unversehrt, nur die Gefäße waren nicht mehr in dem Topfbrett. Die Ermüdung auf dem Marsche des Tages und die zu erwartende Sicherheit in der Nacht luden uns ein, uns dem Schlafe zu übergeben. In die Wohnstube des Harttrampf'schen Hauses brachten die Knechte Strohschütten, machten eine Lagerstreu, und alles, was in Nicolstadt menschliche Gestalt hatte, schlief auf Stroh in dieser Stube. Ich kann nicht leugnen, eine gewisse Bangigkeit besiel mich doch, als ich am folgenden Morgen daran dachte, wie wehrlos wir wären, wenn feindliche Truppen ins Dorf kommen würden. Sie mußten kommen, damit die Angst verschwand, das Erwarten ist peinlicher, als das Kommen derselben. Gegen Mittag kamen von Rosnig (wo der Kaiser Napoleon einen oder zwei Tage das Hauptquartier genommen und sich mit dem Amtmann Stempel über Landsturm, Brunnen-Verschütten usw. unterhalten und zwei seiner Gardisten hatte erschießen lassen, weil sie die Schäferei, worin seine Kriegskasse verloren ging, wenn auch aus Unachtsamkeit, angezündet hatten) einige Artilleristen und verlangten Lebensmittel. Ihre Ansprache war ohngefähr: Wir wollen Lebensmittel! Geben Sie uns Wein, Weißbrot, Fleisch, Schinken usw. Ich antwortete ihnen: Verzeihen Sie, meine Herren, wir sind erst gestern zurückgekehrt; wir hatten das Dorf verlassen, um uns aus den Händen der Russen zu retten, da wir aber gesehen haben, daß diese zurückgegangen und Sie an ihrer Stelle eingetroffen sind, so hatten wir das Vertrauen, von Ihnen besser behandelt zu werden wie von Jenen, wenn wir Ihnen soweit wie möglich entgegenkommen. — Wissen Sie, wir selbst haben nichts zu leben; es blieb uns nur eine kleine Menge Kartoffeln, ohne Salz und Butter. — Die Kartoffeln, welche wir essen, keimen schon, aber ich erlaube Ihnen, Alles fortführen zu lassen, was noch an sonstigen Lebensmitteln zu finden ist. Folgen Sie diesen Leuten, sie werden Ihnen ein Dorf zeigen, welches das selbst am nötigsten hat, was Sie suchen. — Schonen Sie bitte unser Dorf! Auf diese Anrede lächelten sie und gingen, wie die Boten, die sie mitgenommen und bald entlassen hatten, uns erzählten, nach Hertwigswaldau, welches noch keinen Feind gesehen hatte. Gegen Abend kamen sie zurück, Männer von Hertwigswaldau und



Baritsch trugen auf ihren Schultern Säcke Mehl, Buttertöpfe, gerauchertes Fleisch usw. Vor Harttrampfs Hofe machten sie Halt, die Franzosen entließen die Lastträger und forderten mich auf, andere an ihrer Stelle zu besorgen. Ich beschied sie, daß zwei Mann hinreichend sein würden, wenn die Lebensmittel auf Kadbern geladen würden, diese Beute weiter zu bringen. Sie waren damit zufrieden und Harttrampf besorgte das Nöthige. Während dies geschah, bat ich um ein Brodt, wir hatten zwei Tage lang kein Brodt mehr gegessen. Das Brodt wurde mir gegeben, sie hatten zwei Säcke voll mitgebracht und von selbst sagte mir einer der Franzosen: „Bringen Sie einen Teller. Ich werde Ihnen ein Stück Butter geben!“ mit Vergnügen besorgte ich ein Gefäß und er schnitt aus einem Topfe so viel Butter heraus, daß wir, ich und Harttrampf, selbst noch den anderen Tag zu essen hatten. Die beiden Männer Ziegert und Siegert, welche mit den Lebensmitteln nur bis Tentschel fahren durften und dort von andern abgelöst wurden, kamen mit ihrem Fuhrwerk etwas betrunken zurück und rühmten die freundliche Behandlung der Franzosen. Dieser Mangel an Lebensmittel nötigte die Franzosen, auf ihrem Marsche nach Breslau, naheliegende Dörfer mit starken Abtheilungen ihrer Armee heimzusuchen, um Fourage und Lebensmittel zu suchen und mitzunehmen. Wir lagen nun zwischen der Armee des Kaisers, welche nach Breslau marschirte und dem Corps des General Bertrand, welches durch Zauer auf Striegau zu marschirte. Von beiden Armeen, von Kosnig her, wo der Kaiser sich mit seinen Garden einen Tag und eine Nacht aufhielt, und von Zauer her wurden wir bis gegen Mitte des Juni 1813 mit Marodeurs und kleinen Abtheilungen belästigt und wir lebten täglich in Unruhe und Angst. Den 31<sup>ten</sup> Mai erschienen gegen 200 Mann Infanterie aus dem Lager bei Kosnig, verlangten Beköstigung und die Offiziere, welche in dem Bauerhute des Gottfried Zobel nahe bei der Kirche, der Nieder-Schenke gegenüber, sich einquartiert hatten, wollten nicht nur gespeiset sein, sondern forderten auch mehrere Säcke Mehl. Ich hatte ihr Ansinnen dem Harttrampf mitgeteilt und glücklicher Weise hatte er in dem Wohnhause des Schmiedes Kallert einen großen Vorrat Mehl entdeckt, durch den wir wieder in Stand gesetzt wurden, Brodt zu backen. Von diesem Vorrath sollte ich zwei Sack versprechen, welche er bald schicken würde. Ich ging zu ihnen, fing an mich mit ihnen, während sie das Essen verzehrten, was aus Sallat und gebratenen Tauben bestand, zu unterhalten. Mit großem Triumph erzählten sie: Jawohl mein Herr, unsere jungen Soldaten haben sich bewunderungswürdig geschlagen, wir haben zwei Schlachten gewonnen. Euer König ist zu beklagen, daß er uns den Krieg erklärt hat, er wird von seinem Thron gejagt werden und in wenig Zeit werden wir uns von der Niederlage erholt haben, welche uns die Kälte in Rußland erdulden ließ. 400.000 Soldaten überschreiten in



diesem Augenblick den Rhein, sie kommen uns zur Hilfe und wir werden die ganze Welt besiegen. Darauf antwortete ich: Ich glaube Ihnen gerne, daß Sie immer ruhmreich gewonnene Schlachten erhoffen, aber man soll nicht zuviel erhoffen. Das Glück verläßt uns mit einem Male. 500.000 Soldaten haben gehofft ihr Vaterland mit ewigen Ruhm bedeckt wieder zu sehen und doch haben sie sich getäuscht und sie sind vor Kälte umgekommen. Ich bedaure sie vielfach. — Haben Sie nicht bemerkt, daß jetzt die verbündete Armee jede Schlacht beendet ohne besiegt zu sein und daß sie sich zurückzieht bis an die Grenzen Wiens um sie in ein Land zu locken, wo keinerlei Lebensmittel vorhanden sind und sie alle vor Kälte umkommen werden. Diese Unterhaltung erzürnte sie keineswegs, sie lauschten aufmerksam auf meine Worte, sie fanden, daß ich wohl wahr sprechen könnte. Während unserm Gespräch hatte Harttrampf die zwei Säcke Mehl ins Haus geschickt und doch sah ich durchs Fenster noch einen dritten Sack bringen. Zwei hatte ich nur versprochen, darum eilte ich ins Haus und befahl dem Träger, diesen Sack im Garten zu verstecken und sogleich zur Hinterthür hinaus zu flüchten. Der Mann war fort, da trat ein Officier aus der Stube heraus mit den Worten: Ach mein Herr! Wo ist der dritte Sack? Das war noch ein dritter Sack, welchen ich habe forttragen sehen! Schnell war ich mit der Antwort da: Sie täuschen sich, das war der zweite Sack, welcher vorbeigebracht wurde. Meine Unterhaltung, das Mittagessen, was ich ihnen hatte zubereiten lassen, die Verpflegung der Soldaten, denen man hatte in Kesseln und großen Töpfen Kartoffeln kochen lassen und Schafffleisch gegeben, mochte dazu beitragen, daß er sich mit meinen Worten beruhigte, obgleich ich ihm ansah, daß er mir nicht glaubte. Zum Lohn erhielt ich ein Stück Brodt, um welches ich ihn gebeten hatte. Ich ging durch die beim Spritzenhaus gelagerten Soldaten, das Brodt in der Hand und keiner dachte daran, mir ein Leid zu thun.

Von Jauer kamen einmal gegen 20 Mann Lanciers, an ihrer Spitze ritt der Officier mit einem rothen Husaren, welcher ihm zum Dolmetscher dienen sollte. Ich stand vor der Schmiedewerkstatt und ging ihnen, als ich sie kommen sah, bis in die Nähe des Kretschams entgegen. Da hörte ich aus den Worten des Husaren, daß er dem Officier enorme Erpressungen an Geld vorschlug, was aber der Officier nicht zu billigen schien. Ich faßte Muth, trat an den Officier mit den Worten: Seien Sie willkommen! Was wünschen Sie? Erfreut über meine Anrede erwiderte er: Meine Soldaten haben Hunger, ich auch! Geben Sie uns etwas zu essen und füllen Sie unsere Hafer säcke mit Hafer. Meine Antwort war: Ich werde dafür Sorge tragen, daß Sie sofort das erhalten, worum sie baten. Am Ausgange des Dorfes beim Gärtner Klein ließ ich die Lanciers halten, weil Harttrampf von dem Schüttboden des Carl Busch den Hafer liefern wollte, und aus



demselben Gute Milch in Milchäscheln mit eingebrocktem Brodte bringen ließ und an der Mauer auf dem Rasen ein bequemer Lagerplatz war. Befriediget ritten sie zurück und wollten mich mit einem gedrückten Pferde beschenken, was ich natürlich nicht annehmen konnte.

Ein anderes Mal kamen württembergische Reiter, denn das Contingent von Württemberg war dem Corps des General Bertram einverleibt worden, von Jauer; ich hielt sie nach ihrer Uniform für preußische Reiterei; wurde aber meinen Irrthum bald gewahr, als ich ihr Verhalten mit Schrecken beobachten mußte. Ihr Anführer, ein blutjunger Milchbart, ließ einige Mann die Pferde der übrigen halten, welchen er gestattete in die Wohnungen einzudringen, um nach ihrem Belieben zu plündern und zu rauben. Einige kamen mit dem Officier ins Harttrampfsche Haus und das erste, was sie unternahmen, war, sich umzusehn, was in der Wohnstube anzueignen sei. Meinen Mantel, mit dem ich mich des Nachts auf dem Strohlager deckte, ergriff einer im ersten Augenblick, da er am Nagel hängend zu gut in die Augen fiel. Ich suchte durch Hilfe des Officiers zu meinem Mantel wieder zu gelangen, dieser aber lachte schelmisch und half nicht, benutzte aber meine Bitte, mich noch zu kränken. Im schwäbischen Dialekt sagte er: Du muscht zu dem gehn, der dir'n genommen hat. Esch isch auch sehr recht, warum hoabt'r so an dummen König, er wird noch die Schweine hüten müschen. Im Merger antwortete ich: Wer weiß ob die Württemberger nicht noch unfern König bitten werden müssen, daß er sie als Bundesgenossen annimmt; mit diesen Worten abbrechend wendete ich mich an den Reiter, der meinen Mantel ergriffen hatte, mit der Bitte, mir ihn zurückzugeben. Kannscht'e zwe Thaler geb'n, sollscht'en hoaben, war seine Antwort. Schnell eilte ich in die Gärtnernahrung beim Spritzenhause, einem Krampf gehörend, begab mich unter das Dach zu dem Schaubenkopf, in welchem Harttrampf, wie ich gesehn, seinen gefüllten Geldbeutel aufgehoben hatte, denn meine Barschaft hatte ich im Backhausgarten in die Erde vergraben, nahm zwei Thaler heraus und ging zurück den Mantel einzulösen. Schon saßen sie zu Pferde, doch hielt er Wort, nahm die zwei Thaler und gab mir den Mantel, nahm aber vorher ein reines Hemde aus der Seitentasche, welches kurz vorher meine Mutter mir aus Liegnitz gebracht hatte. Ehe diese Reiter sich entfernten, entstand bei ihnen die Frage; wie das geraubte Gut fortbringen? Leicht war die Antwort; die Bauern müssen fahren. Die Bauern aber hatten keine Pferde, sie waren alle in Hohen-Petersdorf und das zurückgebliebene war so lahm und elend, daß man es kaum aus dem Stalle bringen konnte. Um nun den von neuen beginnenden Plünderungen ein Ende zu machen, bewog ich den Gärtner Rauch seine Kühe in einen leichten Leiterwagen zu spannen und den Raub nach Jauer zu fahren, sollte er seine Kühe verlieren, ich würde sie ihm bezahlen. Er fuhr, kam glücklich wieder zurück mit Kühen und Wagen, und als sich



unser Mergel gelegt hatte, belächelten wir zuletzt den buntscheckigen hanswurstmäßigen Aufzug der Reiter. Sie ritten fort, Strohhäuben, Fehmützen, Goldkappen oder Florhäuben auf dem Kopfe, manche hatten die netten Weiberröcke wie Mäntel übergeworfen und reckten ihre Arme durch die Schlitz der selben heraus, manche trugen alte Schaafpelze, andere wieder gute Sachen an ihrem Körper.

Ein Infanterist der Württemberger war schon gegen zwei Tage im Dorf geblieben und hatte sein Quartier in dem Gute, dem Kretscham gegenüber, aufgeschlagen. Dies hinderte uns, wenn ein Abendessen für uns alle zubereitet wurde, wenn es auch nur aus Kartoffeln oder Erdrüben mit Schaaffleisch bestand, wir konnten erwarten, daß er uns von der Schüssel wegjagen und das Zubereitete sich aneignen werde. Harttrampf bat mich daher, zu versuchen, ob es nicht möglich wäre, ihn auf irgend eine Weise aus dem Dorfe zu bringen. Ich versuchte es und es gelang mir auf folgende Weise: Warum gehn Sie nicht mehr zu Ihrem Regimente? frug ich; fürchten Sie die Cosaken oder die preuß. Landwehr? Bei uns eilt alles, was waffenfähig ist, zu den Fahnen, um zu kämpfen, ihr aber geht zum Militär um in den Dörfern zu plündern; wenn Sie nicht das Dorf noch heute verlassen, binden wir Sie und transportiren Sie nach Jauer. Solche Worte entzündeten seinen Zorn; da er aber wegen der Nähe mehrerer Männer nicht wagen konnte, mich anzugreifen, drohte er, mich dem General anzuzeigen und mich abholen zu lassen. Ich fürchtete diese Drohungen nicht, hatte ich ihn doch aus dem Dorfe gemahregelt. Dabei muß ich erwähnen, wie ein Großknecht namens Schmidt, aus dem benannten Gute die Plünderer gleich Rothkehlchen in Meißekasten fing. Wenn in dem Harttrampfschen Gute des Nachts Brodt gebacken worden war, wurden die mit uns zurückgekehrten Bewohner des Dorfes mit Brodt theilt, so empfing der Schmidt das Seinige. Er verbarg es gewöhnlich im Heu auf dem Heuboden über dem Pferde- stalle und stieg im Innern des Stalles auf einer Leiter durch ein Loch in der Decke des Stalles hinauf auf den Heuboden. Wie er, hatten es auch die Franzosen gemacht und sein Brodt einmal gefunden. Darüber aufgebracht, verschloß er nun den Pferde- stall und legte die Leiter im Hofe an die Dachlücke, das Loch in der Decke hatte er mit schwachen Ruthen überlegt und Heu darüber gelegt. Bald genug kamen die hungernden Franzosen auch auf diesem Wege auf den Heuboden, aber nicht wieder zurück. Sie fielen, wenn sie über das Loch gingen, in den verschlossenen Pferde- stall und Schmidt ließ einmal einen solch gefangenen Vogel bis an den anderen Morgen im Käfig. Derselbe Schmidt brachte einmal mich und Harttrampf in große Gefahr. Es fällt mir ein, den Pfarrhof zu inspiciren, Harttrampf begleitet mich. Als wir im Wohnhause verweilen, entsteht im Hofe ein gewaltiger Lärm, wir blicken zu den Fenstern heraus, da sehen wir mehrere Franzosen



mit blankem Säbel fluchend Jemanden suchen, den sie nicht finden. Uns ist der Grund ihrer Aufregung unbekannt, doch wage ich es in den Hof zu treten und dreißt sie anzurufen: Was haben Sie meine Herren? Warum sind Sie so aufgebracht? Hat man Ihnen etwas Unrechtes zugesügt oder Sie beleidigt? Ihre Antwort war: Verbergen Sie vielleicht diese gemeine Kanaille, welche Einen der Unrigen in diese Jauche geworfen hat? Ich beruhigte sie, aber es fehlte auch nicht viel, daß sie ihre Säbel an mir versuchten. Der Gefahr entronnen, erkundigte ich mich nach der Veranlassung und hörte: Der Bauergutsauszügler Scholz wäre in den Pfarrhof geflüchtet, weil man ihm aus seiner Hosentasche das Geldsäckchen hätte auf der Straße nehmen wollen, der darauf speculirend sei ihm dahin nachgegangen, habe ihm das Geld genommen, zugleich wäre der Schmidt in den Hof gekommen und habe den diebischen Franzosen beim Kragen gepackt und in die Mistjauche kopfüber geworfen und sein Hilferuf habe die Franzosen herbeigelockt und so in Zorn gebracht.

Der vorhin erzählte Vorfall mit dem württembergischen Infanteristen brachte die Besorgnis hervor, daß man mich leicht nach Zauer abholen und dort todt-schießen könnte; darum wurde mir gerathen, ich sollte mich verkleiden und wenn man mich suchen würde, wollte man sagen: ich sei entflohen. Ich nahm den Vorschlag an und verkleidete mich. Man gab mir ein Paar gebrauchte Lederhosen, eine kurze blaue Jacke und eine Pelzmütze mit einem grünen samtenen Deckel und glich vollkommen einem Pferddecknecht. Ehe noch die Verkleidung stattfand, meldete mir an einem Tage gegen Abend Harttrampf: es wären von Liegnitz gegen 20 Franzosen gekommen, lägen in der Nieder-Schenke und wollten da über Nacht bleiben, ich möchte mir doch Mühe geben, sie zu bewegen, daß sie nicht da blieben. Wieder eine klitzliche Aufgabe, doch ich ging hin und versuchte die List. Ich sagte ihnen: Meine Herren! Es ist sehr gefährlich in der Nacht hier zu bleiben! Ist es doch erst zwei Tage her, daß Cosacken in der Nähe von Mertschütz einen Transport überfallen haben, der von einer starken Infanterie-Abtheilung begleitet war. — Sie haben alle Fuhrwerke genommen und die Soldaten, die nicht getötet wurden, zu Gefangenen gemacht. Es ist leicht möglich, daß sie auch bis hierher in der Nacht kommen und Sie zu Gefangenen machen. — Ich sage Ihnen dies, damit Sie uns nicht anklagen können, wir hätten Sie verraten! Die Antwort des Officiers war: Wir bleiben dennoch! Wir fürchten uns vor nichts und wenn 400.000 kämen! Wir wissen uns zu schlagen! Während er dies sagte, kamen 2 preußische Ulanen bis an das Ende der Schmiedegasse geritten, die gespannten Pistolen in der Hand, der eine wollte schießen, der andere aber rief ganz laut: Kamerad schieß nicht, es sind Dorfleute unter ihnen. Raum gesagt, wandten sie und jagten die Gasse entlang ins freie Feld.

Die Soldaten, welche bei uns vor der Thür standen, eilten ins Haus und holten ihre Gewehre, dem ersten, welcher hinter dem Mauer her feuern wollte, versagte das Gewehr, der zweite sprang auf die Mauer der Gasse, schoß aber traf nicht. Hierauf sagte der Officier: Nehmen Sie Ihre Waffen! Wir marschieren ab! Spöttisch wagte ich zu bemerken: Bleiben Sie doch! Bleiben Sie! Es waren ja nur „Zwei“! Der Officier wandte sich um mit den Worten: Schweigen Sie, preußische Kanaille!

Einmal brachten Chasseurs unserer Gemeinde Schäfer Hiller, welcher nicht mit gesüchtet war und mit seiner Heerde am Tage in Büschen sehr oft in dem Riphkischen Busche sich aufhielt, des Nachts aber eintrieb, in den Harttrampffschen Hof oder vielmehr sie begleiteten ihn dahin. Mit ängstlicher Gebärde sagte er mir: diese suchen Pferde, ich soll sie ihnen zeigen, es muß verrathen sein, daß zwei Pferde von Mönchhof hier stehen. Der Bauer Busch aus Mönchhof, verwandt mit den hiesigen Bauern Busch hatte zwei Pferde hierher geschickt in der Meinung, sie hier sicherer zu haben als bei sich, man hatte diese Pferde beim Bürgermeister Langner im Schafstall untergebracht und mit einer Strohwand zu verbergen gewußt. Dies war im Dorfe kein Geheimnis, wir mußten also Verrath vermuthen, als die Chasseurs diese Pferde suchten. Als die Chasseurs mich mit dem Schäfer sprechen sahen, kamen sie mir näher und ich redete sie an und sagte: Sie suchen Pferde, welche, wie man Ihnen gesagt hat, hier verborgen sein sollen! Ich bin darüber nicht unterrichtet, ob sie hier sind; wie ich auch die Ställe der Bauern nicht kenne, da ich erst seit einigen Monaten hier bin. — Ich werde Ihnen aber einen Knecht mitgeben, der Sie in alle Ställe führen wird! — Es kann sein, daß Sie die Pferde finden. Damit befriedigten sie sich, dem Knechte aber sagte ich, er solle sich einen Hof wählen, aus welchem er leicht entweichen könnte, wenn sie die Ställe durchsuchten. Sein Lächeln machte die Chasseurs mißtrauisch, sie witterten Betrug und sprachen von „Schädel spalten“ und ich befahl dem Knecht, ängstliche Miene zu machen und ihnen die Pferde zu versprechen, aber nicht den Ort zu zeigen, wo sie wären. Der Knecht ging mit ihnen ab, ich aber hielt es für rathsam, mich im Felde zu verbergen, damit sie mich nicht fänden, wenn ihnen der Knecht entsprungen wäre. Da führte mich das Zusammentreffen mit anderen Leuten aus dem Dorfe bis an den Kalmussee. Daran lagerten wir uns und Fiegert, ein alter Unterofficier, der in Pohlen die Schlacht bei Sczrkoyzn mitgeschlagen hatte, erzählte, daß er und seine Kampfgenossen in Pohlen weit toller gewirtschaftet hätten, als die Franzosen hier wirtschafteten. Gegen Abend ging ich ins Dorf zurück und erfuhr, daß ich nicht erst hätte flüchten dürfen, der Knecht hätte die Pferde den Chasseurs überliefert, auch sagte man mir, daß meine Mutter da gewesen und ein Hemde zurückgelassen hätte. Die erstere Nachricht ärgerte mich, die letztere stimmte



mich traurig. Ich wäre sehr glücklich gewesen, wenn ich sie hätte sprechen können; zumal mein Leben bei den täglichen Gefahren nur an einem Faden hing.

Wie gefährdet das Leben war, kann folgender Vorfall beweisen. Da gehen wir eines Tages hinter dem Dorfe auf der Morgenseite, ich möchte sagen, der Zufall wollte es so. Wir, Harttrampf nehmlich und ich, sehen von ferne zwei Franzosen kommen, den einen mit Ober- und Untergewehr, den andern den blanken Säbel in der Hand jeder Gans, die nicht entwischte, den Kopf abschlagen. Als wir an ihnen vorübergehen wollen, geht der mit Ober- und Untergewehr seinen Weg weiter, der andere aber bleibt stehn, faßt mich und untersucht meine Rocktasche, und als er darin einen Haarriegel von Silber, wie ihn die Frauenzimmer beim Zusammenhalten der Haarflechten auf dem Kopfe anwenden, welchen ich auf der Straße gefunden hatte, findet, sagte er den Riegel einsteckend: „Ihr seid ein Dieb.“ Noch schwieg ich, als er mir aber das schwarzseidene Halstuch abriß, faßte ich ihn mit der rechten Hand bei der Brust, griff mit der linken Hand nach dem Halstuch entriß es ihm und sagte: Schuft! Der Ihr seid! Ihr selbst seid ein Räuber und Euer Kaiser ist der Räuberhauptmann! So was gibts nicht Kanaille! Gieb mir mein Tuch freiwillig wieder oder Du wirst hier in dem nahen Teich ersäuft. Jetzt hieb er mit seinem Säbel zwischen meinem und seinem Gesichte auf meine ihn noch festhaltende Hand. Ich fühlte zwar Schmerz, war aber nicht verwundet und ließ ihn nicht los, sondern schüttelte ihn mit allen meinen Kräften und hätte, wer weiß was mit ihm gemacht, wenn nicht einstweilen einige von Harttrampf alamierte und in der Nähe stehende Dorfbewohner mir zugerufen hätten: Lassen Sie ihn laufen, der Kerl zündet uns noch das Dorf an. Ich folgte und ließ den Kerl laufen.

Der Waffenstillstand, welcher den 1<sup>ten</sup> Juni 1813 geschlossen worden war, nöthigte die Armeen, in ihre durch den Waffenstillstand festgestellten Gegenden sich zurückzuziehen und die Demarkationslinie zu respectiren. Nicolstadt lag zwischen den beiden Demarkationslinien. Von diesem Waffenstillstand erfuhren wir erst, als einige Artillerieofficiere mit ohngefähr 60 bis 70 Mann ins Dorf kamen und Nachtquartier hier machten. Die oben erzählten Streitigkeiten mit dem württembergischen Infanteristen und die Scene mit dem Franzosen ließen mich endlich doch den Entschluß fassen, die Bekleidung zu bewerkstelligen. Schon zwei Tage wandelte ich im Dorfe umher als ein Dienstknecht, als diese Artilleristen erschienen. Ihr humanes Benehmen erweckte in dem Harttrampf den Wunsch, sich mit ihnen verständigen zu können. Er bewog mich daher, der ich noch als Dienstknecht figurirte, in das Gut des Gottlieb Pusch an der Strachwitzer Gasse, wo sie umgekehrt waren, zu gehen und ihre Absichten zu erforschen. Verwundert sahen sie mich, den



Bauerknecht, an und staunten noch mehr, als ich anfang ihre Sprache zu reden. „Ah mein Herr! Was für ein Anzug? Warum haben Sie sich in diesen Kittel gesteckt? Den Grund meiner Verkleidung wollte und konnte ich nicht angeben, darum nahm ich zur Lüge meine Zuflucht und sagte: Die Franzosen haben mich meiner Kleidung beraubt und mir nichts gelassen als das Hemd. — Die Mildthätigkeit der Dorfbewohner hat mir andere Oberkleider gegeben. Sie bezweifelten es und sagten: Sie täuschen sich! Franzosen sind ehrlich; sie sind nicht fähig, so zu handeln. Sie mochten auf die Württemberger hindeuten und sie hatten Recht; diese Deutschen plünderten in Deutschland, wie Räuberhorden es nicht schlimmer machen können. Nachdem wir uns so unterhalten hatten, fragte ich sie: Warum bitten Sie? Sie antworteten: Wir haben uns bei einem Bauern einquartiert, der hinter der Kirche wohnt! — Dort ist auch unser Wagen! — Wir bitten nur um ein Zimmer und einige Betten für die Nacht. Der Bauer hat nicht nötig uns etwas zu essen zu geben, aber wir wollen, daß er uns dieses Fleisch braten läßt, was wir ihm geben werden. Ich konnte nicht erraten, in welchem Gute sie ihr Quartier genommen hatten; ich forderte sie also auf, mit mir zu gehen und mir das Bauergut zu zeigen. Sie gingen mit mir und es fand sich, daß sie bei Christoph Kügler eingekehrt waren. Am Tränktroge im Hofe wiederholten sie mir die Versicherung, daß sie dem Wirth kein Leid thun würden, er solle nur kommen und Sorge tragen, daß ihnen ein Essen bereitet werde, wozu sie alles geben wollten. Dieser Kügler war von seiner Flucht auch heimgekehrt, als er erfahren hatte, daß ich mit noch Einigen zurückgekommen sei. Während unserer Unterhaltung guckte er an der Ecke seines Pferdestalles in den Hof und kaum erblickte ich ihn, so rief ich ihm zu: er solle nur kommen, er habe nichts zu fürchten. Er kam und das freundliche Benehmen der Officiere machte ihm Muth und er war bereit, ihre Wünsche, die ich ihm mitgetheilt hatte, bestmöglichst zu erfüllen. Später rühmte er diese Officiere und erzählte mir, daß sie ihn zum Abendessen eingeladen und sehr gut behandelt hätten. Die gemeinen Artilleristen wurden einquartiert und bekamen Schaafffleisch und Kartoffeln geliefert, was sie sich selbst kochen mußten. Den folgenden Tag früh zogen sie nach Liegnitz.

Der Waffenstillstand hatte zur Folge, daß die Franzosen in Liegnitz sich mit Lebensmitteln aus den Dörfern versorgten, welche zwischen den Demarkationslinien lagen. So kamen am 4<sup>ten</sup> Juni reitende Artilleristen von Lobendau mit mehreren Wagen und suchten Hafer. Gleich wies man die Officiere ins Harttrampfsche Gut, in welchem ich meinen Aufenthalt hatte, zu mir. Ich versicherte, daß man wohl schwerlich Hafer finden würde, da die Bauern ihren Vorrath auf der Flucht mitgenommen hätten. Sie glaubten es nicht und einer von ihnen forderte mich auf, ihn zu begleiten



und die Schüttböden zu zeigen. Auf dem Wege klagte ich, daß der Krieg doch schrecklich für die Gegenden sei, in welchen die Armeen auf- und abzögen, die Einwohner wären den ärgsten Mißhandlungen ausgefetzt und verlören alle ihre Haabe; da erwiderte er: wir wären doch besser daran, als die Soldaten. In wenig Wochen entfernten sich die Truppen und die Einwohner kämen wieder zur Ruhe, sie aber (er meinte die Franzosen), würden von den ewigen Kriegsstrapazen nicht eher erlöst, bis sie auf dem Schlachtfelde den Tod gefunden oder Krüppel geworden wären. Wie gesagt, wir fanden keinen Hafer. Bei der Kirche wollte ich vorübergehn, er aber gabs nicht zu, sondern zwang mich in die Kirche mit ihm zu gehen, indem er sagte: Man glaubt sein Getreide gut aufbewahrt zu haben, wenn man es in die Kirche bringt; gehen wir mal in die Kirche. Und wirklich, der Schullehrer Menzel hatte seine Gerste bei der Orgel aufgeschüttet; diese aber suchte er nicht. Vor dem Harttrampfschen Gehöfte fanden wir die andern Officiere aus Milchäscheln eine Sallat verzehren, welche Harttrampf ihnen hatte bereiten lassen. Wir nahmen daran Theil und siehe, da kommt ein Artillerist gesprungen und meldet: sie hätten einen großen Vorrath Hafer gefunden. Sie hatten ihn in dem Gute des Wilhelm Schmidt in einer Kammer gefunden, deren Thüre mit Stückholz und Lehm versezt war, doch der noch nicht ganz getrocknete Lehm hatte es verrathen.

Bei unserm Abzuge von Nicolstadt war das sämtliche Rindvieh dem Kuhhirten Scholz mit der Weisung übergeben worden, in den Würgeteich vorläufig zu treiben und nach Umständen sich die Gegenden zu wählen, wohin sich die Feinde nicht zögen. Wenn er in Dörfer käme, sollte er um Weide bitten und dafür den Nutzen der Kühe den Inwohnern überlassen. Einige Mägde waren ihm zur Hilfe gegeben worden. Dieser höchst bornirte Mann hatte es schon nach einigen Tagen satt, mit seinem Vieh sich ohne Ziel und Zweck herumzutreiben. Kaum hatten ihm die Menschen von unserer Rückkehr erzählt, da kam er mit seinem Vieh eingetrieben und brachte uns den Vortheil, daß wir nun Milch und Butter zur Nahrung erhielten und damit die Feinde bewirthen konnten. Der geringe Vortheil verwandelte sich in den schmerzlichsten Verlust. Den 6<sup>ten</sup> Juni am ersten Tage des Pfingstfestes wurde die zwischen dem Dorfe und Strachwitz weidende Kuhherde wie Cavallerie überfallen und weggetrieben. Ich befand mich in dieser Zeit auf dem Läuteberg (vulgo Läuseberg) mit mehreren andern, auch der Sandmüller Dorn war bei uns, der seine Mühle unbrauchbar gemacht hatte; dieser erquidte mich Hungernden mit einer Quarkschnitte. Welch ein Jammergeschrei erhoben die Mägde, als das Vieh geduldig den Räubern auf dem Wege nach Zauer folgte. Glücklicher war der Schäfer Miller. Dieser erlaubte dem von Koselwitz mit seiner Heerde geflüchteten Schäfer auf den Nicolstädter Feldern zu weiden,



er aber verberg sich jeden Tag in dem Riphtheschen Bruche und so entging er dem Schicksal, seine Heerde zu verlieren, dem der Kofelwitzer nicht entging. In der Woche vom 6<sup>ten</sup> bis 12<sup>ten</sup> Juni wurde viel Rindvieh in den andern Dörfern geraubt, durchgetrieben, einmal wurde sogar in Gottlieb Busches Gute von dem erbeuteten Vieh ein Stück für die Bedeckung geschlachtet und zum Theil auch uns mitgeteilt.

Den 10<sup>ten</sup> Juni kamen fast die sämmtlichen Wirths und Besitzer wieder heim, um Zeuge zu werden von gewaltigen Getreideplünderungen. Den 11<sup>ten</sup> Juni erschien ein Commissair Natuste mit einer Wagenburg von nahe an 20 Stück, unter der Bedeckung von ohngefähr 300 Mann. Diesen Commissair konnte ich mit seiner Wagenburg glücklicher Weise durch Geld abweisen, er füllte seine Wagen in Groß Wandris. Unser Geldvorrath war nicht hinreichend, wir hatten 40 Franken oder 10 rthl. versprochen; darum reisten wir, ich und Harttrampf nach Liegnitz, borgten das Geld beim Kaufmann Schnabel und bezahlten diesen Commissair, welcher sein Quartier beim Hutmacher Ernst hatte. Während wir in Liegnitz waren, war eine andere Wagenburg mit Bedeckung angekommen um Korn, Weizen und Gerste zu laden. Wir kamen zu spät, denn als ich mein Bestechungssystem bei den Officieren und dem Commissair wieder versuchte, erhielt ich die Antwort: es ist zu spät, die Soldaten haben die Vorräthe gesehn, wir müssen laden lassen. Alle Versuche wurden nun gemacht, die Vorräthe zu erhalten. Einige ließen das Getreide von den Schüttdöden in die Bansen der Scheuern tragen und dort mit Spreu vermischen, andere ließen die Spreu auf die Schüttdöden tragen und ins Getreide mischen, noch andere verbargen es in Säcken, in Ställen, Schuppen und unter Holz. Gottlieb Busch erbot sich, ein gut Stück Geld zu geben, wenn ihm sein Weizen nicht genommen würde. Es gelang mir, einen Officier mit 3 rthl. zu bestechen. Dieser befahl in barschem Ton, der Bauer sollte selbst den Weizen herunter auf den Wagen tragen. Dies befahl er, damit der Bauer sagen konnte, wenn er einige Sack heruntergebracht hatte: er ist heruntergetragen. Dieser Bauer hatte zwei Sorten Weizen, schlechten und guten. In seiner Angst läßt er die Hälfte des guten heruntertragen und behält sich den schlechten. Nach hergestelltem Frieden wurde aber das sämmtliche von den Franzosen gestohlene Getreide bezahlt und die Bauern schnitten sehr gut ab.

Während dieser Zeit, in welcher sich die Liegnitzer Besatzung aus dem neutralen Gebiet verproviantirte, zogen auch einzelne Trupps bewaffnet von Dorf zu Dorf um noch hin und wieder zu plündern. Dies mochte der verbündeten Armee nicht verborgen geblieben sein, darum sandte man Patrouillen aus, sie gefangen zu nehmen. Eine solche Patrouille, bestehend aus 9 preußischen Dragonern, kam den einen Morgen in unser Dorf und sagte uns: sie



hätten dem Kuhhirten zwei Mann übergeben mit dem Befehl, wenn sie entfliehn wollten, mit den Gewehren auf sie zu feuern, welche sie ihm zur Sicherheit überließen. Sie ritten auf Wahlstatt zu, hatten einen guten Fang gethan, gegen 14 bis 16 Mann brachten sie gefangen, die ihnen abgenommenen Gewehre hatten sie auf ihre Pferde genommen. Von uns verlangten sie einige Männer, welche die Gewehre tragen sollten. Sie wurden ihnen mitgegeben, damit sie die Gewehre trügen, während die Dragoner die Gefangenen eskortirten. Hinter Scohl auf Gränowitz zu, stößen sie auf eine bedeutende Zahl französischer Truppen, es entspann sich ein Gefecht, welches unsre mitgegebenen Begleiter in nicht geringe Angst versetzt hatte, doch, so erzählten sie, hätten die Dragoner, von denen einer an der Lippe verwundet worden, den Sieg davon getragen, ein Franzose wäre geblieben und die Dragoner hätten ihre Gefangenen nicht entfliehen lassen. Hier muß ich bemerken, daß die äußersten Spitzen der preußisch-russischen Armee sich auf den Gränowitz Anhöhen befanden.

Überhaupt wurde sichtbar, daß die Franzosen, des Krieges müde, anfangen sich gerne gefangen nehmen zu lassen, ja die Spanier benutzten jede Gelegenheit, zu entfliehn, daselbe thaten auch die Sachsen. Bei uns blieb ein Sachse namens Hannig, er nahm Dienst bei den hiesigen Bauern, diente lange bei Carl Friedrich Riphke, führte sich sehr gut und verheiratete sich in Hertwigswaldau mit einer Dreschgärtnerochter, welcher die Eltern die Stelle übergaben.

Endlich trat nun doch Ruhe ein, die französische Armee, so wie die Verbündeten, zogen sich zurück hinter ihre durch die Tractaten des Waffenstillstandes gezeichneten Demarkationslinien. Nicolstadt lag in dem Gebiet, welches keine Armee betreten durfte. Was nun noch geflüchtet war, kehrte allmählig zurück und in allen Familien suchte man sich wieder einzurichten und Ordnung herzustellen. Die vermauerten Gewölbe wurden geöffnet und die verborgenen Schätze an's Licht und an Ort und Stelle gebracht. Bei dieser Herstellung der früheren Ordnung erwachte, durch die und jene gemachten Entdeckungen, daß es auch Dorfkosaken oder solche gegeben habe, welche die Verwirrung zu ihrem Vortheil benützt und gestohlen hätten, der Verdacht gegen diesen oder jenen Dorfbewohner. Es wurde daher beschloßen, eine Haussuchung zu veranstalten. Bei dieser Haussuchung wurde das Schulhaus nicht übergangen, denn es verlautete, daß der Schullehrer und Organist Johann Gottlieb Menzel aus dem Gute des Carl Friedrich Riphke gehackelten und in Käutel gewundenen Flachs sich angeeignet habe. Wirklich fand sich solcher Flachs, welcher dem übrig gebliebenen völlig gleich an Farbe und Länge war. Dies hatte zur Folge, daß der Bürgermeister Langner ihn anklagen und auf Abjehung antragen wollte. Durch meine Vermittelung brachte ich es dahin, daß Langner davon abstehn wollte, wenn der Menzel freiwillig



sein Amt niederlegte. Mir gelang es, den Menzel dazu zu bewegen. Den 23<sup>ten</sup> Juli 1813 resignirte er und gab seine Erklärung im Domainen-Amte zu Liegnitz zu Protocoll. (Siehe die Acten über äußere Schulveränderungen). Bei seinem Abgange übernahm ich einige Wochen den Schulunterricht, bis der Superintendent und Pastor zu Wahlstatt, Herr Kraezig, mir einen Schulpraeparanden namens Gottlieb Otto aus Kaudewitz als Gehülfsen schickte. In der Zeit meines Schulunterrichts bis 5<sup>ten</sup> September 1813 geschah es, daß einmal einige Franzosen, um zu betteln, ins Schulhaus kamen, und einen Almosen oder Brodt verlangten. Mit den Worten: je n'ai rien à vous donner, en allez! redete ich sie an, und im Weggehn hörte ich sie äußern: Mein Gott das ist ein Franzose, den man hier zum Schulmeister gemacht hat.

Vom 1<sup>ten</sup> nach Trinitatis bis zum 8<sup>ten</sup> nach Trinitatis, d. i. vom 20<sup>ten</sup> Juni bis 8<sup>ten</sup> August wurde jeden Sonntag wieder Gottesdienst gehalten, denn der Waffenstillstand, welcher anfangs bis zum 20<sup>ten</sup> Juli dauern sollte und später bis zum 17<sup>ten</sup> August verlängert wurde, versetzte uns in tiefen Frieden und ließ die Einwohner ruhig und ungestört ihre Geschäfte treiben. Am Tage Himmelfahrt den 27<sup>ten</sup> Mai mußte der Gottesdienst ausfallen und konnte bis zum 1<sup>ten</sup> p. Tr. nicht gehalten werden.

Den 14<sup>ten</sup> August, Sonnabend vor dem 9<sup>ten</sup> p. Tr., kam Nachmittags Harttrampf auf meine Stube, während ich an meiner Predigt arbeitete, mit den Worten: morgen predigen Sie nicht, Herr Pastor, es wird unruhig, hinter dem Gehölz von Klein-Wandris hat sich eine Feldwache eingefunden, wir sollen Holz und Lebensmittel liefern. So war es auch, und ich war voller Erwartung, was der Sonntagmorgen bringen würde? Sonntags den 15<sup>ten</sup> August früh ritt viel Landwehr-Cavallerie mit einigen Batterien reitender Artillerie nach Liegnitz, beunruhigten die Franzosen durch eine in die Stadt geschickte Abtheilung und kamen, ohne verfolgt zu werden, gegen Mittag wieder zurück. Die Franzosen hatten an der Raibachbrücke einen Officier tödtlich verwundet, welcher in Fauer starb und ein Manenpferd durch den Kopf geschossen. Das Dorf füllte sich, ehe die Cavallerie zurückkam, mit Infanterie, welche Posten an die Gartenmauern stellte, die nach Westen gehenden Eingänge des Dorfes verbarrikadirte und die Franzosen vergeblich erwartete. Die Infanterie und Cavallerie zogen nach Merzschütz; auf dem Spitzberge aber, auf dem Galgenberge und bei der Sandmühle wurden Posten, zwei Mann stark, aufgestellt, welche regelmäßig abgelöst wurden.

Den 17<sup>ten</sup> August gegen Abend wurden diese Posten einbezogen und dies veranlaßte bei uns allen die Frage: was wird dies bedeuten? Der folgende Morgen gab uns Aufschluß. Die Nacht vom 17<sup>ten</sup> zum 18<sup>ten</sup> August war Sacken mit seinem Corps still durchs Dorf marschirt, hatte sich diesseits Wahlstatt gelagert



und eine Cosaken-Abtheilung nach Liegnitz geschickt, welche die darin befindlichen Franzosen durchs Hannauer Thor hinausjagten, aber dabei einen Officier verloren, der erschossen wurde. Sacken folgte bald nach.

Jetzt entfernte sich das Ungewitter des Krieges immer weiter von Nicolstadt, unsere Gebete folgten der Armee in der Hoffnung, daß Gott ihr den Sieg verleihen werde; wir hätten aber bald an einem glücklichen Fortgange gezweifelt, als wir den 22<sup>ten</sup> August Sonntags, von Kroitsch her immer deutlicher Kanonendonner hörten und an einer Retirade nicht gezweifelt werden konnte. Montags den 23<sup>ten</sup> August kamen einige Knechte, die hier gedient hatten und zur Landwehrinfanterie ausgehoben worden waren, an und erzählten uns, wie in der Nähe von Goldberg das Liegnitzer Bataillon, zu dem sie gehörten, zersprengt worden und wie die Armee im völligen Rückzuge begriffen sei. Mittwoch, den 25<sup>ten</sup> August hatte sich die Armee bis nach Zauer zurückgezogen und wollte sich noch weiter zurückziehen, in welcher Absicht schon ein Theil des Militairs nach Striegau zu marschirte, als Blücher durch Gefangene erfuhr, daß Napoleon den Marschal Ney mit seinem Corps nach Dresden abgerufen und das Commando dem Marschal Macdonald übergeben habe. Dies bewog ihn, bei Christianshöhe eine Schlacht anzunehmen, in diesem Entschluß besonders bestärkt durch den General Gneisenau, welcher die ganze Gegend von Zauer bis ins Einzelne kannte, weil er 1792 und später bei dem Füsilier-Bataillon v. Rabenau in Zauer als Seconde-Deutenant gedient hatte. Die Schlacht, genannt „an der Razbach“, wurde geschlagen den 26<sup>ten</sup> August. Von Anbruch des Tages, es war Donnerstag, regnete es gewaltig und der Regen fiel bis Abend in Strömen vom Himmel. Steinmez, welcher die Nachhut der preußisch-russischen Armee anführte, war von der Absicht Blüchers nicht unterrichtet, er schickte mehrere Male an Blücher Courire mit der Bitte, ihm Hilfe zu senden, weil er hart bedrängt werde; aber Blücher erfüllte seine Bitten nicht. Die französische Armee erwartete auch nichts weniger, als eine Schlacht und war höchst erstaunt, als sie auf der Anhöhe bei Christianshöhe so viel Geschütz aufsfahren sah, welches die tiefen Colonnen zwang, zu deployniren und sich bis Eichholz hinunter auszudehnen, wo sie wieder in das Kartätschenfeuer des Sacken geriethen. Vormittag hatten wir nur den Kanonendonner der preußischen Nachhut und der französischen Vorhut vernommen, als aber Mittags die Schlacht begann, klrirten hier in allen Stuben die Fenster, die Erde blieb im fortwährenden Zittern und wir zitterten in der Stube bei Harttrampf, worin sehr viele aus dem Dorfe sich eingefunden hatten, vor hanger Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Trotz dem Regen gingen wir doch abwechselnd auf die mäßige Anhöhe hinter Harttrampfs Gehöft, um etwas zu sehen. Der Regen raubte uns alle ferne Aussicht,



darum konnten wir nur einmal wahrnehmen, daß sich bei Kaudewitz Cavallerie gezeigt habe. Wenn das Geschütz so manchmal wie ein prasselnder Donner krachte, da wars, als schienen die Kämpfenden sich uns zu nähern und wenn uns unwillkürlich ein Seufzer aus dem Munde kam, da sagte der Gutsbesitzer Gottfried Seifert: fürchtet euch nicht, heute machen die Cosaken ihr Stückel. Endlich wurde es dunkel, das Geschütz schwieg, unsere Brust wurde leichter, die Hoffnung des Sieges wollte das Herz beschleichen, da brüllten in die finstre Nacht noch einmal die Kanonen, und unser Muth sank. Es waren aber nur gegen drei Kanonenschläge, dann trat Todtenstille ein, wir konnten uns ruhig schlafen legen, wenn uns die Sehnsucht nach Nachrichten hätte schlafen lassen. Niemand kam von dort, um uns mit Siegesfreude zu erquicken, wir mußten in banger Ungewißheit bleiben bis Freitag früh den 27<sup>ten</sup> August. In der Nacht vom 26<sup>ten</sup> bis 27<sup>ten</sup> August war das Gespann des Gottfried Seifert, welches er auf Requisition zweier russischer Cavallerie-Unterofficiere mit Lebensmitteln und Tabak beladen nach Eichholz hingeschickt hatte, zurückgekommen, der Knecht dieses Fuhrwerks erzählte nicht nur das nahe Einschlagen der Kugeln bei seinem Wagen, sondern beschrieb uns auch, wie glänzend man die Franzosen besiegt hätte. Den 28<sup>ten</sup> August reiste ich nach Zauer und bedauerte sehr, daß ich den 27<sup>ten</sup> nach Liegnitz zu meinen Eltern und nicht nach Zauer gegangen war, zumal der Magister und Pastor Schwedter aus Koiskau mich hatte abholen wollen, um das Schlachtfeld zu beschauen. In Zauer fand ich bei der katholischen Stadtkirche eine beträchtliche Anzahl gefangener Franzosen von allen Waffengattungen, die der frohen Hoffnung waren, daß ihr Kaiser sie befreien und alles gut machen würde. Die gefangenen Officiere gingen frei auf dem Markte und in den Straßen auf und ab. Vor dem Striegauer Thore wurden auf einem freien Platze hinter den letzten Häusern links die eroberten Kanonen, unter denen viele preußische waren, und Munitionswagen in Menge aufgefahren. Gefangene und alles eroberte Geschütz wurden nach Schweidnitz gebracht.

Gottes Wille war es, daß wir von dieser Zeit an keine Feinde mehr in unserem Dorfe sahen und nur hören sollten, wie der Sieg allenthalben unsere Truppen begleitete.





*Carl von Heinen*

*Kgl. Regierungsrat und Justizkommissarius  
Grundherr von Groß Wandrif, Kr. Liegnitz*

*geb. am 10. Dezember 1777 zu Lingen i. Rheinland  
gest. am 25. März 1852 zu Groß Wandrif.*

## Neue Blücherbriefe aus den Jahren 1813—15.

Von Superintendent v. Hase in Groß Wandriß.

Nachdruck verboten.

Die großen Erinnerungen, welche durch die nächsten Jahre in unserem Volk geweckt werden, lenken die Aufmerksamkeit vor allem auf die Führer in jenen Sturmzeiten.

Als einen wertvollen Schatz bewahrt das v. Heinen'sche Familienarchiv in Groß Wandriß unter zahlreichen anderen wichtigen Dokumenten der großen Zeit 33 noch unveröffentlichte Briefe des Feldmarschalls Blücher aus den Jahren der Freiheitskriege 1813—15.

Ein Teil der Briefe versetzt uns unmittelbar in die Kriegseignisse. Vom Schlesi'schen Feldzug, vom Rhein, aus Paris, von Ligny und Belle Alliance berichtet Blücher selbst in denselben. Das einmal schreibt er im Begriff in den Sattel zu steigen, das anderemal so müde von der Verfolgung, daß er diktirt und nur einen Gruß mit ungewöhnlich unsicheren Zügen beifügen kann, ein anderesmal so umdrängt von der Unruhe, daß er sich hat einschließen müssen, um den Brief schreiben zu können. In den kräftigen, kurzen Sätzen, mit denen er dem Freunde daheim berichtet, fühlt man noch die Erregung und das Hochgefühl der Zeit, auch den Freimut des tapferen Führers, der dabei, so fern er von der Zeitkrankheit der Sentimentalität ist, doch ein tiefes Gefühl beweist. Sind es nun auch naturgemäß meist nicht neue Dinge, welche diese Kriegsbriefe bringen, so spiegeln sie doch die Art des Mannes, der wirklich der Befreier Deutschlands geworden ist, charakteristisch ab.

Der andere Teil der Briefe betrifft die Erwerbung und Ordnung der Dotation, welche dem Feldherrn 1814 mit seiner Ernennung zum Fürsten zugesagt worden war. Schlesi'en hatte es dem alten Medlenburger angetan, und wir sehen ihn in diesen Briefen als schlesi'schen Landwirt, damals 72 Jahre alt, die Gutsverwaltung mit Sachkunde und Tatkraft ordnen. Diese Briefe dürfen gewiß besonders im schlesi'schen Land auf Aufmerksamkeit rechnen.

Durch die Güte der jetzigen Besitzerin der Briefe, Frau Elise von Heinen geb. von Thielau, der Witwe des 1898 in Groß Wandriß verstorbenen Landschaftsdirektors und königlichen Kammerherrn Gustav von Heinen, sind dieselben mir zur Herausgabe anvertraut worden. Sie bilden einen sorgsam gehüteten Familienbesitz.



Der Empfänger dieser Briefe war der Schwiegervater der jetzigen Besitzerin, der Königl. Preuß. Regierungsrat Carl von Heinen in Breslau, Justizkommissar und Notar bei dem dortigen Oberlandesgericht von 1807—1831 und Blüchers Generalbevollmächtigter in der Verwaltung seiner Güter. Er ist 1855 als Besitzer von Groß Wandriß, Meeßendorf und Polnisch Baudiß in Groß Wandriß gestorben. Sein Bild ist den Briefen beigelegt. Aus ursprünglich schwedischem Geschlecht entsprossen, war er 1777 in Bingen im Rheinland geboren. Sein Vater war später in Minden preußischer Kriegs- und Domänenrat. Der Sohn folgte der Laufbahn des Vaters als Regierungsbeamter und trat früh in die Verwaltung des von Preußen neu erworbenen polnischen Landesteils Südostpreußen ein. Bis 1804 war er bei der preußischen Regierung in Ploß, bis 1807 bei der in Kalisch als Regierungsrat tätig, von wo er an das Oberlandesgericht in Breslau überging. Die Zeugnisse der Behörden rühmen ihn als einen sehr tätigen, klugen und gewissenhaften Beamten. Durch sein Landhaus in Scheitnig wurde er im Sommer 1812 Blüchers Nachbar.

Auf Forderung der Franzosen hatte Blücher aus seiner Stellung als Gouverneur von Pommern Ende 1811 weichen müssen, und der König hatte ihm als Abfindung und zur Beschäftigung das eingezogene Neißer Stiftsgut Kunzendorf bei Neustadt D./S. überlassen. Aber die Erregung, welche die Zeit erfüllte, litt ihn nicht in der Einsamkeit, sondern trieb ihn nach Breslau, wo er für den Sommer das Schloßchen des Fürsten Hohenlohe in Scheitnig mietete. Hier versammelte sich oft ein Kreis vaterländischer Männer um ihn, von dem E. M. Arndt ein überaus anziehendes Bild in seinen Lebenserinnerungen gezeichnet hat. Scharnhorst, Boyen, Clausewitz, Prinz August v. Preußen, Razler u. a. gehörten in diesen Kreis. Hier verkehrte auch Heinen und wurde Blüchers Freund und Vertrauter. Schnell entwickelte sich ein Vertrauensverhältnis, das in den vorstehenden Briefen kräftigen Ausdruck findet. Aus Belgien schreibt Blücher im Mai 1815: „Wahrlich Heine, sie sind der einzige, an den ich Schreibe, den ich habe nicht so vihl Zeit, daß ich Eßen kan. 150.000 Man machen mich den Kopff wahrn.“ Am selben Tag, an dem sich Paris ergibt, am selben Tag, an dem er 1815 seinen Abschied eingereicht hat, meldet er diese Ereignisse noch dem schlesischen Freunde. Diese Freundschaft wird bestätigt durch die von Colomb herausgegebenen Feldzugsbriefe Blüchers an seine Frau. In jedem ist ein Gruß für Heinen. Wiederholt war Heinen auch selbst bei Blücher, so im Felde nach der Razbachschlacht, dann in Berlin; auch in Paris hat er wohl Blücher auf seine Einladung besucht. Oft war er auf Blüchers Gütern. Bis zu Blüchers Tode 1819 hat dies Vertrauensverhältnis bestanden. In allen Sachen bez. der Verwaltung der



großen Güter, in allen Geldsachen, in denen es Blücher schwer war, Ordnung zu halten, hatte Heinen sein vollstes Vertrauen. Bei Heinens erstem Sohne Gustav war der Feldmarschall mit seinem Adjutanten Kostitz Pate. Auch in den letzten Lebenstagen Blüchers bei dem Besuch des Königs an seinem Krankenbett war Heinen anwesend. Auf dem Bilde, das Hentschel davon gemalt hat, steht er vorn zu Häupten Blüchers.

Eine lebhaftere Korrespondenz hat von 1813 bis zu Blüchers Tode zwischen beiden bestanden. Die Briefe nach 1815, die wohl meist geschäftliche Dinge betrafen, hat der Empfänger vernichtet. So sind nur die Briefe von 1813—15 erhalten;<sup>1)</sup> außerdem aber befindet sich im Heinenschen Besitz eine überraschende Zahl von Cabinetsordres des Königs an Blücher, z. B. seine Ernennung zum Führer der Schlesiſchen Armee und eine Instruktion für die Führung derselben, ferner Briefe der beiden Kaiser von Rußland und Oesterreich, des englischen Regenten, der Feldherren und Staatsmänner des Dreibundes, Kutuzow, Wittgenstein, Wolkonsky, Metternich, Hardenberg u. a. an Blücher. Nur ein kleiner Teil davon ist bisher bekannt geworden.

Auch im Folgenden sind nicht alle hier vorhandenen 33 Briefe Blüchers gedruckt. Einige unwesentlichere oder solche, die Vorhergeschriebenes in der Dotationsſache nur wiederholen, sind nur erwähnt. Vorangestellt ist ein hier befindlicher Brief an den Regierungsdirektor v. Rohr in Stargard aus der trüben Zeit im März 1812. Den Abschluß bildet ein Brief des Adjutanten Blüchers, Graf Kostitz, aus Paris im Sept. 1815 über den Feldmarschall und den Friedensschluß. Die beigegebenen Erklärungen sind den besten Blücherbiographien, besonders denen von Unger, Wigger, Barnhagen entnommen, sowie den Briefsammlungen v. Colombs und Blasendorffs. Die Schreibweise Blüchers ist getreu bewahrt. Nur sind die zahlreichen lateinisch geschriebenen Worte deutsch gedruckt, um die Briefe lesbarer zu machen.

Möchten die Briefe Blüchers unsere Zeit wieder erinnern, was ein einziger Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, für sein Volk bedeuten kann, und daß ein ganzes intellektualistisches und sensitives Geschlecht versinkt, wenn es nicht geführt wird von Männern schlichten geraden Empfindens und unbeugsamen Willens.

## I.

Am 11. März 1812 hatte der König, um Blücher dem Bereich der Franzosen zu entziehen, die wieder in Berlin eingerückt waren, und um ihn für rückständiges Gehalt zu entschädigen, eines der

<sup>1)</sup> Leider fehlen darunter jetzt zwei Briefe aus dem Feldzug 1815 aus Lüttich vom 6. Mai und aus Paris vom 23. September. (S. Treitschkes Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert S. 722 u. 782.)



eingezogenen geistlichen Güter in Schlessien, das zum Kreuzherrnstift in Neisse gehörige Kunzendorf bei Neustadt, zu einem vorläufig abgeschätzten, später genauer zu ermittelnden Werte an ihn überlassen. Vor seiner Abreise dorthin schrieb Blücher aus Berlin am 23. März 1812 nach Stargard, wo er die letzten Monate gewohnt hatte, an den Regierungsdirektor v. Rohr:

Höchst geschätzter Freund!

Da ich mich in Schlessien etablirt habe und morgen dahin abgehe, so dürfte ich wohl nicht so bald nach Pomern zurück kommen, ich bitte sie also meiner Frau die noch einige Zeit in Stargard verbleibt mit ruht und Tadt bey zusehn, so bald die wege guht werden wird meine Frau von da abgehen. Neues kan ich ihnen von hier nichts Tröstliches Schreiben, genehmigen sie aber daß ich mich ihrer Frau Freundschaftlig Empfehle und verzeihen sie nicht Ihren aufrichtigen Freund und gehorsamen Diner  
Berlin d 23<sup>te</sup> Merz 1812 Blücher

Grüßen sie doch alle guhten Freunde besonders Ruhnen meine Schuld<sup>1)</sup> werde ich an sie dankbahr abtragen. B.

## II.

Am 12. April 1812 hatte Blücher Kunzendorf übernommen, obgleich ihm die Kaufbedingungen „gleichsam ein Böhmischer Wald“ waren und ihm schlecht gefielen. Er blieb aber nicht in dem abgelegenen Schlosse, sondern ging mit des Königs Erlaubnis nach Breslau, wo er das Scheitniger Schloß „eine herrliche Sommerwohnung“ mietete. Im Juni kam seine Frau aus Stargard dort an. Im Herbst bezogen sie eine Stadtwohnung. Der russische Feldzug Napoleons, der Brand Moskaus beschäftigten Blücher aufs lebhafteste. Am 30. Dezember 1812 schloß York in Taurroggen die Konvention, welche die preußischen Truppen aus der Gefolgschaft der Franzosen löste. In die Tage danach fällt der folgende Brief an Heinen:

Undatiert. Breslau Anfang Januar 1813.

bei anwünschung eines guten morgens übersandt zur Durchsicht. Die 1400 Tllr bau gellder<sup>2)</sup> worüber die bestimmung noch erwahrtet wurde, sagt mich neuhauß gestern, wehren vom Statzkanzler acordirt. Adio.

bei uns wird neßstens alles auf die beine kommen. Generale Maßenbach und York sind suspendiert. Kleist hat das Comando.<sup>3)</sup>  
B.

<sup>1)</sup> Die Schuld betrug 75 Taler und wurde durch Heinen für Blücher bezahlt.

<sup>2)</sup> Es waren staatliche Baugelder zur Instandsetzung des Schlosses in Kunzendorf. Auf diese Angelegenheit bezieht sich auch ein weiterer undatiertes Brief aus der gleichen Zeit, in dem Blücher von Heinen den Entwurf einer Antwort an den Staatskanzler erbittet.

<sup>3)</sup> Dies war die offizielle Antwort des Königs auf die Konvention.

III.

Der folgende Brief ist datiert: Vor Loewenberg den 20<sup>te</sup> August 1813. Noch vor Ende des Waffenstillstands, der dem Frühjahrsfeldzug folgte, hatte Blücher den Vormarsch begonnen und war den von Liegnitz und der Raßbachlinie abziehenden Franzosen gefolgt. Dabei war es am 19. August an der Boberlinie bei Löwenberg und Zobten zum Gefecht gekommen, in welchem die Franzosen 2000 Mann und 6 Kanonen verloren, sodaß Blücher abends seiner Frau schrieb: „In diesem Augenblick habe ich die Franzosen derbe ausgehauen.“ Tags darauf ist der Brief an Heinen geschrieben. An eben diesem Tage aber kam Napoleon mit Verstärkungen an und die schlesische Armee mußte den Rückzug antreten. Im Verlauf dieser Bewegungen kam es dann am 26. August zur Schlacht an der Raßbach.

Freund

alles geht guht, wihr haben die Semtliche francoischen Marchelle die wege gewisen, der seind ist im vollen Rück zuge nach Bunklau, noch heute denke ich mein Quartier in Loewenberg zu nehmen.

wihr schlugen gestern 7 Stunden, der seind hat vihl verlohren. Ney, Magdonnald, Bertram, Marmot, Lauriston, Renie, Mortie und Sebastiani haben gegen uns Commandirt und sind auf allen Pouncten geworffen.

Bock wird ihnen alles außführlicher schreiben.

Vor Loewenberg den 20<sup>te</sup> August 1813

Blücher

IV.

Soegst den 28<sup>te</sup> Novb. 1813.

Am Rein da waachsen unsre Trauben und Schmecken guht, offte wünsch ich mit meinem Kostiz eine Flasche mit unsern Breslauern Freunden auß Lehren zu können.

ich bin über unserm still liegen hir sehr verdrißlich. alles will sich erhollen und darüber vergeht die Zeit. Hette man meinen Raht gefollgt so wehren wihr nun schon in Brußell, unsere Preusche Truppen unter Bülow und Oppen sind in Amsterdam und Rotterdam. Der größte Theill von Holland ist er obert, die Francoischen agenten sind von den Hollendern weg geiagt und Oranien gesinte angestellt. in amsterdam hat man die oranien Fahne außgesteckt, so ist alles dem wecksell unter worffen.

hier am Reihn leiden wihr großen Mangell alles ist außgelehrt und die Sterblichkeit ist groß. wihr werden den endlich wohl gezwungen sein den Reihn zu Paßiren.

wegen Bock können sie ohne sorge sein, ich habe ihm jekst aufs neue dem König vorgeschlagen.

Der guhte Graff Henckell ist den auch Todt und Korn auch vihlle vihlle gehn dahin, nehmen sie sich meiner Frau an und



gehn ihr mit Raht an die Handt, ich habe ihr gellder geschickt, sie wird nicht wissen, was sie damit machen soll. adio freund, leben sie wohl und Schreiben mich gleich. mein Sohn ist gott sey Dank wider her gestellt und ist frey.<sup>1)</sup>

Kostiz grüßt.

Blücher.

V.

Paris den 1. May 1814

Libster Freund

Wundern sie sich nicht, daß kein brieff von mich bey ihnen eingegangen, glück und unsefle haben mich verhindert, indessen ist alles überstanden, Siegreich habe ich die Schlesiße armeeh hier eingeführt, aber dan wurde ich von einer Tödlischen Krankheit befallen, so daß man vor meine Augen und vor mein leben fürchtete, aber meine guhte natuhr wider standt und ich bin her gestellt, in Zeit von 8 tagen gehe ich nach London, wo hin ich vom Prinz Regenten eingeladen bin, der könig wird auch hingehn, ich denke mich in Engeland nicht auf zu halten von da gehe ich nach Holland und durch Westphahlen über Magdeburg nach Berlin, wo ich meine Frau zu Finden hoffe.

Ich soll ein bad gebrauchen und wehle vielleicht wahrbrunn. Ihren Brieff vom 4<sup>ten</sup> Merz habe ich erhallten, waß sie wegen Klawe und Marie Kranz Schreiben ist mich ganz fremde, den ihr brieff diesen gegenstandt enthaltend ist nicht zu mich gekommen. Wegen Kunzendorff bin ich ruhig, es ist in Ihren Henden. Die Rauffgellder betreffent so werde ich nichts bezahlen, ich habe den Finanzminister v. Bülow die Sache übergeben und dieser wird H<sup>erz</sup> Willkens<sup>2)</sup> wohl befehren.

Führ alle Freundschaft, die sie meiner Frau beweisen H<sup>erz</sup>lichen Dank, daß die Pfandbrive gekauft sind ist mich lib, hat meine Frau zu vihl gelld Empfangen, so tuht das nichts, ich habe sehr ansehnliche anweisung auf die Cafe in Berlin und werde mit sie in Berlin berechnen. Die Stadt London hat mich einen Ehren

<sup>1)</sup> Franz v. Blücher, der älteste dem Vater besonders nahe stehende Sohn, Commandeur der 1. Schlesißen Husaren bei Kleiße's Corps, war, als er mit einem kühnen Angriff den Rückzug nach Nollendorf deckte, schwer verwundet und gefangen worden. Die persönliche Aufmerksamkeit und Fürsorge Napoleons für ihn in Dresden konnte nicht hindern, daß von den vier Kopfwunden eine schwere Nervenstörung zurückblieb, an der er dahinfiel. Dies blieb des Vaters schwerer Kummer sein Leben lang.

<sup>2)</sup> Willkens, dem wohl die Abschätzung von Kunzendorf übergeben war, zog sich Blüchers heftigen Zorn zu. Schon im August 1813 hatte Blücher seinetwegen an den Ministerialrat v. Hippel geschrieben: „denken sie nuhr, wen ich todtgeschossen werde oder den beschwerden unterliege, wie der menschen feindliche Herr Willkens da meine Frau und Kinder handhaben würde, wahrhaftig ich bin uf diesen Juden Kerll so ufgebracht, daß ich ihm zu Schanzarbeit nach Schweidnitz schicken möchte“ (bei Colomb, Blücherbriefe p. 34).

Degen verEhrt, ich fürchte mich bey dem volck hin zu kommen, sie werden Teuffelszeug mit mich machen.

Bock weiß, daß ich gerne alles vor ihm tuhe, aber es ist nu Friede und der Prinz august wird ihn schwehr von der Attellieris loß lassen, denn er ist ein vortrefflicher officir, anfangs July denke ich in Berlin zu sein und will mich freuen, wenn ich da einen brieff von ihnen finde. Grüßen sie alle braven Breslauer und Schlesier und bleiben sie Freund ihres treuen Freundes

Blücher

Was magt der allte brave Stößel, vile grüße an ihn.

## VI.

Der Feldzug war beendet. Am 3. Juni 1814 kurz vor der gemeinsamen Abreise nach England hatte der König Blücher zum Fürsten v. Wahlstatt ernannt und ihm eine Dotation in Gütern zugesagt. Des näheren wurde verfügt, daß die Dotationen für Tauenzien, Nord, Kleist, Bülow, Gneisenau gleichen Wertes (200 000 Tlr.) sein, Blücher und Hardenberg mit dem Fürstentitel Güter zu 450 000 Tlr. erhalten sollten. Die Wahl aus den Domänen bezw. den eingezogenen geistlichen Gütern war ihnen freigestellt. Blücher entschied sich für die Trebnitzer Forstgüter. Das Nähere sagt der an den Minister v. Bülow gerichtete hier folgende Brief aus Breslau:

Breslau 9. Sept. 1814.

Ich habe die Traebnitzer gütter besehn. Die so genannten Kuchell gütter bestehen in 6 vorwerken sind sehr schön in acker, wiesen und weiden, sie taugen aber vor keinen Particulier, das Schloß in Traebnitz ist eine Stein maße wie das Berliner Schloß und es zu unterhalten oder im standt zu setzen wird ein unerhörtes kosten, da zu komt, daß alle vor werksgebäude igt Semtlicher vorwerke so Totale nieder gewondt sind, daß die ienigen, die an der spitze der verwaltung der eingezogenen geistlichen gütter gestanden, sich völlig zum gallgen reiff gemagt haben, weil auch nicht die geringste aussicht stadit gehabt hat, der Herr Stakraht Willcken und seine Colegen müssen die gütter nie gesehn haben, ich gehe genzlich von die Traebnitzer küchengütter ab, mag sie nicht haben, wenn ich sie um die helffte wehrt erhalten kann, denn unter 40 000 Tlr sind sie in Clusive des Schlosses nicht im wirtschaftlichen zu stande zu bringen.

Dagegen Schlage ich vor mich von die Traebnitzer gütter die ienigen zu überlassen, wovon ich das erforderliche vertzeichniß henlege, bemerke aber dabey, daß die zu diesen güthern belegenen Forsten nicht da von getrennt werden können, und da auf diesem theill gütter kein Hauß vorhanden, worin man wohnen kan, so bitte ich mich das guht Krivelviß welches 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> meillen an Breslau



an der Chause belegen ist und ein ziemlich guhtes Landhauß hat mit zu überlassen. Dieses ist nur ein vorschlag. wird er angenommen so bin ich dankbahr und zu Frieden, ist das nicht der Fall, so gebe ich mein Ehrenwohrt an mich, daß ich nichts mehr wehle. Der König hat mich wider meinen wunsch und willen zum Fürsten gemagt, ich muß also ein Fürsten thum haben, mein Feldmarschalsgehalld kan dabey nicht in Anschlag gebracht werden, ich habe mich mühsam zu diesem Posten heranschleppen müssen. Der König gebe mich nun was er will, ist es Fürstlig, so ist es guht, im gegen theill nehme ich alles an, kehre aber in meinen Privat stand zu rück und glaube, daß ich als ein allter deuttscher Ehdellman genug bin, mag auch in dieser ahrt nicht einmahl mehr sein als meine Kinder werden können.

Noch muß ich bemerken wie ich hier erfahre daß der Fürst Hatzfeld der Schon 2 der besten Traebnizer gütter erhalten noch 2 von den von mich benannten gütern aquirieren will. ich mag nicht über ein und den Selben gegenstandt mit diesem R... Candidat seyn und seine nachtbahrtschaft würde mich Ehell veruhrsachen.

Ich bitte Eu. Excellenz meine angelegenheit zu beschleunigen, damit ich bey meinem hirsein erfahre, was auß mich werden soll, von den Tage, wo der König mich zum Fürsten er nante kommen mich die Fürstlichen Revenuen doch unbezweiffelt zu.

Noch bitte ich die sache mit Kunzendorff, welches ich bey nahe 2 Jahr im besiß habe, aber noch feyn contract erhalten, zu ende zu bringen. Den mit den HErrn Willckens kan man ein ganzes menschen leben hin bringen und doch über die geringste kleinigkeit nicht zu stande kommen. Der alte würdige Statzkanzler hat mich seine Hand und sein wohrt gegeben, daß ich wegen Kunzendorff nichts betzahlen soll und es mich vor meine rechtmäßigen Praetensionen die ich ein gereicht zu Teihl werden soll.

Breslau d. 9. Septemb. 1814

Blücher.

VII.

Berlin d. 16 Okt. 1814.

Eu. wohlgebohren güttiges vom 12<sup>t</sup> nebst der anweisung auf 1000 Tlr. habe wohl erhalten, ich über mache im einschluß ein Schreiben des HErrn Stegmann nebst einlage von Pechter Hübner und ersuche sie mein wehrtester Freund die verhlige quitung als generall bevollmächtigter auß zu stellen, was der Hübner von die bauhten sagt, so müssen alle kleinen Reparatouren die nohtwendig sind gemagt werden, was aber Hauptbauhten an betrifft, so muß es bis zum Frühjahrs anstandt haben, weill ich zu dieser Zeit einen entschluß fassen kann, was ich mit Kunzendorff anfangen will, die 40 Tlr., so als überschuß vom bau gellde vorhanden sind, so sollen solche zur verbesserung der bade anstaldt verwandt werden, ich

glaube, es ist guht wen den dohrtigen Arzt sein guhtachten darüber eingezogen wirdt.

Nun mein liebster Heinen erwahrte ich hier die Rückkunft des Königs<sup>1)</sup>, da ich dan alles mit einem mahl ab machen werde, Bülow ist noch nicht hier zurück, so ballde ich mit Hardenberg mich besprochen kehre ich nach Schlesien zurück, ich schreibe ihnen zu vohr und sie besorgen mich dann ein absteige quartier, wo möglich in ihrer nehe. Haben sie nuhr die Gefelligkeit und bitten Merckeln<sup>2)</sup> und oberforstmeister Kleist, daß ia allt holz schlagen und verkauffen in die gütter strenge under sagt wirdt. Da ich nun nichts auf Kunzendorff mehr zu betzahlen habe, so bin ich entschlossen es zu verkauffen oder zu vertauschen, damit ich alles in einer gegendt habe und wünschte ich ein guht nahe bey Krivelwitz zu acquirieren, haben sie die gefelligkeit und schreiben mich was ich an gelltd da noch vorrähtig habe, ich hatte meiner Frau 1000 Tr. Pfantbrüwe geschickt, nun aber habe ich ihr bahr gelltd gegeben und die Pfantbrüwe zusammbehallten. Die Zinsen werden sie wohl zu seiner Zeit einholen, grüßen sie alle unsere freunde und sie bleiben Freund ihres treuen Freundes. ich dagte wen der Kaiser von Rusland her kommt, mögten sie auf ein abstecher her fahren. Was der Pring august mich in ansehung Bock schreibt ersehen sie aus der einlage. Gneisenau hat sich auch wegen Bock an mich gewandt und ich werde in Hinsicht ihrer alles tuhn, was möglich ist, sehen sie Gneisenau, so grüssen sie ihn Herzlig. adio  
Blücher.

Berlin d. 16. Oct. 1814

### VIII.

Am 21. September hatte der König durch Cabinetsordre (gedruckt bei Wigger, Geschichte der Familie von Blücher II 494) nach Blüchers Wunsch ihm Kriblowitz und die Trebnitzer Güter Zirkwitz, Zauche, Tarnast, Schawoyne und Lukine mit den Forsten und Zinsdörfern als freien Allodialbesitz durch den Finanzminister überwiesen. Genaueres stellte die Schenkungsurkunde vom 11. Nov. 1814 fest (ebendort gedruckt), welche auch die Gerichtsbarkeit und das Patronatsrecht dem Fürsten zusicherte.

Berlin 19 Oct. 1814.

Mein lieber bester Heinen

wihr haben also nun was wihr haben wollen in der Cabinetsordre heißt es die Zinsdörffer Zirkwitz und vollgende. Das ist verschriben Zirkwitz und die vollgenden sind vorwerke, die dazugehörigen Zinsdörffer sind nicht benannt, es versteht sich, daß sie da zu gehören. Übergeben sie nun Schwenken die Forsten Semt-

<sup>1)</sup> Der König war in Wien beim Kongreß.

<sup>2)</sup> Merckel war Oberpräsident von Schlesien.



liger Güter und wen er will, so kan er sich in Gottes nahmen HErr Ober Förster oder Herr Inspector nennen, wie er es vor guht heldt, wenn man nuhr nicht sagt, er ist nu in deß Fürsten dienst und braucht das kögl. gehaldt nicht. Darum haldte ich gerachten er beheld seinen jezigen Character bey.

Der Minister Bülow ist klug er will mich die Revenue nuhr nach der lezten Cabinetsordre zu komen lassen, ich glaube aber sie nach der 1ten<sup>1)</sup> verlangen zu können, den von der stunde an wo der König mich zum Fürsten ernante müste ich auch solche Revenuen haben.

Mir ist die hauptsache wegen der auf die güter hafftende Schulden und eingetragene Pfandbriffe ins reine zu komen, ein kögl. Geschenk muß Rein sein und dieser meinung wahr auch der minister v. Bülow. Jurestriction und Patronatsrechte wünsche ich doch zu behallten,<sup>2)</sup> will man mich beides nicht zustehn, so wende ich mich grade am König.

Sollte es nicht möglich sein wegen der Coppell Jagd mit oehlf<sup>3)</sup> ein abkommen zu treffen; und wenn dieses noch von der kögl. Regierung geschehen könnte, sonst muß ich selbst am HErrzog Schreiben.

Wegen Kunzendorff hat es guhte wege ich werde den Teuffel 55.000 rthl. bezahlen, nicht ein groschen, wo Hardenberg nuhr erst wider hier ist, wird die sache wohl in rigtigkeit komen.

bis der König hier ist kan ich nu nicht von hir, aber nach seine ankunft komme ich gleich nach Schlesien, ich werde sie von meiner abreiße nachricht geben und dan besorgen sie mich ein absteige quartir, ich kome ohne Frau und wünsche in ihrer nehe zu wonen.

Schreiben sie mich nur über alles ihre meinung. Mein Elttester Sohn ist gestern von hir nach Schlesien zu Fuß abgereist. lest er sich in Breslau sehn, so theillen sie ihm alles mit, adio mein allter Hein bleiben sie Freund Ihres treuen Freundes

Berlin den 19. Octob. 1812

Blücher.

machen sie es doch mit die HErrn ab, daß die Pechter verbunden werden, wen ich sie nicht behallten will kommenden Johannis abzuzihn oder sie mit mich contrahiren müssen. Zauche und Krivell-wiz will ich administriren lassen.

B.

## IX.

Mit übergehung zweier ausführlicher Briefe aus Berlin vom 26. 10. und 7. 11., welche die Ordnung der Gutseinnahmen und

<sup>1)</sup> Blücher meint die Ernennung zum Fürsten vom 3. Juni 1814.

<sup>2)</sup> Beides sollte allen eingezogenen geistlichen Gütern genommen werden.

<sup>3)</sup> Der Herzog von Dels beanspruchte diese Jagdgerechtigkeit auf dem ganzen Trebnitzer Forstgrund, also auch auf den Blücher'schen Gütern. Der König übernahm zulezt die Abfindung des Herzogs.

die Administration betreffen, folgen hier zwei weitere Briefe in dieser Sache:

Berlin d. 17<sup>t</sup> Nov. 1814.

Lieber bester Hein

Ihr güttiges vom 17<sup>t</sup> habe ich erhalten und es ist mich sehr lieb daß wir nu endlich im besitz der gütter sind daß übrige wird sich schon finden, grüßen und danken sie unsern Freund v. Kracker, wen wir noch einige Zinzdörffer und die 6 morgen wald zu erhalten, so ist es eine angenehme sache. es ist schade, daß Hardenberg und Bülow beide nicht hier sind, der letzte komt in einigen tagen zu rück und dan werde ich schon mit ihm conferieren, den Termin der Revenue müssen sie uns von dem Datum wo mich der König zum Fürsten er nant zu kommen lassen. Wie die sache wegen Kunzendorff steht ersehen sie auß der abschriftligen bey lage, ich bin sicher daß ich nichts zu bezahlen trige, den meine Forderungen sind gerecht und die Hellste des Kaufgellbes reicht kaum zu um mich zu befriedigen und die eine Hellste hat mich der König geschenkt, als dan wen diese sache in richtigkeit ist, will ich vor erst Kunzendorff behalthen bis sich eine gelegenheit findet zu verkauffen oder vertauschen.

Den Herrn Wilckens habe ich bey einem Mittagmahl bey Bülow so mitgenommen, daß er den andern morgen zu mich kam und sagte er müsse bei mich in ein böses Licht gestelltdt sein, ich antwohrtete nicht von andern sei er darin gestellt sondern er selbst habe sich darin gestellt und wo mit er es verantworten wolle, daß dem Herrn Hoffmann Krivellwitz auff 9 Jahre verpachtet sey mit der Feststellung, daß wo er abziehen müsse ihm 15 Procent vergütigt werden sollen, wer nun dieses gellde bezahlen würde, ich gewiß nicht, da der König bestimt, daß mich die gütter frey von Schulden zu meiner Disposition sollen übergeben werden. Der minister v. Bülow ist selbst darüber aufgebracht. ich sehe nur Schwenken seinen bericht über die Forsten entgegen, so ballde der König zurück ist, kome ich nach Schlesien und es ist sehr möglich, daß ich nicht nach Berlin zu rück kehre, meine Frau bleibt<sup>1)</sup> bis aufs Frühjahr hir. Nun adio mein lieber Hein alle meinigen grüßen und sie grüßen alle unsere Freunde und denken oft an Ihren Freund  
Blücher.

X.

Berlin d. 15<sup>t</sup> Decemb. 1814

Lieber Heine

Die umstende haben sich hir so geendert daß ich nicht abreisen kan, es heißt hir nu mit gewißheit daß der Kaiser und König

<sup>1)</sup> Blüchers Frau Amalie, geb. v. Colomb, war im April 1814 von Breslau, wo es ihr wenig gefiel, nach Berlin übergesiedelt.



außgang des monates hir ein Treffen, ich würde also blos hin und hehr reisen, meine ganzen angelegenheiten in Schlesien sind in Ihren guhten Freundschaftligen Henden, daß magt mich ruhig, und wegen Kunzendorff bringe ich alles zu stande wen der König und Hardenberg hir sind. den man, den ich bestimt habe Zauche zu bewirtschaften, schicke ich ihnen gleich sie können ihn da gebrauchen, um die steuern und abgaben ein zu holen, Schwente muß vor sein unterkommen sorgen, er wird ihnen gefallen, den er ist ein sehr solider und gewanter mensch und ein vorzüglicher Econom. Schwente schreibt noch Hetman Plahow<sup>1)</sup> hette ein Pferd vor mich geschickt, wen der Cosack nuhr guht ist, so soll er mich sehr lib sein, hir hehr will ich ihm nicht haben. Grüßen sie unsern Freund Kracker und sagen ihm sein brieff wolle ich in Schlesien mündlich beantworteten und ihm dan H<sup>Erz</sup>lig umahrmen.

Nun mein liber Heine laßen sie so vihl es geschehen kan, das Hauß in Zauche in einen Zustandt bringen, das es mich wen ich kome aufnehmen kan und einige guhte Freunde bey mich unterkommen finden, den wen ich nu kome bleibe ich den ganzen Somer in Schlesien. morgen ist mein gebuhrtstag und die officier, die mich umgeben Gneisenau an ihrer spitze geben mich morgen eine faite bey H<sup>Ern</sup> Dallach. Schade das sie nicht mehr hier sind. Die gellder, die sie da entbehren können Schicken sie mich, sie wissen woll meiner Frau Sillber und Kupffer Rechnungen, die ich bezahlen muß, könnten diese gellder nicht durch die Caße in Schlesien an die hiesige Caße angewiesen werden? von den H<sup>Ern</sup> Pechter Hübner auf Kunzendorff müssen wir nu auch wider gelld haben. adio mein allter Freund grüße alle guhte menschen ganz ins besondere küsse ich die Hende der libenswürdigen Jany<sup>2)</sup> und wünsche der kleinen Conteße glück, auch Freund Hendell velle grüße, er mag doch her komen, wen hir alles versammelt ist, denckt vill und Schreiben sie oft an ihren Freund  
Blücher.

XI.

Berlin d. 26. Decb 1814

liber Heine

Der Ahmtman Werkmeister übergibt ihm diesen brieff ich habe den man da zu bestimt, daß er die gütter unter der weisen leitung von Ihnen administriren soll, er ist Ehrlig im Rechnungs Fach erfahren und Schreibt guht, da zu hat er bey alle menschen den nahmen eines tüchtigen und erfahrenen Econom.

Da daß guht Zauche erst auff Johannis in eigne bewirtschaftung komt, so kan werkmeister die Zeit bis dahin da zu

<sup>1)</sup> Hetman Plahow war der Führer der Kosaken im Feldzug 1813/14. gewesen.

<sup>2)</sup> Die erste Gattin Heiners.

anwenden die gütter vollkom kennen zu lernen und seine vorschlege für Verbesserung ein Reichen, ich habe ihm freie Station und alljährlich 300 rthl. acordirt, bis er sich selbst ein Pferd anschafft, kan ihm Schwende eins von meinen zum reiten geben. von 1<sup>ten</sup> Januar des 1815<sup>ten</sup> Jahres Trit er sein Dinst an bis da hin habe ich ihm bezahlt, auch seine Reise kosten von Pomern bis hir vergüttigt.

Tragen sie ihm nu die gescheffte, so sie vor nöthig hallten auf und lassen ihm die Dinst gelder und gefelle einholen. so baldt der König zurück ist, kome ich mit Kostitz nach Schlesien zu euch und den werde ich wohl in Schlesien verbleiben. Was sie an geldern nicht da gebrauchen, weisen sie mich hir an, weil ich manches kauffen will. Meine Frau wird wohl in Berlin bleiben und so muß ich mich doch da auch einigermaßen einrichten und denke ich mich das hauß in Zauche in wohnbaren Zu standt zu bringen, in Breslau aber muß ich ein guhtes absteig quartier haben und zwahr nicht weit von meinem Freund Heine, man will hir nu, daß in Wien alles zimlich ins reine wehre und die HERN balldt zu rüd komen würden. Tausend Empfehlungen an Biron<sup>1)</sup> besonders der libenswürdigen Fürstin, auch die kleine braucht grüßen sie unsern Freund Kracker auch Merckel. leben sie woll Schreiben und denken an ihren Freund  
Blücher.

XII.

Einem weiteren Brief vom 11. Januar über die Pächter folgt der nachstehende:

Berlin d. 31. Jan. 1815.

Libster Heine

Der Herr Regirungs Raht Nöldechen ist beauftragt den wahren wehrt von Kunzendorff und zu behör auß zu mitteln, haben sie die gefelligkeit ihm über alles auß kunft zu geben und befehlen den Pächter Hübner, daß er dem Herrn Nöldechen seinen Pacht Contract vorlegt ich hoffe daß diese angelegenheit nun seine endtschaft erreichen wird, da der Herr Wilkens ganz aus dem spihl ist, und ich habe dem Minister Bülow grade erklehrt, daß ich Kunzendorff behallden wollte, aber zahlen wollte ich kein groschen, den die hellste hette der König mich geschenkt und meine liquiden Forderungen betrügen mehr als die andere hellste auß magte, also wehre ich zu Frieden wenn mich die gütter als Eigentum gegeben werden und dieses hat mich Hardenberg versprochen.

Noch immer wissen wir nicht, wan die monarchen komen.

Die letzten 500 rthl. habe ich erhalten und danke führ die besorgung. Der Banquier wird ihnen woll die wechsell quitirt zu

1) Prinz Biron war General in Breslau.



geschickt haben, so ballde der König hier ist, reise ich nach Schlesien und freue mich darauf, daß wihr uns sehen werden.

alle meinigen Empfehlen sich und ich bitte alle guhte Freunde zu grüßen, Schwente hat mich wild geschickt, von meinem nach Schlesien geschickten Hern Ahmtman habe ich noch keinen bericht, es ist mich auch recht lib, er mag sich nur erst von allem informiren.

Besonders Empfehlen sie mich im Bironischen Hauße und ich wünsche der libenswürdigen Fürstin eine guhte Stunde, der kleinen Brauht einen frohen abend.

adio mein allter Hein denken sie an Ihren Freund  
Blücher.

Dem allten Stranz einen Kuß Kostiz ist Totale liderlich.

### XIII.

Berlin den 1<sup>te</sup> Febr. 1815

Liber guter Hein

Ihr Brieff vom 27<sup>te</sup> dint mich zum abermahligen Beweiß ihrer bewehrten Freundschaft. von Fürst Hatzfeld kauffe ich sein Hauß nuhr wen er es mich halb umsonst gibt, Hatzfeld ist hir unangenehm und will weg, darum will er das Hauß loß sein. mein entschluß ist Fest. so ballde der König zu rück ist will ich mit Hardenberg und Bülow meine sachen abmachen das ich die schenkungs uhrkunde erhalte und es Fest gesetzt wird, waß meine Frau nach meinem ableben jährlich erhalten soll, den unter der Bedingung habe ich nuhr den Fürstentitell angenommen und Hardenberg hat mich die Hand darauff gegeben, daß es abgemagt werden soll. Der König hatte sich schon darüber erklärt. wen ich die beide Minister gesprochen habe (und den Kaiser Alexander gesehn den um den seinetwillen bleibe ich noch hir —) so reise ich gleich ab nach Schlesien und kome bis zu komendem December hir nicht zurück.

Meine Frau wird hirbleiben. ich werde ihr ein Hauß kauffen waß sie nach meinem ableben behaltn soll, ich aber werde mich in Groß Zauche ganz etabliren und mit meinen guhten Freunden leben. meine Frau und Kinder auch ganze umgebung grüßen und ich bin und bleibe der treue Freund  
Blücher.

### XIV.

Berlin d. 25. Febr. 1815.

„Gellder muß der vater Schicken wen der Sohn Studieren soll“, also mein allter Freund Schicken sie mich mehr valuta da mit ich reise gellde habe, den so ballde die monarchen hier sind reise ich ab und da mit ich mich völlig in Schlesien ansideln kan

hab ich bereitz um mein abschied geschriben,<sup>1)</sup> ich habe alles richtig er hallten, waß sie mich geschickt haben und das sie HErrn-Domß befridiget haben, ist mich lib. leben sie wohl und bleiben mein Freund, ich habe ihnen vihl zu sagen, wen ich kome. Nostiz der bey mich ist grüßt. Empfehlen sie mich den Bironischen HErrschaften, Freund Kracker und alle guhte Freunde. Blücher.

XV.

Berlin d. . . Merz 1815

libster Hein

Daß güttige Schreiben nebst der anweisung auf 1800 rthl. habe richtig erhalten und übermache die quitung, so balldt die monarchen hir sind, Reise ich nach Schlesien ab.

haben sie die gefelligkeit und Schicken mich die Zinz cou pons von den Pfandbrieffen ich kan ein guhten gebrauch da von machen. Meine Außgaben sind hir stark, da ich meine Frau ein meublirtes quartier lassen muß und die miehte der meubles hir unerhört theuer ist, so will ich liber das nöhtige an meubell kauffen, denn meine Frau wird nach meinem ableben doch hir wohnen.

Zu Johannis mein Freund werden wihr woll gelldd gebrauchten da ich die Pechter ihr Inventarium, waß sie über den Eisernen Bestandt haben, bezahlen muß, ich verlaße mich auf die Forst Revenuen. Mein jährliches vom König, mein gehald und Revenue der gütter mag nur drauf gehen, aber Schulden muß kein groschen auf die gütter komen.

Den Pechter zu Kunzendorff muß man zur Bezahlung seiner Pacht anhallten. Haben sie die gefelligkeit und schreiben mich auch, wie vihl gelldd ich bis Johannis als einnahme auß die gütter woll Rechnen dariff.

anben über Schicke ich ihnen ein gesuch der einwohner von Schawoine.<sup>2)</sup> Die leutte sind nerrisch, sie sind in ein irrtuhm und ich verlange nicht mehr als was sie imer gegeben, sie bescheiden wohl diese wünsche. leben sie wohl mein allter Freund, ballde sehn wihr uns ich habe sie vihl zu sagen. vale Blücher.

<sup>1)</sup> In der That hatte Blücher trotz Gneisenaus dringendem Abraten sein Abschiedsgesuch eingereicht. Ursache war das Ergebnis des Wiener Kongresses, das am 17. Februar von den Zeitungen veröffentlicht worden war. Preußen gab dabei Ostfriesland, Ansbach und Baireuth auf. An Gneisenau schrieb Blücher damals: „Ehre und Freude macht es mir an dem vollendeten Krieg Anteil zu haben; die größte Zufriedenheit aber besteht darin an dem abgeschlossenen Frieden nicht Teil zu haben“.

<sup>2)</sup> Schawoine ist ein Dorf bei Trebnitz.



XVI.

Ein Zettel ohne Datum.

(Berlin, nach dem 8. März 1815<sup>1)</sup>)

Bonapart ist in Lion, Muratt in Florenz, beides ist mich lieb, vor uns Preußen kan es da nicht Töhl genug werden, es gibt uns, wen wir entschlossen sind, gelegenheit von unsern allten Provinzen kein Fuß ab zu träten, den nemen kan uns kein mensch was.  
B.

XVII.

Berlin d. 20. Mz 1815

Auß der einlage mein liebster Freund ersehen sie nun daß nehrere, ich kan also Berlin nicht verlassen, da ich noch keinen Tag sicher bin, ob ich nicht eine armeeh werde über nehmen müssen. wie es heißt ziehen wir eine am Rhein und eine in Saren zusammen<sup>2)</sup>, ich wahr Schlegler Dinge entschlossen nicht mehr militair geschäfte zu treiben, aber alle meine Freunde glauben, daß ich mich nicht weigern dürffe, da der König sich so zu Trauungs voll gegen mich erklähe, so ist den daß sprichwohrt wahr daß der Soldat nuhr erst im grabe Ruhe finde. Kostiz dem ich erlaubt habe seine angelegenheiten in Ordnung zu bringen wird ihnen alles mündlig sagen, nu daß der monarch mich zu brauchen glaubt ist ia ahrtig und so lange hat er sich nicht um mich bekümmert,<sup>3)</sup> aber die großen sind nun ein mahl so und ich muß denken, daß der beifall meiner Zeitgenossen und mein eigneg bewußtsein lohne.

Über Heine meine gütter und meine angelegenheiten sind in die Hende meines Freundes und daß gibt mich beruhigung. endern sich die Sachen und marchiren wir nicht, so kom ich vor jmer nach Schlestien. Darum bitte ich sie meinem HERN Oberahmthman Werkmeister und dem HERN Oberförster Schwenke zu befehlen das alles bey meine anordnung verbleibe, nemlich das ich Groß Zauche und zu behör in eigne administration übernehme. Die übrigen gütter mögen nu noch verpachtet bleiben, ich werde aber wegen Crivellwitz darauf bestehn, daß man mich die 15 Procent, so dem Pechter beim abzug versprochen vergütiget werden, da ich das guht nuhr noch ein Jahr in Pacht lassen will. Schwenke muß nun dafür sorgen, daß ich meine Revenuen Etatsmäßig auß die Forsten erhalte,

<sup>1)</sup> In der Nacht vom 8./9. März brachte Gneisenau Blücher die Nachricht, daß Napoleon aus Elba entflohen und in Frankreich gelandet sei.

<sup>2)</sup> York sollte die Truppen in Sachsen kommandieren und Torgau und Wittenberg besetzten.

<sup>3)</sup> Blücher war verstimmt. Ursache der Zurückhaltung des Hofes war die Stellung, welche Blücher kräftig ermunternd zu den politischen Bestrebungen im Volk bald nach seiner Heimkehr aus dem Krieg genommen hatte.

wobey die Conservation der waldung denn doch auch die Haupt sache bleiben muß.

Sie begreifen wohl mein Freund daß ich nun ein geld vorraht haben muß, weill ich mich doch gleich wider mobile machen muß, ich habe hir von einem braven man, der mein Freund ist und nicht einmahl intrefzen von mich nehmen wollte 4000 Tlr. in Frd-Dors genommen und ihm eine anweisung auf ihnen Johannis dieses Jahr Zahlbahr gegeben, sein sie so guht und acceptiren sie solche, wenn sie ihnen presentirt wird, bis zu Johannis müssen doch noch ansehnliche gellder ein komen ich wollte gerne auß meinen Revenuen alles bestreiten, denn Schulden müssen auf die gütter nicht komen. das Hauß in Zauche muß wohn bahr zu Johannis vor mich ein gerichtet werden und die ganz noht wendigen meubell müssen angekauft werden, wobey zu merken ist, daß ich vor erst allein da sein werde, den ahmthmann Werkmeister sowie Schwenken weise ich nu gänzlich an ihnen mit mich können sie nichts zu Tuhn haben, den mein auffenthalld ist un gewiß, wegen Kunzendorff Schreibe ich dem Staz kanzler, daß ich es so gleich unenntgelldig haben muß oder der König muß mich denselben wehrt, den er mich geschenkt bezahlen und meine liquiden Forderungen des gleichen. leben sie wohl, Heine, denken sie an ihren Freund und wen ich auf höre zu sein, so sein sie Freund und bey stand meiner Frau und Kinder  
Blücher.

XVIII.

Berlin d. 27<sup>t</sup> Merz 1815

libster Heinen

Graff Kostitz ist so langsam gereist, daß sie mein aviß nicht zu rechter Zeit erhalten haben und die recongnition Schon von Ihnen auf hir abgesandt wahr. letzte ist gestern bey mich eingegangen, es hat in dessen nichts zu sagen, ich habe mich gleich mit die gebrüder Bencke arangirt, Schiden sie noch so vihl geld wie sie dohrt entbehren können, aber darauf müssen wihr Rücksicht nehmen, daß auff Johannis geld ist um die Pechter ab zu finden.

Ich lebe in einer peinlichen ungewißheit, den ich muß ieden Tag die Ordre zur abreißze entgegen sehn. man will hir Freilig nun beruhigende nachrichten auß Paris haben, aber es ist alles nicht gewiß, sie können denken, daß mich mein abermahlige mobile machung vihl kostet, da ich vor meine abreißze meine Frau hir guth einrichten muß, so wünsche ich auch ein Testament<sup>1)</sup> zu machen, wen ich nuhr erst wüßte, waß der König Führt Ihr Fest sekzte, dieser halb habe ich an staz kanzler ge schriben und um eine feste

1) Am 9. April 1815 fügte Blücher ein Codicill betr. die Mobilien im Interesse seiner Frau dem früher aufgesetzten Testament bei.



Bestimmung gebekhen, denn im Fall der König und der Statkanzler nicht wohrt hillten und meine Frau eine anständige Pension nach meinem ableben Erhillte, nehme ich in offentlichen Blettern abschied von dem Fürsten Titel, als Privatman könnte ich meine Frau (unterfertig) machen aber nicht als Fürstin.

Die nachricht die wirh jetzt auß Frankreich haben ist nicht beruhigend und ich glaube daß wirh eine große armeeh am Reihn zusammen zihn, da zu soll ich auch wider ein Corps Russen erhalten.<sup>1)</sup>

nun mein allter liber Heine, so lebt denn woll und vergeßt nicht den euch von HErzen ergebenen  
Blücher.

XIX.

Am 10. April war Blücher aus Berlin zur Armee abgereist, welche sich in Belgien sammelte, nachdem er noch am 6. April einen Brief an Heinen geschrieben, seine Geldangelegenheiten geordnet und Heinen seine Güter anvertraut hatte. Am 6. Mai schrieb er aus Lüttich dem Freunde einen jetzt leider hier nicht mehr vorhandenen Brief. Treitschke, der ihn eingesehen hat, zitiert daraus in seiner „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“, Bd. I<sup>2</sup> p 722 die Worte: „Die Franzosen habe ich vor mich, den Ruhm hinter mich, balde wird es knallen.“ Bald schrieb Blücher dem Freunde von neuem über die Dotation:

Namur d. 13<sup>t</sup> Mey 1815

libster Heinen

Ihren Brieff vom 3<sup>t</sup> erhilt ich gestern und da ich einen augenblick Zeit habe so will ich solchen beantwortrten, auch mich tuht es leid daß ich sie nicht in Berlin habe erwahrten können, indessen bin ich ruhig, sie werden Schon alles machen, in meinem lezten Brieff habe ich erwehnung von einem brieff gemagt, den Hardenberg an mich geschriben, er ist aber vergeßen worden nu lege ich ihm bey.<sup>2)</sup> sein sie ganz ruhig alles waß uns noch Fehlt muß berigtiget werden, die kleinen Zins Dörffer<sup>3)</sup> muß uns die Regierung geben. Den Pechter muß uns die Regierung gleich Fals von Kribellwitz wegnehmen und der auß Fall der pacht, wen der Hoffman nicht zahlt muß uns vergüttigt werden, ich werde dem minister v Bülow darüber Schreiben er mag der Regierung aufgeben, daß sie dem Hoffman ein andere Pacht geben bis Johanniß übers Jahr hat die Regierung

<sup>1)</sup> Dies geschah nicht, die Russen blieben für sich.

<sup>2)</sup> Der hier im Original vorhandene Brief des Staatskanzlers dat. Wien, 23. April 1815, war durch General v. Grolmann nach Namur gebracht. Er enthält Glückwünsche zur Heeresführung und die Mitteilung, daß der Kanzler die Privatwünsche Blüchers möglichst gefördert habe. Wegen Kunzendorf werde der Minister Bülow schreiben. Der König werde gewiß alles für Blücher tun.

<sup>3)</sup> Die begehrten drei kleinen Dörfer bei Trebnitz wurden nach dem Kriege durch die hier vorhandene Kabinettsordre vom 22. Sept. 1815 der Dotation zugefügt.

Zeit genug dazu, den der König sagt in der Cabinetsordre ich soll die gütter zu meiner Frau Disposition erhallten mit hin keine Pechter auf 9 Jahr übernehmen, ich bin nicht Schuld, daß der dumme Willkeß solche Contracte gegeben.

auch wegen Kunzendorff muß alles zu recht komen, die Hellffte des Wehrts ist mich geschenkt, mit der andren hellste solte ich führ meine Forderungen entschedit werden. Diese Forderungen betragen mehr als 27.000 rtl.,<sup>1)</sup> ich habe meine liquiden Forderungen dem Statzkanzler gleich eingereigt.

von meine Prebende in Brandenburg<sup>2)</sup> kann nun die Rehde nicht mehr sein einmahl sind 27.000 nicht hinreichendt mich da vor zu entschediten, da die Revenue der Prebende 3000 rtl. betragen, so ist auch von auf hebung des Dohm Capitels die Rehde nicht, da ich und alle meine Collegen unsere gütter, wo wir noch haben, sie selbst administriren und die Revenuen zihn, um ein mahl ins Reine zu komen habe ich mich schon erkläht, daß ich zu Frieden wehre, wen ich die gütter Erhillte und da bei bleibe ich auch, werde es auch den HERN v. Bülow und Hardenberg wider holent Schreiben, aber bezahlen kan und werde ich nicht, den Regirungs Rhat Nöldchen habe ich das alles gesagt, aber meine Prebende muß da bey auß dem spihl bleiben, denn so lange daß Dohm Capitell zu Brandenburg besteht werde ich mein Prebende nicht abgeben.

Was den HERN Behr und Lehmann betrifft so hat daß mit diesen von mich gemagten Schulden eine besondere Bewandtniß und es ist mich lib, wen man allgemein glaubt daß ich vihl Schuldig bin. Behr und Lehmann werden auch gern wahrten bis sie succesfive bezahlt werden, ich und meine Frau liber Heine brauchen kein geldt, die erstere Empfängt alle monat 500 Tl. von der Cafe, hat wohnung, holz und Forage frey, ich werde mich schon durch Treßsen und meine gütter sollen ohne Schulden bleiben.

Den Depositenschein über die Pfantbrüwe<sup>3)</sup> werden sie erhallten haben, ich habe verschidne da von verpfendet 7000 rtl. habe ich hier bey mich, ich wollte sie wehren bey ihnen, wen ich eine guhte Sichre gelegen heit habe, werde ich sie ihnen Schicken.

Schreiben sie mich wie sie von Werkmeister zu Friden sind, ich habe guhte meinung von dem man, ein verstendiger wird ist er, Schwente wird mich wohl nicht Teuschen, er brauchd mich nicht zu betrügen, ahrm ist er nicht, kinder hat er auch nicht und sein Bruder ist ja auch versorgt. wollte gott der Krieg wehre zu ende ich sehne

<sup>1)</sup> Es waren rückständige Gehaltsbezüge aus den Notjahren.

<sup>2)</sup> 1809 hatte der König, um Blüchers Geldnot abzuhelfen, ihm eine Dombherrnstelle bei dem Kapitel in Brandenburg verliehen, deren Wert 3000 Taler jährlich betrug. Der Minister Bülow betrieb bei der Einziehung der geistlichen Güter auch die Aufhebung des Domkapitels.

<sup>3)</sup> Es handelt sich um 10000 Taler Pfandbriefe auf Kunzendorf, die Blücher übernahm.



mich nach ruhe, ich mußte den wunsch der nation befridigen und selbiger meine dankbahrkeit für ihr vertrauen beweisen, daß ist bey gott im Himell die einzige uhrsache die mich bewogen hat das Comando an zu nehmen, es ist freilich Schmeiggelhaft 200.000 man zu comandiren, aber ich kan vihles verlohren und nichts mehr gewinnen.

von der offerte meines wirts kan ich vor ietzt keinen gebrauch machen, da ich noch kein man Russen habe, glaube auch nicht daß welche zu mich stoßen werden. sollte es der Fall sein so werde ich Schreiben.

Nun adio mein theuerster Freund grüßen sie Merckell und Kracker sagen sie beide nuhr, ich vertraute der Schlesißen Regierung sie würde mich wie einen eingebohrnen<sup>1)</sup> behandelln.

ist die Bironsche Familie da so bitte mich zu Empfehlen, so auch Schaffkotsch und meinen Freund Sauerman.

General Holzendorff von der attellerie sagt mich heute Bock hette das Comando einer Schönen Reittenden Batterie und würde nu gewiß zu Friden sein. Holzendorff will ihm von der attellerie nicht wissen, waß magt der graff Henkell geht er nicht mit, so grüßen sie ihn, besonders aber Graff Dyhrn<sup>2)</sup> und Kostitz seine libenswürdige Schwester, sagen sie der lezten ich wendete alles an um ihren Bruder Solide zu machen.

Kostitz und mein jüngster Sohn grüßen

adio

Blücher.

General Ruhrschwand vülle Empfehlung.

Nach so eben bey mich eingehende Raporte Scheint die Fehde beginnen zu wollen. ich setze mich so gleich zu Pferde um zu sehn waß paßirt.

## XX.

Namuhr d. 27<sup>t</sup> Mey 1815.

libster Heine

noch immer stehe ich hir und seh mich mit die Francofen an, ich bin mit der armeh völlig schlage fertig und sehe mit verlangen dem Courier entgegen, der mich die Ordres zum ein rücken in Frankreich bringt, den soll es bigen oder brechen, werden die verbündeten ihre berathschlagung guht und bestimter wie die in Wien beim Congreß machen so hoffe ich nicht daß der Krieg lange dauern soll. Der General v. Holzendorff von der attellerie sagt auch der lieutenant Bock habe eine schöne reittende Batterie, wen das ist so kan Bock zu Friden sein und ich wüßte da nicht warum er da die attellerie zu verlassen wünschte und da der Prinz August bey

<sup>1)</sup> Die in Schlesien eingeborenen Grundbesitzer hatten gewisse Vorrechte.

<sup>2)</sup> Graf Dyhrn hatte die Schwester von Blüchers Adjutanten, Graf Kostitz, zur Frau.

mich in meinem Hauptquartir sein wird, so soll Bock nichts bald widerfahren.

Sagen sie meinem Freund Merckell Gneisenau klagte daß die schlesische Landwehr so schlecht bekleidet wehre, daß wehre ja wider der gewohnheit der Schlesier, aber von mich sagen sie Merckell ich merkte einen großen unterschied zwischen ihm und dem Gouvernement hir am Rein, ach gott die leutte sind hir träge und peinlig.

So balde die Bücksie hir Loß geht sollt ihr in Breslau von alles nachricht bekomen. einliegend erhallten sie ein Briiff von Minister v. Bülow, kehren sie sich nicht dran, ich habe von Hardenberg die erneuerte versicherung das meine wünsche erfüllt würden, der König wolle alles Führt mich tuhn und wegen Kunzendorff werde ich nichts bezahlen, Bülow mögte gerne meine Prebende mit ein Zihen aber das ist nichts meine Prebende bringt mich jährlich 3000 rthl. und daß Capitell ist nicht aufgehoben, wird es auch nicht werden, ich bin nur neugierig waß der Regierungs Rhat Moldecken für einen wehrt von Kunzendorff herauß gebracht hat, die Hellffte des wehrts hat mich der König geschenkt, 10000 rthl habe ich Pfandbriffe übernommen also kan ich nicht vihl zu bezahlen haben, da ich noch über 12000 rthl vom König zu Forderung habe, Kurz ich bezahle nichts, das hab ich Hardenberg auch Schon geschriben.

auß Bülow sein Briiffe ersehe ich, daß sie die Contracte wegen Kunzendorff unterschrieben haben, also ist die sache in so weitt vor gerückt.

mein allter York verlest mich also auch,<sup>1)</sup> grüß doch Krakern und alle bekannte. Kostig und mein jüngster Sohn Empfehlen sich. Schreibt doch um gottes willen oft und recht vihl, so balld die Fehde hir zu ende ist, kome ich zu euch und reise auch nicht mehr auß Schlesien.

Die Saxon hatten Lust mich zu Expediren,<sup>2)</sup> aber ich hab es ihnen angestrichen, daß ist ein unechtes teusches volck, in dessen ist es dem gemeinen man nicht so zu zu rechnen, aber die officiers sind Schuld, den diese mennschen sind ganz Napoleonisch, leben sie woll und denken an ihren Freund

Bliicher

wahrlic Heine sie sind der einzige an den ich Schreibe, den ich habe nicht so vihl Zeit daß ich Eßen kan. 150000 man machen mich den Kopff wahrn.

<sup>1</sup> York, der gehofft hatte, diesmal den Oberbefehl zu erhalten, hatte gekränkt Ende April den Abschied eingereicht und das Gesuch am 20. Mai wiederholt.

<sup>2)</sup> Die sächsischen Truppen standen bei Blüchers Heer. Als nun Blücher in Ausführung der Wiener Beschlüsse, welche einen Teil von Sachsen an Preußen gaben, die sächsischen Truppen in preußische und sächsische zu scheiden anfang, empörten sich die Sachsen und bedrohten Blüchers Leben. Das Gerücht davon lief schnell und übertrieben weiter. Diese Insubordination vor dem Feinde empörte Blücher aufs höchste. Er ließ einige erschießen, die Fahne verbrennen und schickte alle Sachsen als unzuverlässig hinter den Rhein zurück.



Namur d. 4<sup>t</sup> Juny 1815

Mein liebster Heinen

Ihren Brieff vom 23<sup>t</sup> May habe ich Erhalten und da ich einen Augenblick Zeit habe so will ich selbigen beantwohrt, zu-  
forderst freue ich mich daß sie gesund sind.

1. laßen sie die HErrn Banquiers zu Berlin Sagen und Schreiben waß sie wollen, ich wollde so gahr daß sie klagten, be-  
zahlt sollen die nahren werden aber sie können sich Zeit laßen und  
ihre Abfindung kan geschehn, wen Geld vorhanden und entbehrt  
werden kan.

2. ist es mich sehr lib daß die Pferde abgegangen sind.

3. Freut es mich, daß sie von Schwenke und Werkmeister zu  
Frieden sind, daß Deputat so Schwenke verlangt ist wohl ein  
bißgen stark, aber ich acordiere es ihm recht gerne und da er keine  
Ackerwirdschaft hat, so muß er butter und auch Sahne haben.

4. mit dem HErrn Hoffmann in Kribellwitz ist es freilig Schlim  
aber die Regierung ist angewisen sich mit die semtlichen Pechter zu  
berechnen und richtigkeit zu machen, da mit selbigen kein Vorwand  
blibe ihre Termine Prompt an mich zu bezahlen, ich hoffe die  
Regierung nimt uns den Man ab und gibt ihm eine andere Pacht  
und wen nicht so muß man rechtens mit ihm verfahren, auf komenden  
Johanniß mögte ich ihm wohl loß sein.

Ich bitte doch den Regierungsraht Noldichen der den auftrag  
hat den wehrt von Kunzendorff aufs neue auß zu mitteln, daß ich  
von Kunzendorff fast gahr keine Revenue habe und daß es gleich  
vihl sey wie hoch der wehrt auß gemittelt werde, den bezahlen  
will und werde ich nichts.

Dem Pächter zu Tarnast<sup>1)</sup> bitte ich gleich Falls die Pacht  
auff künftigen Johanniß zu kündigen, wenn Werkmeister guht ist  
und bleibt, so können die gütter unter seiner aussicht vom Schreiber  
bewirtschaftet werden, und wenn es Fride wird und mein jüngster  
Sohn<sup>2)</sup> nicht mehr dinen will, so habe ich Lust ihm nach Schlesien  
zu Zihen.

endlich muß den doch die Regierung uns wohl die Revenuen  
von Johanniß bis Michaelis und so auch die Caution herausgeben.

ich merke wohl, daß man den hiesigen vorfall mit den Sagen  
sehr vergrößert hat, es wahr freilig eine mißlige Sache, aber nach-  
dehm ich 7 Todt Schießen und dem einen Regiment die Fahne  
verbrenen liß, legde sich ihre wuht und es er vollgte eine bittere

<sup>1)</sup> Tarnast ist eins der Trebnitzer Güter.

<sup>2)</sup> Blüchers jüngster Sohn war Grundbesitzer. Er war aber 1815 als  
Husar mitgegangen und zum Major im Feldzuge aufgerückt.

reue. Die Theilung unter die Saren, daß heißt der leutte, die wir frigen und die der Saren-König behelltd, geht nun vor sich. ich habe auf das Sachse Corps entlagt und lasse alle, die Saren verbleiben, über den Reihn zu rück marschiren, sie sollen nu unter Wellington dinen, wen er sie nehmen will, er ist aber auch grausam gegen sie auf gebracht.

ich stehe hir nun mit 130.000 Man die im Schönsten Zu stande und von dem besten willen befehlt sind, täglich er wahrte ich die Ordre zum ein rücken in Frankreich ich hoffe auch daß der Krieg nicht lange dauern wird, wen er nur erst angegangen, vor einigen tagen habe ich Wellington in Brushell besucht und er hat mich 6000 Man der Schönsten Englischen Cavallerie gezeigt, sie sind bey nahe zu Schön zur ahrbeit.

hir in meinem hauptquartir ist es wie in einem lager. mein ordinaire Tisch ist 43 Persohnen und oft über 50. 1000 rthl. Taffellgelder die ich monatlich frige reichen nicht zu, indessen wen wir in Frankreich sind, muß es doch gehn.

Biron soll sich man Zeit lassen es wird vor dem Corps auch lang. Empfehlen sie mich der Prinzess recht innig und so auch grüße an alle die sich meiner erinnern, aber wer Teuffell ist den die Mademoiselle Geyer und ihr Breudgam auß Hirschberg von die sie mich grüßen. sagen sie mich in ihrem negsten Brieff waß sie von meinem Schwager Colomb in Warschau<sup>1)</sup> wissen, Zerboj ist also ober President.

Grüssen sie ia Merckell und gratuliren sie ihm vihl mahl, daß Gouvernement in Schlesien muß sich nicht wundern, daß ich noch nichts gemeldet. so baldde wir erst in ahrbeit sind will ich die Schlesier wie im vergangenem Krige von allem unter richten, auch Koßboth einen Hertzligen gruß, nun leben sie wohl mein liebster Heine und denken an ihren Freund

Blücher

Mein Sohn und der liderlige Kostiz grüßen, sagen sie dem lezten seiner Schwester ihr Bruder magte mich velle Sorgen, ich hoffte aber er würde doch noch guht werden.

## XXII.

Der folgende Brief ist auf dem Marsch nach Paris geschrieben. Er berichtet von Ligny und Belle Alliance. Von ihm ist hier nur eine Abschrift vorhanden, bei der von Blüchers Schreibweise abgesehen worden ist. Der Brief ist datiert: Gohzilier 21. Juni 1815.

Mein lieber Heine.

Am 16<sup>ten</sup> Juni war eine mörderische Schlacht bei Ligni und St. Amand, meine Infanterie und Artillerie fochten wie die Löwen,

<sup>1)</sup> Der Bruder von Blüchers Frau Ludwig v. Colomb in Warschau war Chef der polnischen Finanzen gewesen. Er wurde im Oktober 1815 Regierungs-Direktor in Posen.



wie der Sieg beinahe gewiß war erschienen neue Reserven besonders viele Kürassiere und brachten es zum Weichen, wobey wir 16 Kanonen verloren, jedoch nicht vom Feinde verfolgt wurden. Wie aber ein Unglück auch ein Glück seyn kann so ging es hier. N. glaubte die Preußen wären nicht im Stande ihm mehr zu schaden, und griff Wellington an; Wie ich das erfuhr ging ich ihm erst mit dem 4. und nachher kamen noch das 1. u. 2. Corps in seine rechte Flanke wodurch ebenfalls nach mörderischen Stunden am Abend die Schlacht auf Englischer und unserer Seite gänzlich entschieden war. Wir verfolgten ihn aufs heftigste und so ist die französische Armee in einer Unordnung die nicht denkbar wir und die Engländer haben wenigstens 150 Kanonen genommen wovon  $\frac{2}{3}$  auf unser Theil kommen die französische Armee wird so balde wohl keine Schlacht annehmen können, denn sie ist aufgelöst zu erachten. Napoleons Wagen Huth Degen ist in meinen Händen, Perspectif Orden Geld, es giebt Leute die 6000 rlt. Beute gemacht alles haben unsre Truppen erwischt. Ich wäre am 16<sup>t</sup> gefangen, wenn nicht mein braver Kosti<sup>1)</sup> bei mir gewesen wäre und mich unter dem erschossenen Pferde heraus geholfen hätte, die ganze französische Cavallerie ging bei mir vorbei ohne mich und Kosti<sup>z</sup> zu ahnen und ich wurde unter meinem Pferde heraus u. wieder auf ein Ahlanen Pferd geholfen, wie unsre Cavallerie die Französische zurücktrieb. Nach meinem Urtheil muß Napoleons Untergang von diesem nicht zu berechnenden Echee hervorgehen, die Nation muß ihn verachten. Er war im Wagen gewesen wie ihn unsre Truppen überraschten und ist heraus gesprungen wobey er den Degen vergessen, und den Huth verloren hat. Ich war von dem Fall am 16<sup>t</sup> mit dem Pferde sehr unwohl, so daß ich nur mit größter Anstrengung bei der Schlacht am 18<sup>t</sup> war, allein dies Mittelschen hat geholfen. es geht besser. Adieu mein bester Heinen. Dies vorerst.

Gosfilies d 21<sup>t</sup> Juni 1815.

Blücher.

XXIII.

Senlis<sup>2)</sup> d. 29<sup>t</sup> Juni 1815

Mein liebster Heine

Noch nie mahls wurde ein Schönerer Sig erfochten, die wollen da von sind die beendigung des Kriges, noch heute rücke

<sup>1)</sup> über Kosti<sup>z</sup>s Anteil an Blüchers Rettung hat sich eine Diskussion erhoben. Als festgestellt darf gelten, daß Kosti<sup>z</sup> durch sein Ausbarren bei dem unter seinem Pferd liegenden Fürsten ihn deckte bis beim Wiedervorbrechen der preussischen Cavallerie Major v. d. Busche vom Elbtavallerieregiment die Lage des Feldherrn bemerkte und ihm auf ein Manenpferd half. Blücher selbst war durch den Sturz längere Zeit betäubt, sodaß seine Erinnerung an diese Sache lückenhaft war.

<sup>2)</sup> Senlis liegt zwei Tagemärsche nordöstlich von Paris.

ich vor Paris, aber aber es hat vihl gekostet, nun werden wohl keine menschen mehr umgebracht werden, die Provisorische Regierung hat auß Paris bereitz zwey Deputationen zu mich gesand, ich habe sie nicht gesprochen, Kostitz hat mit sie unterhandelt sie bitten um einstellung der Feindseligkeiten, nuhr nach außlifferung von Bonapart kan es stadt haben daß ist was ich der Regierung habe sagen lassen, die außlifferung geschicht zweiffels ohne, ich werde aber auf ieden Fall in Paris ein rücken, so ballde unsre großen HERN ein getroffen und die sachen ar angirt sind, gehe ich von der armeeh ab, mein Tage werck ist nun vollendet.

Ihren Briff vom 7t erhalte ich diesen augenblick, sein sie wegen Kunzendorff nu ohne sorge, das komt alles zu stande wie wihr es wünschen, ich denke es komt noch waß da zu.

Daß Englische unterhaus hat mich und meiner armeeh einen Dank votiert, eine sache wo von man in England kein beyspihl hat, daß sie es vor eine fremde armeeh gethan haben.

Mein Sohn Kostitz sind gesund und grüßen vill mahl adio  
ballde sehn wihr uns  
Blücher

Es tuht mich leid, das ich wen ich den König sehe, mich über der Regierung in Breslau beschweren muß. Es ist unerhört daß sie die caution nicht heraußgeben und mich die Revenuen nicht zahlen. ich habe mich daß von Merckell nicht erwahrtet. Der minister Bülow ist ein Windmacher aber ich will ihm es zu bereitten.

#### XXIV.

diktirt

hauptquartir Meudon eine Stunde von Paris  
d. 4. Juli 1815

Werthgeschätzter Freund!

Von der gewonnenen Schlacht am 18ten sind sie bereits unterrichtet. Zu Folge deßen und nach einem nachbestandenen hartnäckigen Gefecht ohnweit Paris hat diese stolze hauptstadt unterliegen müßen und sich heute am 4ten an mich ergeben. ich nehme keinen anstand Ihnen dieses frohe Ereignis anzuzeigen. Den 7t halte ich meinen Einzug darin. Von den näheren Details werden Sie durch die öffentlichen Blätter unterrichtet werden, ich bemerke nur noch, daß das Gouvernement einstweilen in Statu quo verbleibt, bis politische Umstände demselben eine andere Form geben. Genehmigen Sie die Versicherung meiner Hochachtung. (Eigenthändiger Schluß.) Leben sie wohl grüßen alle bekanten, ich bin so matt und so beschäftiget daß ich nicht mehr Schreiben kan.

Blücher



XXV.

St. Cloud 10. July 1815.

Liebster Heinen

in Eile Schreibe ich ihnen das Paris im Schwitz ist, sie sollen hundert Millionen Franken Contribution an mich zahlen, die armeeh 2 Monat Tractament Douceur geben und 110000 Man neu kleiden, hindert mich der König der heutete nach Paris kommen soll nicht in meiner operation so soll alles richtig bey getriben werden.

ich habe heutete dem minister v Bülow geschriben, daß ich gleich nach ankunst des Königs von der armeeh abginge, den zu Schlagen wird es hir wenig mehr geben. mein weg von hir geht grade nach Schlesien, und wird der HErr minister meinem verlangen nicht genügen und mich im ruhigen Besitz bringen, so soll er erfahren, daß ich ein deutscher man bin.

Meine Pferde aus Schlesien sind noch nicht angekommen. warum ließ ich sie nicht da, aber wer konte alles voraussehn, grüßen sie doch alle menschen, die an mich denken, besonders nostitz seine Schwester, die in allen ihrenbriwen am Bruder meiner so Freundschaftlich gedenkt.

nostitz ist gesund und grüßt, mein unglücklicher Sohn bessert sich<sup>1)</sup>, der jüngste Empfiehlte sich er hat daß Eiserne Kreuz Schon erworben. Sagen Sie Schwenten, er soll die oelzer keine Jagdt auf meinen Grund erlauben, sie haben die Jagdt auf das Trebnitzer aber nicht auf mein gebieth. adio mein lieber Heine, denken sie an ihren Freund

Blücher

in Eile

Dem minister Bülow hab ich geschriben Kunzendorff unend-  
geldlich oder meine 23000 rthl.

XXVI.

Rambilliot d. 26t July 1813

(d. i. Rambouillet)

Mein aller wehrter Freund

Ich habe ihren Brieff vom 11t July erhalten und daraus ersehn daß sie nicht abgeneigt sind nach Paris zu komen ich habe es Schon wider verlassen. seit dehm die Großen HErrn da sind nimt alles eine sollche wendung als sollte ein zweiter Winer Congreß beginen. wehren die vor genanten HErrn 3 Tage spehter

<sup>1)</sup> Der insolge seiner Kopfwunden vom vorigen Feldzug gemütsranke Oberstleutnant Franz v. Blücher, der im Frühjahre einen Selbstmordversuch gemacht hatte.

gekomen so wehre alles in ordnung gewesen, Pariß hätte 100 Millionen Franken Contribution an mich gezahlt, die ganze armeeh wäre gekleidet und der armeeh Zwey monate bahr gehaldt als Douceur gezahlt und außer dehm iedem Subalternofficir 50 rthl., letztes ist bereitz gezahlt und die 2 monat gehald werden auch vollgen, die armeeh auch neu gekleidet werden, aber die 100 Millionen frank werden sehr herabgesez werden weill die großen HERN und die Deplomatiquer nicht fest in ihrer Position beharren. Dieses Betragen hat mich veranlaßt Pariß zu verlassen und heutthe den König zu bitten mich vom Comando der armeeh zu Entbinden<sup>1)</sup>, so halbe ich frey bin Reize ich mit Kostiz ab.

Auß dem Krige wird hir wohl nichts mehr werden, es sey denn, daß ein Bürger Krig entstende, wo vor ich nicht guht sagen will, ich fürchte das wihr in den politischen Verhandlungen wider schlecht weg komen werden.

Man magt mich große verheißungen, aber ich will nichts, wenn ich nuhr ins Keine mit meine gütter bin und daß soll wohl werden, es ist auch wohl möglich, daß man mich noch welche da zu gibt, aber ich verlihre kein word darum, vom Keiser von Rusland habe ich wider Juwelen gekriegt, aber mit den zwey mahl 100 Tausend Silber Rubell ist es nichts.

Die Könige von Denemark und von dem niderland haben mich ihre ordens geschickt, ich weiß nicht wo ich mit dem Zeuge hin soll.

meine 3 Pferde sind wohl behaltnen angekommen. ich werde aber von hir wen ich nicht halldt ab reißen kan Zwey stutten nach Schlesien Schicken, die da als ader Pferde dinen sollen auch wohl einen wagen mit wein. nostiz ist obristlieutenant und hat den maria Teresien orden er haltnen, mein Sohn ist major hat das Eiserne Kreuz und frigt auch woll ordens.

grüßen sie alle bekante besonders merkell

übrigens gott befohlen

Blücher

Der König hat mich mein gesuch nu nach Hauße zu gehen abgeschlagen, ich hoffe in dessen doch halbe loß zu komen, sie können aber nun noch erst anhero komen.

---

<sup>1)</sup> Tags vor diesem Brief hatte Blücher Paris verlassen. Er war empört, daß die Diplomaten seine zweckmäßigen Anordnungen und Bedingungen für den Frieden nicht gut heißen wollten und seine zur Durchführung derselben getroffenen Maßregeln inhibierten. Sofort reichte er seine Entlassung ein. Auch General v. Grolman in seinem Generalstab hat um andere Verwendung, „denn er wolle nicht gern am Gallenfieber sterben“.

Der König richtete ein begütigendes und aufklärendes Schreiben an Blücher und sandte ihm mit einem weiteren Handschreiben das Eiserne Kreuz mit goldenen Strahlen eingefaßt, eine eigens für Blücher erfommene Dekoration. Auch der Staatskanzler legte die Gründe der Diplomatie in einem verbindlichen Schreiben dar.



XXVII.

Rambouliet d. 8<sup>t</sup> August 1815.

Mein liebster Heine

Ich habe ihren Brief vom 21<sup>t</sup> erhalten und in einlage ein Saubres modell zur Requisition.

Die hieby vollgende abschriften<sup>1)</sup> werden ihnen in Kenntniß setzen wie es hir auß sieht und zu geht, ich hatte alles guht ein geleittet und wen die großen HErrn nuhr noch 2 Tage weg bliben, so hette ich für unsre Caße 25 milionen Thaler bahr vorählig, die armeeh müßte complet neu gekleidet werden und erhillte als Douceur 2 monate Tractament und jeder Suballternofficir 50 rthl gratification, die 3 leßten Punkte habe ich mit gewallt durch geseßt, den ersten als den wichtigsten hat man noch in Deliboration und ich Fürchte daß die HErrn Deplomatiquer einen zweiten Winer Congreß zur gebuhrt bringen werden, wie mich daß Ding zu tohl wurde schrib ich an König und sagte nach dehm die Deplomatie wieder ihren Schaden (unleserlich) beginne, die meinungen dieser HErrn von den meinigen ganz verschiden wehren, so sehe ich wohl ein, daß ich hir nicht mehr nüzlig werden könnte, so behete ich mich vom Comando der armeeh zu entbinden und zu erlauben, das ich nach Schlesien gehe, da ich noch das Bad gebrauchen wolle.

Dem Stakkanzler Schrib ich daß über mein verfahren und verlangen hir in Frankreich ich dem König die armeeh die ganze nation und ganz Deutschland im stande setzen würde urtheillen zu können, mich werden keine vorwürffe erwahrten, aber wohl ihm und seinen Colegen, den durch ihre einmischung sey alles verdorben. die antwohrt erhalten sie in beyligenden abschriften, gehollffen hat es dan freilig, die HErrn sind jekht ganz überzeugt das meine angefangene Maßregell die einzigsten sind um zum Zweck zu komen und gell in unser Vaterland zu bringen, in deßen ist es mich doch zu Ergerlich diser verschleppung der geschefte zu zu sehn, ich habe Paris verlaßen und in wenigen Tagen gehe ich genzlich auß dieser Gegend und nehme mein hauptquartir in Tamen<sup>2)</sup> an der Sehkante, Engeland grade über, vom Krige wird hir wohl wenig mehr werden, aber die Stimung in Paris und ganz Frankreich ist nichts weniger wie vor die Bourbons günstig, wen keine starke armeeh in Frankreich bleibt und die Festungen besetzt bleiben, so jagen sie alle Bourbons wider hinter uns hehr.

ich werde nun wider mit ordenh Bombardirt. Der König von Denemark und der der niderlande haben mich die Ihrigen geschickt, aber die größte auß Zeichnung habe ich auß Engelandt erhalten,

<sup>1)</sup> Die Abschriften sind die der im vorigen Brief erwähnten Schreiben des Königs vom 26. und vom 27. Juni, sowie Hardenbergs vom 28. Juni.

<sup>2)</sup> Blücher ging nach Caen.

die noch kein auß lender zu Theill geworden, der Regent hat mich den großen Badt orden geschickt, gelltd wehr mirh liber, aber wo zu soll ich den mehr haben, es ist ja genug.

So ballde die große Hitze vor über, schicke ich einen mit 6 Pferden bespanten wagen blos mit Bourdo wein beladen nach Schlesien. in Berlin habe ich Schon ein voracht nider gelegt, ich werde auch Reihnwein von Frankfuhrt nach Schlesien Schicken. Hir in Rambulliet steht die Schönste spanische Schefferen, aber wo hin frigen, daß ist die Frage, die ent fernung ist Zu groß.

Mit unsre angelegenheit in Schlesien soll es wohl gehen, wen ich nuhr erst hinkome, der minister Bülow hat mich gesagt, alle meine Wünsche sollten erfüllt werden, ich denke mein liber Heinen wihr nehmen uns von die Trebnitzer Kuchell gütter noch einige zu.

Mein HErr Werkmeister ist ja nun inactivité und ich freue mich über den zimlig ansehnlichen vih und Schaffbestannt, guhte ackerperde lauter Stutten werde ich Schicken, wen wir nuhr den Hoffmann aus Griblowiz loß wehren, man muß ihm sagen, wen er komenden Johanniß abzihn wollte, sein Fluß inventarium ihm guht bezahlt werden solle, wen er die Pacht nicht bezahlen kan, muß er ja so ab Zihen.

Schwende wird seine sachen auch wohl machen. Kostiz ist obristlieutenant und hat den maria Teresienorden erhallten, mein Sohn den Leopoldsorden. beide grüßen.

Empfehlen sie mich allen meinen Freunden, besonders auch dem guhten Courschwand<sup>1)</sup>, Merzell hat mich geschriben und die Breslauer beweisen sich wider so braff gegen unsre Blezirte. leben sie wohl und Schreiben mich gleich wider. mit gottes Hüllffe sehn wir uns doch noch vor winter, ich hallte nicht lenger auß.

Blücher.

Ich habe mich heute eingeschlossen, um ihnen zu Schreiben.

## XXVIII.

Noch einmal schrieb Blücher an Heinen am 23. Sept. 1815 aus Frankreich, als die Friedensverhandlungen dem Ende zuzugehen schienen: „Der Friede ist zu Stande, aber leider nicht so wie er hatte sein sollen, wie ich es eingeleitet, aber durch Hardenberg seine zuletzt bewiesene Standhaftigkeit ist er doch noch besser zu Stande gekommen wie es den Anschein hatte. Wir hatten gleichsam gegen alle zu fechten.“ Leider fehlt auch dieser Brief, den Treitschke im Original gekannt hat und deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert I<sup>2</sup>p 781 citiert, gegenwärtig in der hiesigen Sammlung. Statt seiner stehe als letzter der Brief, den Oberstleutnant

<sup>1)</sup> General Kurschwand in Breslau.



Graf Kostitz, der Adjutant Blüchers, aus Versailles an Heinen gerichtet hat. Auch Kostitz war Heinens Freund und später mit Blücher Pate seines ersten Sohnes. Kostitz war am Ende des Feldzugs Oberstleutnant geworden und Heinen hatte wohl dazu gratuliert.

Versaille d 29. Sept. 1815.

Ihren Brief vom 5<sup>t</sup>, mein lieber Freund, habe ich gestern erhalten, und bin Ihnen sehr dankbar für die darin geäußerten so theilnehmenden und so schmeichelhaften Gesinnungen.

Ich fühle mich glücklich in der verflohenen Campagne abermals Gelegenheit gehabt zu haben, dem Fürsten nützlich zu sein, und den Erwartungen zu entsprechen, welche er von mir hatte, als er aus einer so verhängnißvollen Laufbahn mich zu seinem Gefährten erkohr, allein ich bin weit entfernt mir deshalb ein Vorrecht auf Belohnungen anmaßen zu wollen. Den Beifall und die Achtung meines Vaterlandes zu erringen, war stets das Ziel meiner Wünsche, ich würde unendlich stolz darauf sein, wenn ich mir mit Überzeugung sagen könnte, daß diese Wünsche erfüllt sind.

Nach einem langen Herumirren in den uns angewiesenen Departements ist das Hauptquartier hier in Versaille angekommen, wo es denn auch wahrscheinlich so lange bleiben wird, bis die politischen Angelegenheiten entschieden sind; die Hauptsachen sind bereits regulirt, und wahrscheinlich wird heut oder morgen alles unterschrieben sein; die Abtretung an Land und Festungen wird nicht groß sein, wir erhalten als Eigenthum Luxemburg, Saar Louis, nebst einem kleinen Theil des dasigen Gebiets; die Niederländer auch einige Festungen. Die Kriegscontribution beträgt 600 Mill. Fr. welche in dem Zeitraum von 5 Jahren bezahlt werden sollen; bis dahin bleiben 150.000 Mann alliirter Truppen, unter dem Befehl Wellingtons in Frankreich stehen; das Corps was wir dazu geben wird aus der ganzen hier befindlichen preußischen Armee formirt, und höchstwahrscheinlich wird der General Gneisenau dabei bleiben; — die Garden marschiren d 3<sup>t</sup> und 4<sup>t</sup> aus Paris, und wir werden uns dann wohl auch bald auf den Rückweg begeben. Der russische Kaiser will morgen fort und zwar nach Brüssel um die Vermählung Seiner Schwester mit dem Erbprinzen von Oranien zu arengiren, d 18<sup>t</sup> trifft er in Berlin ein; unser König hält d 3<sup>t</sup> Revue über das in hiesiger Nähe stehende 3<sup>t</sup> Armee-Corps und geht den 7<sup>t</sup> ab.

Wie lange der Fürst sich noch hier aufhalten wird, weiß der Himmel, ich treibe aus allen Kräften und denke gewiß im November in Schlesien zu sein, wenn nicht vielleicht unerwartete Dinge eintreten. In dem Museum zu Paris geht es jetzt sehr lebhaft zu; Lord Wellington läßt alle den Niederländern gehörige Kunstschätze einpacken, ebenso die Oesterreicher die, welche aus den ihnen

gehörenden italienischen Provinzen dahin gebracht worden sind. — Sie können also denken, daß wir Preußen nun nicht mehr die einzigen sind, auf welche geschimpft wird, sondern daß sich jetzt alles brüderlich in die französischen Verwünschungen theilt.

Der Fürst ist sehr wohl und wird wahrscheinlich wieder bedeutende Geschenke erhalten; so viel ich weiß bekommt er ein Haus in Berlin, und ungefähr 50.000 rthl. baar Geld um die etwaigen Passiva berichtigen zu können, außerdem wird seiner Frau noch ein Witwengehalt von 6000 rthl. jährlich festgesetzt werden. — Dies ist doch wieder etwas. So wie er jetzt sagt will er bis Weihnachten in Schlessien bleiben, und dann nach Berlin gehn, der Himmel gebe nur daß die Reise bald angetreten wird.

Unsrem Freunde Stranz habe ich bereits zweimal geschrieben, aber noch keine Antwort von ihm erhalten; ich werde mich herzlich freuen ihn bald wieder zu sehn.

Meinem Schwager und Schwester Dyhrn empfehlen Sie mich bestens, und theilen ihnen einiges von dem Inhalt dieses Briefes mit. Alle Ihre Bekannten und Freunde hier grüßen bestens, ich aber bin wie immer  
der Ihrige  
GrsoRostiz.



## Aus den Anfangszeiten des Lübener Postbetriebs.

(Zur Erinnerung an seine Einrichtung vor 250 Jahren.)

Von Pastor Konrad Klose in Lüben.

Daß Lüben vor 250 Jahren regelmäßige Postverbindung nach Wien und Berlin erhielt, war weniger das Verdienst der kaiserlichen Regierung als des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Derselbe betrieb seit dem Jahre 1658 mit großer Fähigkeit die Herstellung des direkten Postverkehrs zwischen Berlin und Breslau mit Anschluß nach Wien. Dabei stieß er auf starken Widerstand bei dem österreichischen Erblandepostmeister Grafen Paar, dessen Familie das Postregal für die österreichischen Erblande besaß, und bei der Thurn und Taxischen Postverwaltung, welche das Monopol für den Postbetrieb im ganzen Reiche für sich in Anspruch nahm. Nur sehr allmählich gelang es dem brandenburgischen Gesandten in Wien, die Hindernisse, welche dem Plane seines Landesherrn im Wege standen, zu beseitigen. Am 15. September 1662, also vor 250 Jahren, wurde die erste reitende Post von Breslau nach Berlin abgelassen.<sup>1)</sup> Die schlesische Kammer, welche gegenüber den Ansprüchen des Grafen Paar ihr Recht, das Postwesen in Schlesien unter eigene Regie zu nehmen,<sup>2)</sup> behauptet hatte, scheint bereits in den Jahren 1660/61 damit begonnen zu haben, in den schlesischen Städten an der Breslau-Berliner Strecke Poststationen einzurichten und Verwalter für dieselben zu ernennen. So mag auch die Lübener Station um diese Zeit errichtet worden sein.<sup>3)</sup> Die Eröffnung des Betriebes erfolgte jedoch erst im Jahre 1662.

Die Gesamtstrecke von Breslau nach Berlin wurde in fünfzig Stunden zurückgelegt; im Jahre 1690 ward die Fahrzeit auf vierzig Stunden verringert. Auf schlesischem Boden berührte die Postroute

<sup>1)</sup> cf. für das Vorangehende und Folgende: Kob. Schüd, Beiträge zur Geschichte des schlesischen Postwesens von 1625—1740, Schles. Zeitschrift XX. 1886, u. besonders Foerster „Aus Grünbergs Vergangenheit“ 1900, Seite 306 ff.

<sup>2)</sup> Schlesien gehörte nicht zu den Erblanden.

<sup>3)</sup> Agl. Staatsarchiv Rep. 28. F. L. 1 6<sup>d</sup> der erste Postverwalter Gottfried Viebig in Lüben schreibt 23. 2. 1679, daß er bis ins 16. Jahr die Lübener Postanstalt seit ihrer Begründung in Verwaltung gehabt habe. Da er 1676 entlassen wurde, mußte die Einrichtung der Lübener Post um 1660/61 erfolgt sein.

die Städte Neumarkt, Parchwitz, Lüben, Volkwitz, Neustädte und Grünberg. Letzteres war Grenzstation und Mittelpunkt der ganzen Strecke. Die Post brauchte bis dahin einschließlich des Aufenthalts auf den Zwischenstationen 25 Stunden. Wöchentlich verkehrten je zwei reitende Posten nach beiden Richtungen. Sie wurden von Breslau Sonntag und Donnerstag früh um 8 Uhr abgelassen und waren am Nachmittag in Lüben; die Berliner Post kam am Mittwoch und Sonntag früh in Lüben an. Im Jahre 1686 wurde die reitende Post in eine einspännige Karriolpost umgewandelt, 1692/93, als die Amsterdamer und Hamburger Post auf die Berlin-Breslauer Strecke übergeleitet wurde, erhielt der Postwagen zwei Pferde, gleichzeitig wurde der Postgang durch Verkürzung der Expeditionsfristen beschleunigt. Im Jahre 1695 wurden die Postkutschen auf der schlesischen Strecke mit einem Verdeck von grüner gewichter Leinwand versehen; sie erhielten Raum für 3 Personen außer dem Postillon und gleichzeitig Bespannung mit 3 Pferden. Die Portosätze wurden erst 1722 nach einem festen Tarif geregelt. Der einfache Brief kostete 3 kr. Der Platz in dem Postwagen wurde mit 24 kr. 3 hl. pro Person und Meile berechnet, bei Extrapost mit 1 fl. 30 kr.

Der erste Postverwalter in Lüben war der Ratmann Gottfried Liebig. Er war seiner Aufgabe wenig gewachsen; die Beschwerden über seine Amtsführung wollten kein Ende nehmen.<sup>1)</sup> So war beispielsweise im Jahre 1671 ein auf 5—600 fl. geschätztes Paket Perlen, das von Amsterdam nach Breslau gehen sollte, in Lüben abhanden gekommen. Der Lübener Postknecht, der das Paket in Volkwitz in Empfang genommen, hatte dasselbe unterschlagen, die Perlen zum Teil verkauft, und war, als die Entdeckung des Diebstahls drohte, flüchtig geworden. Der Amsterdamer Händler forderte von Liebig Schadenersatz und strengte Klage gegen ihn an. Liebig weigerte sich, zu zahlen, und behauptete, die Sendung sei nicht deklariert gewesen, weil man Zolldefraudation beabsichtigt hätte. Erst als die Kammer, welche sich von der brandenburgischen Postverwaltung Vorwürfe über nachlässigen Betrieb einstecken mußte, Liebig zur Zahlung drängte, scheint er sich dazu bequemt zu haben. Der kurbrandenburgische Kammerrat und Postinspektor Michael Matthias war auf Liebig besonders schlecht zu sprechen. Letzterer hielt willkürlich Pakete an, beschimpfte die kurbrandenburgische Post, brachte ehrliche Leute um ihr Hab und Gut u. dgl. mehr.<sup>2)</sup> Dadurch bereitete er seiner vorgesetzten Behörde, dem kaiserlichen Postmeister von Rohrscheidt in Breslau, viel Ärger und Unannehmlichkeiten. Im Frühjahr 1674 konfiszierte Liebig ein Paket

<sup>1)</sup> Die folgenden Ausführungen auf Grund der Akten Kgl. Staatsarchiv Rep. 28 F. L. I 6<sup>g</sup> u. <sup>e</sup>.

<sup>2)</sup> Bericht Rohrscheidts an die Kammer 18. 7. 1674.



Saffran, welches aus Leipzig über Berlin nach Breslau gehen sollte. Er behauptete wiederum, es sei nicht ordnungsmäßig deklariert gewesen, obwohl es auf der Postkarte nach seinem Inhalt angegeben war. Aber auch im andern Falle war Liebigs Verfahren ungesetzlich; er durfte das Paket höchstens anhalten und die brandenburgische Verwaltung benachrichtigen, dann wäre der Zollbetrag ohne weiteres gezahlt worden. Ein andern Mal ließ er drei Pakete mit 150 Stück „Chineser-Äpfeln“, deren eins für die Herzogin von Brieg bestimmt war, während ein andres dem Stadtkommandanten von Breslau zukam, der damit Kavaliere beschenken wollte, einfach in Lüben liegen, bis die Äpfel verdorben waren.<sup>1)</sup> Solche Fälle mehrten sich. Die kurbrandenburgische Verwaltung drohte, die Post nach Wien auf eine andere Route zu leiten, wenn Liebig seine Eigenmächtigkeiten weiter ausübte. Derselbe bekam scharfe Verweise, das „eigenmächtige Visittieren“ wurde ihm verboten, aber eine dauernde Besserung trat in seiner Verwaltung nicht ein. Wenige Jahre später brach ihm eine traurige Affäre endgültig den Hals. Am 5. August 1676 entwandte sein eigener Sohn aus einem Breslauer Postbeutel 200 Dukaten und suchte damit das Weite. Er wurde verhaftet, aber auf Veranlassung des Vaters freigelassen, schließlich auf Befehl von Breslau her aufs neue gefänglich eingezogen. Zwar wurden 56 Dukaten bei ihm vorgefunden, der Rest aber mußte von dem Vater gedeckt werden. Dieser selbst wurde von Rohrscheidt seines Amtes entsetzt, „da er ohnedies eine Zeitler übel genug damit umgegangen und sowol im Städtel als bey seinen Nachbarn, auch fremden vornehmen Leuthen durch seinen Trotz und Hader ihm schlechten Ruf gemacht hatte“. Später bemühte er sich vergeblich um seine Wiederanstellung.

An Liebigs Stelle trat Anfang Oktober 1676 der Bürger und Fleischhacker Friedrich Neumann, ein temperamentvoller Mann, der in den kirchlichen Kämpfen von 1701—1706 ein energischer Verfechter der protestantischen Interessen war, der aber auch mit jedem anband, von dem er sich in seinem wirklichen oder vermeintlichen Rechte gekränkt fühlte. Sehr bald geriet er mit den städtischen Behörden in Konflikt, die allerdings eine eigenartige Auffassung von dem Zweck postalischer Einrichtungen hatten.<sup>2)</sup> Sie suchten durch kleinliche Chikanen die ordnungsmäßige Postbeförderung zu hindern, ließen die Postillone stundenlang vor den Thoren warten, forderten, daß dieselben sich jedes Mal einen Stadtpaß lösen sollten, und drohten widrigenfalls mit Aussperrung. Die schlesische Kammer nahm diesen Übergriffen gegenüber ihre Beamten

<sup>1)</sup> Bericht Rohrscheidts vom 18. 7. 1674. Die Herzogin wollte die Äpfel „im warmen Bade gebrauchen“.

<sup>2)</sup> Bericht des kaiserl. Postmeisters Wladislaus Michalowsky vom 7. 8. 1680 an die Kammer.

in Lüben nachdrücklich in Schutz und wies den Landeshauptmann Graf Nostitz in Liegnitz an, dem Lübener Rat den Standpunkt klar zu machen. In späteren Jahren mußte aber erneut daran erinnert werden, daß der Rat das Postmandat Neumanns zu respektieren habe.<sup>1)</sup>

Weniger erfolgreich war der Lübener Postverwalter in dem Konflikt mit seinem Kollegen in Liegnitz, Christoph Knolle. In Liegnitz wurde anscheinend um 1693 eine Verwaltungsstelle eingerichtet; infolgedessen wurde der dortige Bezirk wie schon früher der Hirschberger von dem Lübener Amte abgezweigt, dessen Inhaber dadurch allerdings einen erheblichen Ausfall an Einnahmen erlitt. Andern war es ebenso ergangen, z. B. dem Postverwalter in Polkwitz, als Glogau ein eigenes Amt erhielt. Entsprechend der generellen Anweisung für den Postverkehr hatte Neumann die in Lüben einlaufenden, für Liegnitz bestimmten Postsachen dem vom Liegnitzer Amte gestellten Boten unentgeltlich auszuhändigen und ebenso alle von Liegnitz kommenden Sendungen portofrei weiterzubefördern. Nach Neumanns Angabe<sup>2)</sup> hatte Knolle von dieser Berechtigung einen höchst eigennützigen Gebrauch gemacht, nicht bloß im Liegnitzer, sondern auch im Lübener Revier Briefe, Zeitungen u. dgl. ohne Vermittelung der Lübener Stelle vertrieben, dem Lübener Amte große Pakete und Geldsendungen zu kostenfreier Beförderung zugestellt, ohne Porto dafür zu entrichten, und andere Übergriffe mehr. Neumann beschwerte sich unter Berufung „auf seine neunzehnjährigen Meriten“ bei der Kammer, er werde von Knolle an dem ihm zustehenden Accidenz geschmäleret und zum Privatdiener des Liegnitzer Beamten degradiert. Da die Reibungen zwischen den beiden benachbarten Ämtern kein Ende nahmen, wurde der Breslauer Postmeister Johann Sebastian Peschel beauftragt, einen Ausgleich herbeizuführen. Dabei schnitt Neumann sehr schlecht ab. Es wurde ihm nachgewiesen,<sup>3)</sup> daß er im Liegnitzer Bezirk Postsendungen direkt verteilen lasse, statt sie dem dortigen Amte abzuliefern, und daß er Liegnitzer und Hirschberger Postsachen zurückhalte, worüber bereits von Berlin und Hamburg Beschwerden eingelaufen seien. Im übrigen bemerkte der Breslauer Beamte, daß Neumann von völlig falschen Voraussetzungen ausginge. Wie könne er sich als Bedienter des Liegnitzer Postverwalters fühlen, weil er dessen Sendungen befördere! Er — Peschel — sehe sich doch auch nicht als Neumanns Diener an, weil er Lübener Postsachen in Empfang nehme und weitergebe. Haltlos sei auch der Vorwurf der Grenzüberschreitung, den jener dem Liegnitzer Beamten mache. Wenn derselbe es sich angelegen sein lasse, Orte,

<sup>1)</sup> 23. 4. 1689.

<sup>2)</sup> 21. 6. 1695.

<sup>3)</sup> Bericht Peschels vom 14. 7. 1695, dem auch die vorher genannten Fakta entnommen sind.



welche noch keine Postbestellung haben, zu bedienen, so könne man ihm doch daraus keinen Vorwurf machen. Neumann habe auch die Grenze zwischen dem Lübener und Liegnitzer Bezirk „nicht nach seinem Gehirn“, sondern nach den tatsächlichen Verhältnissen zu ziehen. Und wenn er sich auf seine Verdienste berufe, so möge er bedenken, „daß in seiner neunzehnjährigen Tätigkeit mehr unverantwortliche Nachlässigkeiten als Tage zu zählen seien“. Er könne nicht erwarten, „daß ihm eine Belohnung mit Zerrüttung des ganzen Postwesens widerfahre“. Zum Schluß empfahl Beschel, „dem Lübnischen Postbeförderer seine gallüchtige Verbitterung durch ernstliche Anweisung zu gebührendem Gehorsam zu benehmen“. Ob diese Kur angeschlagen hat, bleibe dahingestellt.

Noch einmal sehen wir Neumann auf dem Kampfplatz erscheinen. Am 28. August 1699 hatte er einen heftigen Zusammenstoß mit Herrn Caspar von Stosch, der auf der Reise von Warmbrunn nach Grätz begriffen, in Lüben Postpferde forderte. Da der Postknecht mit dem Gespann auf dem Felde war, entstand eine unliebsame Verzögerung. Stosch bemerkte zu seinem Kammerdiener: „Auf der Lübnischen Post geht es immer unrichtig zu; entweder sind die Postknechte oder die Pferde nicht da.“ — Darauf ging er in den Gasthof am Ringe, während der Kammerdiener an der Posthalterei zurückblieb. Als Stosch zurückkehrte, fand er den Diener im heftigen Wortwechsel mit Frau Neumann, welche die Ehre der beschimpften kaiserlichen Post retten zu müssen glaubte. Bei der Ankunft des Edelmanns fiel sie mit bedeutendem Zungenschlag aber wenig gewählten Ausdrücken über diesen her, bis ihm schließlich das Wort „Bestie“ entfuhr. Neumann, der auf das immer lauter werdende „Getrasche und Gepolter“ herzukam, zahlte die seiner Frau widersahrene Beleidigung mit kräftigen Worten heim. Erst die Abfahrt machte der Szene ein Ende. Stosch machte in Glogau dem dortigen Vizepräsidenten von dem Vorgefallenen Mitteilung und erfuhr bei demselben, daß Neumann als Krakehler bekannt sei, auch anderen, z. B. einem Herrn von Dyherrn auf Urtschau ähnlich mitgespielt habe. Wohl im Bewußtsein, daß er selbst aus der ganzen Affäre auch nicht mit Ruhm bedeckt hervorgegangen sei, ließ Stosch die Sache auf sich beruhen. Der Glogauer Vizepräsident brachte sie jedoch zur Anzeige, und Neumann erhielt einen Verweis. Er wollte ihn jedoch nicht auf sich sitzen lassen und schrieb an Stosch einen von Beleidigungen strotzenden Brief, sodaß dieser nunmehr Beschwerde erhob, und Neumann erneut zur Rechenschaft gezogen wurde. Natürlich stellte letzterer den Sachverhalt so dar, daß er selbst als unschuldsvolles Lamm in den ganzen Handel hineingeraten und aus demselben herausgekommen und im wesentlichen ein Märtyrer der Ehre der kaiserlichen Post geworden sei. Im übrigen habe er in der Wahrnehmung berechtigter Interessen gehandelt, sofern durch das kaiser-

liche Postmandat aller Unfug und Frevel auf den Poststationen und „die schlechte Traktierung“ der Postverwalter unterjagt werde. Wiederum wurde der Breslauer Oberpostamtsverwalter Peschel mit der Untersuchung des Falles beauftragt. Wenn er auch dem angeschuldigten Neumann mildernde Umstände zubilligte, fühlte er sich doch veranlaßt, denselben zu ermahnen, „künftighin gegen adelige und andere honorable Passagiers alle Bescheidenheit nicht allein selbst zu gebrauchen, sondern auch die Seinigen dazu anzuweisen“.<sup>1)</sup> Der streitbare Lübener Postverwalter starb am 6. April 1708.

Über den unmittelbaren Nachfolger Neumanns fehlen die Nachrichten. Später finden wir den ehemaligen Stadtschreiber Constantin Franz Schubert als Inhaber der Lübener Verwaltungsstelle. Er starb am 4. November 1732 und hinterließ „ziemliche Schulden“, sodaß sein Gläubiger, der Postverwalter Scheibe in Parchwitz, der jenem 1000 fl. geliehen hatte, die schlesische Kammer ersuchte, Schuberts Kaution mit Arrest zu belegen.<sup>2)</sup>

Inzwischen war das gesamte schlesische Postwesen an einen Privatunternehmer, Hermann Crusius, verpachtet worden. Derselbe zahlte dem Fiskus eine Jahrespacht von 30.000 fl.<sup>3)</sup> Zum Vorteil des Postbetriebs diente diese Umwandlung nicht. Das ganze Institut wurde damit zur Einnahmequelle für den Generalpächter, der unter möglichst geringen Ankosten möglichst hohe Erträge herauszuwirtschaften suchte. Kein Wunder, daß sich das schlesische Postwesen am Beginn der preußischen Ära im Zustande des Verfalls befand. Ein Bericht des Oberpostamts in Breslau vom 31. 7. 1741<sup>4)</sup> an das Generaldirektorium in Berlin schildert den Betrieb auf den Postämtern mit folgenden Worten: „Bisher dependiren dieselben von dem Ober-Postamte in Breslau. Wie nun bei demselben das Postwesen eingerichtet ist, also ist es auch auf den Landpostämtern beschaffen. Die Expedition ist durchgehends summarisch und nicht so akkurat als leicht eingerichtet. Von denen ausländischen Briefen ziehen sie das Grenzporto mit 6 kr. Von den inländischen eben- sowohl das kolligirende als das distribuirende Postamt seine gewöhnlichen 4 kr. Von den Postgefällen berechnen sie dem Oberpostamt das Brief- und Paket-Porto nach Abzug ihres Anteils; das Personengeld aber auf den fahrenden Postkutschen behalten die Postmeister vor sich.“

In Lüben war am 27. Oktober 1733 Joseph Ignaz Füssel als Postverwalter mit einem Gehalt von 240 fl. und einer Kaution

1) 13. 10. 1699.

2) Auf Einspruch der Witwe wurde der Arrest später wieder aufgehoben.

3) cf. Schüd, Beiträge zur Geschichte des schlesischen Postwesens. Schles. Zeitschrift XX. 1886.

4) Thiele, das schlesische Postwesen unter Friedrich dem Großen 1741—66 in „Deutsches Postarchiv“ 1876 Seite 2—9.



von 500 fl. angestellt worden. Er besaß eine poetische Ader, der wir gelegentliche Ergüsse von zweifelhaftem Wert verdanken, z. B. „das schuldige Dank- und Denkmahl“,<sup>1)</sup> bei dem am 17. Juni 1737 erfolgten Auszuge der Schützenbruderschaft, deren Königswürde Füßel bekleidet hatte. In holprigen Alexandrinern beschreibt er die Unbeständigkeit der Zeit und den Wechsel des Glücks, der ihn binnen kurzem der Königswürde berauben werde. Dann preist er die Verdienste des „großen Karl“ um die Wohlfahrt des Landes, ersucht für ihn, das Oberamt, die Kammer Gottes Beistand und Segen und schließt mit den schwungvollen Worten:

„Es scheine Licht und Recht vor die gesamte Stadt!  
Es blühe Glück und Hehl vor Lübens Magistrat!  
Vor einen jeglichen vom Haupt bis zu den Gliedern,  
Vor einen jeglichen von unsern Schützen-Brüdern!  
Auch dieser lebe wohl, der mir die Folge leist,  
Der auf den letzten Span der Bogen-König heist!  
Die Zeit eröffnet es; sie hat darzu den Schlüssel,  
Hiemit gehabt Euch wohl! so schlüßt der König Füßel.“

Noch minderwertiger als seine dichterischen Erzeugnisse waren Füßels postalische Leistungen. Augenscheinlich kümmerte er sich um den Dienst so gut wie gar nicht. Wenigstens konstatierte der bereits erwähnte Bericht des Breslauer Oberpostamts, daß in Lüben ein Postillon, „ein alter vernünftiger Kerl“, zeitweise die Aufsicht über den ganzen dortigen Postbetrieb führte. Wenn er freilich die Post nach Breslau befördern mußte, war er oft zwei Tage von der Station abwesend und niemand sah auf Ordnung.

Am 15. August 1741 beauftragte Friedrich II. aus dem Lager bei Strehlen das Generaldirektorium mit der Reorganisation des schlesischen Postwesens. Schon vorher war durch eine Kabinetts-order vom 25. 7. 1741 der österreichische Postmeister in Lüben seiner Stellung enthoben und durch Elias Kober ersetzt worden. Im Jahre 1742 erfolgte eine Regulierung des Postgangs auf der Strecke Glogau—Lüben—Breslau durch den Postkommissar Hänel.<sup>2)</sup> Leider versiegen nunmehr die Quellen für die weitere Entwicklung der Lübener Postanstalt. Zimmermann gibt in seinen „Beiträgen zur Beschreibung Schlesiens“ folgende Übersicht über den Postverkehr der Stadt vom Jahre 1788:

#### I. Ankommende Posten:

Sonntag früh 6 Uhr: die fahrende Post von Breslau—Brieg—  
Neiße—Glatz;

<sup>1)</sup> Breslauer Stadtbibliothek.

<sup>2)</sup> Chronik des kaiserlichen Postamts in Lüben um 1875, im Archiv des Amtes befindlich.

Montag: die fahrende Post von Berlin—Krossen—Grünberg—  
Poltwitz,  
die reitende Post von Parchwitz—Breslau—Oberschlesien—  
Italien,  
die reitende Post von Berlin;

Mittwoch: die fahrende Post von Liegnitz—Schweidnitz—Hirsch-  
berg—Sachsen,  
die Botenpost aus Wohlau—Winzig—Steinau;

Donnerstag: die fahrende Post von Berlin,  
die reitende Post von Berlin,  
die reitende Post von Breslau,  
die Botenpost von Schweidnitz z.;

Sonnabend: die fahrende Post von Schweidnitz z.,  
die Botenpost von Wohlau z.

## II. Abgehende Posten:

Sonntag früh 7 Uhr: die fahrende Post nach Poltowitz—Grünberg—  
Berlin;

Montag: die fahrende Post nach Breslau—Oberschlesien,  
die fahrende Post nach Liegnitz—Hirschberg—Sachsen,  
die reitende Post nach Berlin,  
die reitende Post nach Breslau,  
die Botenpost nach Schweidnitz z.;

Dienstag: die Botenpost nach Köben—Steinau—Wohlau;

Donnerstag: die fahrende Post nach Breslau,  
die fahrende Post nach Schweidnitz,  
die fahrende Post nach Berlin,  
die reitende Post nach Breslau,  
die reitende Post nach Berlin,  
die Botenpost nach Liegnitz.

Vor 125 Jahren war also Lüben mit seiner Nachbarstadt Liegnitz in jeder Woche nur einmal durch eine fahrende Post, die Montags hinfuhr und Mittwochs zurückkehrte, verbunden. Jetzt vermitteln wöchentlich etwa 100 Züge den Verkehr zwischen beiden Städten. Nach Glogau fehlte überhaupt jede direkte Postverbindung. Man lebte damals jedenfalls nicht im Zeichen des Verkehrs und erfuhr wenig von dem, was sich draußen zutrug.

Die gute alte Zeit hat ihre begeistertsten Lobredner — auf dem Gebiete des Verkehrs wird sie sich keiner zurückwünschen.



## Das Urnenfeld beim Niederdorfe Bienowitz.

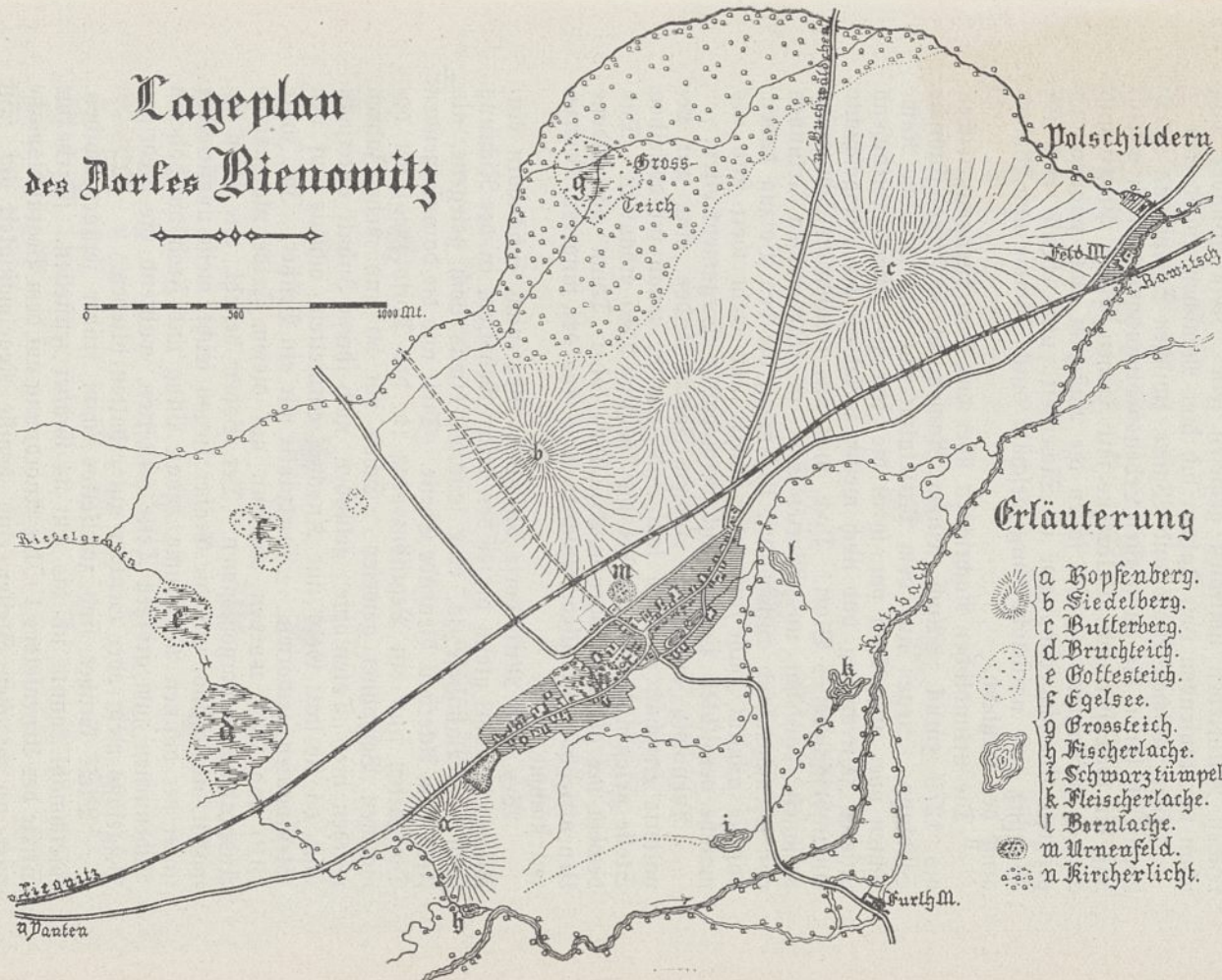
Von Kantor Friedrich Purmann in Bienowitz.

Dort, wo die Raßbach mit dem Schwarzwasser vereint das charakteristische Gepräge eines Flusses der Ebene annimmt, treten von Norden her die sandigen Hügel der Heide hart an ihr Tal heran, bald recht steil in das flache Wiesengelände abfallend, bald, ohne eine scharfe Grenze zu zeigen, allmählich ins Flußthal sich abdachend. Auf diesen vorgeschobenen Posten der Heide liegen die Ortschaften: Panten, Bienowitz, Pohlshildern, Leschwitz und Merschwitz. Während aber die Hügel der übrigen Ortschaften in nördlicher Richtung unmittelbar in die höhergelegene Heide übergehen, senkt sich von den Höhen von Bienowitz das Gelände nach Norden zu nochmals tief zu einer mit sumpfigen Teichen angefüllten Niederung hinunter. (Siehe Lageplan von Bienowitz. Abbildung 1.) Die Bienowitzer Hügel — der Hopfenberg (a), Fiedelberg (b) und Butterberg (c) sind ihre höchsten Erhebungen — bildeten also vor Zeiten eine trockene Sandinsel in den Sumpfwaldungen des weiten Raßbachtals. Noch heute sind die Überreste solcher Sümpfe, Seen und Lachen, die unser Dorf umgaben, deutlich erkennbar. So im Bruchteich (d), Gottesteich (e), Egelsee (f) und Großteich (g) im Norden und Nordwesten, — in der Fischerlache (h), dem Schwarztümpel (i), der Fleischerlache (k), Bornlache (l) usw. im Süden und Südosten. Sie haben, Gott sei Dank, der Bodenverbesserungspolitik unserer Zeit gegenüber noch immer stand gehalten. Aber doch sind die mächtigen Eichen, Birken, Ulmen und Erlen, welche diese Gewässer umsäumten, der Gewinnjucht unseres Geschlechtes größtenteils zum Opfer gefallen. Verschwunden ist das reichhaltige Leben dieser sumpfigen Landschaft. Wo Dorjjungen vor 30 Jahren noch nach weißen und gelben Seerosen fischten und Rohrdommeln, Wildenten und Fischreier aus ihrem dunklen Versteck auffagten, da starrt uns heute die Ode einer vernichteten Natur entgegen. Es sind das die Folgen jener vermeintlichen Richtigstellung der Natur, wie sie sich uns am schlimmsten an den „regulierten“ Flüssen mit ihren abgezirkelten Dämmen, Ufermauern und Flechtwerken zeigen. Dort ist auch jedem Weidenstrauch und Erlenbaum die Niederlassung bei Todesstrafe verboten. Einst wars anders, schöner und besser. — Die systematische Entwässerung und Entforstung von Schlesien wird sich noch einmal schwer rächen.

# Lageplan des Dorfes Bienowitz



0 500 1000 Mtl.



## Erläuterung

-  a Hopfenberg.
-  b Siedelberg.
-  c Bulterberg.
-  d Bruchteich.
-  e Gollsteich.
-  f Egelsee.
-  g Grossleich.
-  h Fischerlache.
-  i Schwarztümpel.
-  k Fleischerlache.
-  l Bornlache.
-  m Urnenfeld.
-  n Kircherlicht.



Unsere Bienowitzer Hügel müssen vor Zeiten von einem reichen Naturleben umkränzt gewesen sein. Kein Wunder, daß schon vor tausenden von Jahren sich hier Menschen ansiedelten.

Hier zwischen Wald und Wasser, zwischen Sumpf und Heide boten sich ihnen die günstigsten Lebensbedingungen. Nicht allein, daß die Gewässer und Wälder sie mit Fischen, Wild, Pilzen und Beeren versorgten, — hier saßen die Ansiedler auch während der größten Überschwemmungen in Sicherheit; und ebenso war ihr Wohnsitz eine natürliche Burg, geschützt durch Sümpfe und Wasserarme der Katzbach. —

Die urkundlichen Nachrichten über das Dorf Bienowitz reichen bis 1279 zurück. Nach seinem Namen ist es eine slavische Siedlung. Liegen aus dem Mittelalter nur sehr spärliche Nachrichten über unser Dorf vor, so ist die Zeit des ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung und noch weiter zurück für die Ortsgeschichte ein unbeschriebenes Blatt. Doch, was uns menschliche Schriftzüge versagen, das hat uns Mutter Erde in eigenartigen Urkunden von Menschenhand aufbewahrt, Urkunden, die den Vorzug haben, daß sie absolut wahr und also sicherer und mehr wert sind als manche vergilbten Papiere und vermoderten Pergamentrollen.

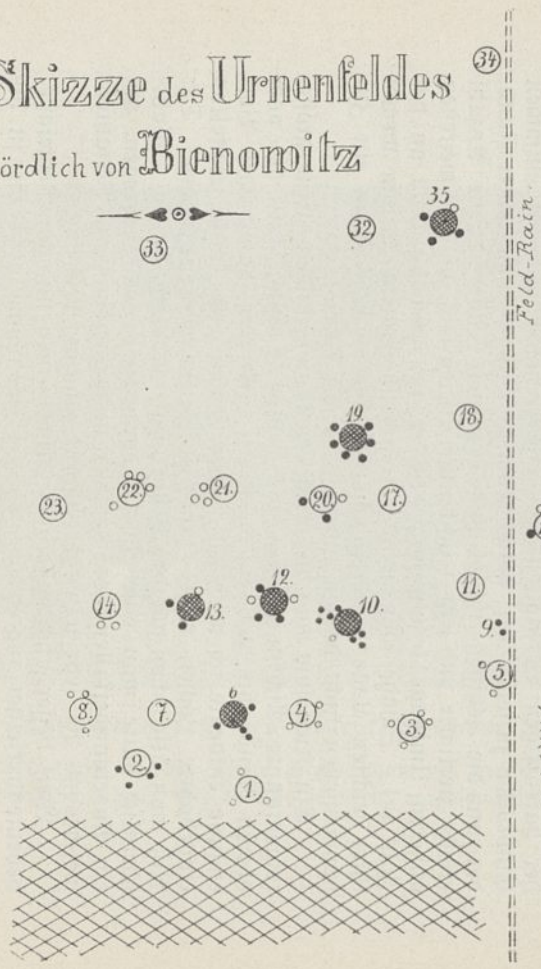
Bienowitz muß vor einigen Jahrtausenden eine gut bevölkerte Ortschaft gewesen sein und ziemlich genau an derselben Stelle gelegen haben, an der das heutige Dorf erbaut ist. Das beweist der auf dem sogenannten „Dom“ oder „Thum“ vorhandene Urnenfriedhof, der allem Anschein nach aus der jüngeren Bronzezeit stammt.

Wer vom Mitteldorfe aus den Weg nach Schönborn einschlägt, gewahrt gleich hinter den ersten Gehöften, in der Richtung nach dem Bahnhofe zu, eine sandige, etwas hoch gelegene, als Feld dem Ackerbau dienende Ebene. Diese und die daranstoßenden Dorfgärten sind ein Begräbnisplatz (in des Dorfplanes) der damaligen Bewohner gewesen. Schon vor 50 und mehr Jahren wurden hier „Totentöpfe“ gefunden, nach ihrem Inhalt untersucht und, da sie statt Geld nur Knochen enthielten, achtlos auf den Steinhäufen geworfen, — so erzählte mir ein Besitzer. Im Jahre 1910 und 1911 wurden von mir auf diesem Felde planmäßige Ausgrabungen vorgenommen. Der Boden besteht, wie schon erwähnt, aus Sand, und die Gräber liegen seicht, meist unmittelbar unter der dünnen Ackerkrume, sodaß Pflug und Frost die höheren Aschurnen zum größten Teile zerstörten, während die niedrigen Beigefäße mehr oder weniger gut erhalten blieben.







Viele Gräber sind zweifellos schon früher zerstört worden. Gleichwohl konnte ich bis jetzt 34 Gräber feststellen. (Siehe die Skizze des Urnenfeldes.) Ihre Anordnung auf dem Begräbnisplatze wies an manchen Stellen eine gewisse Regelmäßigkeit auf. In Abständen von etwa 1 $\frac{1}{2}$  m fanden sich immer 4—5 Grabstätten

# Skizze des Urnenfeldes

nördlich von Bienowitz



## Zeichen-Erklärung

-  durch landwirtsch. Gruben zerstört
-  gefundene Teile des Urnenfeldes.
-  zieml. erhaltene Asche-Urnen.
-  zerstörte Asche-Urnen.
-  gut erhaltene Beigefässe.
-  zerstörte Beigefässe.



in einer Reihe, parallel zum hinteren Dorfwege laufend. Diese Anordnung ermöglichte sogar oft ein sicheres und schnelles Finden der Urnen.

Doch läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben, ob und wie weit diese Ordnung überall innegehalten worden ist, da die Besitzer dieser Grundstücke alljährlich in dem trockenen, sandigen Felde ihre Kartoffelgruben anlegten und dadurch die Grabanlagen zerstörten. Urnenscherben sind durchweg auch auf den Plätzen dieser früheren Gruben zu finden.

Die Anlage der Gräber ist durchweg die gleiche: Um die Aschenurne steht eine Anzahl, oft bis 10 Stück, kleiner Beigefäße, die, offenbar mit Speise und Trank gefüllt, von den Angehörigen dem Verstorbenen mit ins Grab gegeben wurden. Kleine Knöchelchen, von Wild oder Geflügel stammend, wurden von mir öfters in diesen Gefäßen gefunden und bekräftigen diese Vermutung.

Nur wenige Gräber sind mit Steinen umsetzt. Besonders gut erhalten war ein solches etwa  $\frac{1}{2}$  m unter der Oberfläche gelegenes Grab, das in Feldspatplatten gebettet, mit gewöhnlichen kopfgroßen Feldsteinen bedeckt war. (Siehe das Bild 6 vom Grab 6.)

Wie es scheint, wurde der Körper in einer Erdgrube auf dem Begräbnisplatze verbrannt. Zahlreich gefundene Aschenegel, mit Knochenbruchstücken vermischt, sprechen vielleicht dafür.

Die Aschenurnen wiesen die mannigfachsten Formen auf. (Siehe Abbildung 3.) Einfache, rotgebrannte, bauchige Gefäße mit und ohne Henkel (a) wechselten ab mit doppelkegelförmigen, oft auch oben zu einem Halse verengten Typen. Oft ist unter der halsartigen Verengung eine eigenartige Wulst mit einfachen Eindrücken zu sehen (b), bisweilen tritt auch ein umgelegter Rand, der an die jetzigen Glaskrausen erinnert, auf. Eine Anzahl etwas zierlicher und sehr feinschaliger Urnen wies an dem weitesten äußeren Umfange kegelförmige Buckel auf, gewöhnlich 3 an der Zahl (c). Schade, daß gerade die schönsten dieser Gefäße wegen ihrer seichten Lage so zertrümmert waren, daß man an ein Zusammensetzen nicht denken konnte.

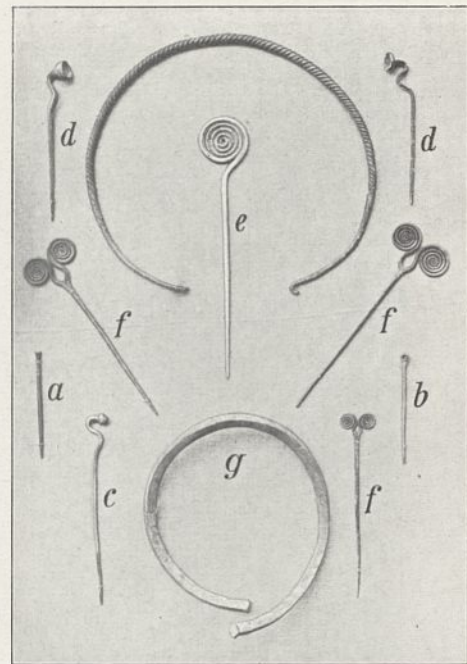
Ein Kuriozum mag hier noch Erwähnung finden: Eine große, rotgebrannte Aschenurne (a) wies einen Sprung auf, der vom oberen Rande bis zum Boden führte. An der halsartigen Verengung entdeckte ich beim Ritten des Gefäßes zwei alte, zweifellos eingebohrte Löcher, rechts- und linksseitig des Sprunges. Der Riß muß also schon vor der Bestattung sich gezeigt haben. Wahrscheinlich hatte man eine Schnur durch diese Löcher gezogen, um ein Auseinanderfallen des Gefäßes zu vermeiden, ein Verfahren, welches m. W. sehr selten beobachtet worden ist.

Weit besser erhalten als die Aschenurnen sind die Beigefäße; bedeutend kleiner ragten sie von der Grabfläche nicht bis in die



3. Typische Gefäße des Arnenfeldes beim Niederdorfe Bienowitz.

Die große Aschurne in der Mitte zeigte schon bei der Auffindung einen Sprung und zwei Durchlochungen. Sie ist also schon in vorgeschichtlicher Zeit gestiftet worden.



4. Typische Bronzebeigaben desselben.





5. Grab 16 des Urnenfeldes.



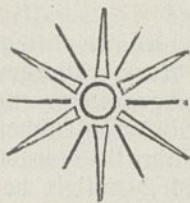
6. Grab 6 des Urnenfeldes.

Ackerkrume hinauf und entgingen der Pflugsschar. Sie stehen meist dicht an der Haupturne, unregelmäßig um diese gruppiert, oft ein kleines Gefäß im größeren. Sie weisen die mannigfaltigsten Formen auf und sind aus freier Hand mit ganz primitiven Hilfsmitteln hergestellt. Doch verraten sie Geschick und Geschmak. (Siehe Abbildung 3.) Sehr häufig sind flache Schalen mit nach innen umgelegtem Rand mit und ohne Henkel vertreten (g). Deren Innenseite zeigt oft Verzierungen in Form von strahlenartig nach dem Rande zu laufenden Strichen oder in der eines Tannenzweigmusters. Seltener sind am äußeren Rande Strichverzierungen zu finden. Die Henkel ragen alle über den Rand des Gefäßes hinauf. Diese Henkelschalen sind meist mit Graphit geschwärzt und sehr sauber gearbeitet. Einige lehmig gelb gebrannte Schalen erinnern lebhaft an unsere Kaffeetassen (h).

Nicht selten wurden in den Gräbern rotgebrannte rauhe Töpfe mit Henkeln gefunden, unsern Kochtöpfen ähnlich (i), in mehreren Fällen standen solche Gefäße ineinander. Auch die Blumentopfform ist häufig vertreten, am äußeren Rande mit kleinen Buckeln oder Fingernägelaabdrücken verziert (k). Diese letzte Gefäßform war zumeist mit einer Tonscheibe zugedeckt, die ihrer Größe, Verzierung und Form nach zu dem betreffenden Gefäß schon gearbeitet und bestimmt war. Manche solcher Tondekel tragen auf der Oberseite einen durchlochten Knopf als Griff (l). Die meisten andersgeformten Gefäße sind nicht bedeckt, doch auf alle Aschurnen hat man Scherben und Schüsseln gestülpt, um das Eindringen von Sand zu verhüten.

Die bisher erwähnten Gefäße kehren sehr häufig wieder, und fast jedes Grab weist eins oder mehrere solcher Formen auf.

Daneben findet man seltener Tongefäße in Gestalt von Bechern (m), Tonnen (n), Henkelkrügen (o), Vasen (p), flachen Schalen mit Scheidewand (q) und Kannen (r). Diese, beinahe immer mit Graphit überzogen, sind feinschalig, hart gebrannt und insolgedessen gut erhalten. Einige vasenförmigen Gefäße zeigen an ihrer bauchigen Außenseite Verzierungen, die vielleicht ein Abbild der Sonne vorstellen sollen: eine vertiefte Scheibe mit



strahlenartig nach außen verlaufenden Strichen. Auf ein Tongebilde möchte ich noch hinweisen, das, wenn auch selten vertreten, doch in den reichsten Gräbern hin und wieder zu finden war. Es zeigt die Form unserer Zuckerständer, bestehend aus Fuß und flacher Schale (s). Dieses Gefäß, innen schwarz, stand in unmittelbarer Nähe der Aschurne. Wahrscheinlich diente es als Lampe oder als Räuchergefäß.

In den freigelegten Urnengräbern fand sich eine Anzahl Beigaben aus Bronze. (Siehe Abbildung 4.) Gut erhaltene Nadeln,



die zum Zusammenhalten des Gewandes und als Schmuck benutzt wurden, traten in bekannten typischen Formen auf. Es fanden sich solche mit schwachem Knopf, einer starken Stechnadel gleich (a), und andere, die mit öfenartig umgeschlagenem Kopfe wahrscheinlich an einer Schnur festgehalten wurden (b). Auch die Schwanenhalsnadel ist in unsern Gräbern keine Seltenheit. Der Kopf ist gewöhnlich verziert und hat entweder die Form eines Knopfes (c) oder einer Scheibe (d). Häufig ist das obere Ende zu einseitiger (e) oder doppelseitiger (f) Spirale eingerollt. Diese Spiralforn sowohl wie die vorhin erwähnten Sonnenbilder an den Gefäßen sind vielleicht Beweis dafür, daß bereits ein unpersönlicher Sonnenkultus diesem Volke eigen war. „Jenes Spiralsymbol ist das immer wiederkehrende Motiv der Bronzezeit — im Bau der Sonnentempel wie als geweihtes Amulett. Wir wissen, wie in allem, was christliche Kultur und Kunst heißt, die Form des Kreuzes immer wiederkehrt, wie diese Form das unscheinbarste Schmuckstück ebenso beherrscht wie den ragenden Dom, dessen Spitze es krönt und dessen Grundriß es ausmacht. Was für den Christen das Kreuz, das war für jene Bewohner die Spiralforn.“ (So Willy Pastor: „Der Zug vom Norden“.)

Ein sehr starker Bronzering mit knopfartigen Enden (g) lag bei einem vollkommen erhaltenen Grabe. Vermutlich hat er zum Schmuck und Schutz des Halses gedient. Zwei ähnliche Ringe wurden vor einigen Jahren beim Pflügen des Ackers an jener Stelle gefunden und bedauerlicherweise den Kindern als Spielzeug gegeben, natürlich auf Nimmerwiedersehen!

Um den Hals einer Aschenurne gelegt fand sich ein Stirn- oder Halstring, dieser sowohl wie die seitlich steckende Gewandnadel lassen in der Stätte ein Frauengrab vermuten. (Abbildung Nr. 5 vom Grab 16.)

Viel mag schon zerstört sein, aber viel Interessantes liegt auch auf jenem Felde noch in der Erde verborgen. Nur  $\frac{1}{2}$  Morgen dieses Urnenfeldes ist von mir gleichmäßig durchgegraben und untersucht. Die Funde sind aufgezeichnet und im Niederschlesischen Museum zu Liegnitz aufbewahrt worden. Ungefähr 3 Morgen mag das Urnenfeld groß sein, ein Beweis, wie reich bevölkert vor etwa 3000 Jahren unser Ort schon war. Und während ich diese hier geschilderte Untersuchung zu einem gewissen Abschluß brachte, wurde ich auf neue Urnenfunde aufmerksam. Am Ausgange des Oberdorfes, auf Panten zu, fanden Arbeiter an den sandigen Lehnen des Hopfenberges zufällig auch Urnengräber. Noch heute sind Oberdorf und Niederdorf von der Natur durch die Sümpfe des Kircherlichts (h) scharf getrennt. Vermutlich ist die neue Fundstelle der Begräbnisplatz der Oberdorf-Siedelung. Nachforschungen und Grabungen werden das lehren. Arbeit für die Zukunft! Davon vielleicht später mehr!

## Kleine Mitteilungen.

### Die Schuhe der heiligen Hedwig.

In den Schlesiſchen Provincialblättern (Neue Folge 6. Band von 1867, Seite 193) findet ſich ein Erſuchen des Paſtors prim. Vinco zu Liegnitz um gutachtliche Außerung über die in der dortigen Frauenkirche verwahrten angeblichen Schuhe der heiligen Hedwig. Er bringt ſie mit einer Erzählung der Hedwigslegende in Verbindung. Nach dieſer ging die Herzogin Hedwig, um ſich ſelbſt zu kaſteien, barfuß. Ihr Beichtvater verbot es ihr und gab ihr ein Paar Schuhe zum tragen. Gleichwohl ging die Herzogin auch im Winter weiter barfuß. Als ihr deſhalb vom Beichtvater Vorwürfe gemacht wurden, weil ſie gegen ſein Gebot die Schuhe nicht getragen hätte, zog ſie ſie unter dem Mantel hervor, um zu zeigen, daß ſie ſie doch getragen hätte, — allerdings nur über dem Arme.

Die Legendenbücher der heiligen Hedwig beſchäftigen ſich noch eingehender mit der frommen Überlieferung. Sie widmen ihr drei Bilder, die von kurzen Mitteilungen begleitet ſind. Auf einem Bilde erſcheint die Herzogin, obwohl ſie barfuß geht, ihrem ſie überräſchenden Ehemann durch ein Wunder als mit Schuhen bekleidet.<sup>1)</sup> Dann gebietet ihr „Gunthir, der Ayt von Leubis (Leubus)“, ihr Beichtvater, die von ihm überreichten Schuhe — es waren das in jener Zeit lange mit Sohlen verſehene Strümpfe<sup>2)</sup> — zu tragen. Auf dem dritten Bilde geht ſie trotz des Winters barfuß, ſodaß ihre von der Kälte aufgeſprungenen Füße ſich blutig färben.

Unſeres Wiſſens iſt dem Paſtor prim. Vinco auf ſeine Anfrage keine Antwort gegeben, jedenfalls nicht in jener Zeitschrift, und doch dürfte die Aufklärung wenigſtens über die Beziehungen der Schuhe zur heiligen Hedwig nicht ſchwer fallen.

Schon der Laie muß ſich ſagen, daß dieſe 55 cm hohen Stulpenſtiefel aus derbem, aber im Schaſte weichem Rindsleder ſich zur Fußbekleidung einer Frau wenig eignen. Wie auch eine

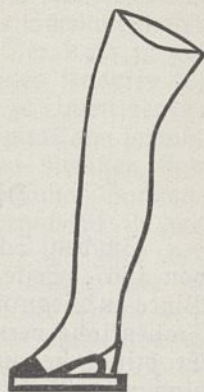
<sup>1)</sup> Die Legende erinnert lebhaft an das Rosenwunder im Leben der heiligen Eliſabeth von Thüringen.

<sup>2)</sup> Quinke, Koſtümkunde, 6. Kapitel.



Anprobe ergibt, sind sie sehr eng und kurz. Die Entfernung von der Kniekehle bis zum Hackenende beträgt nur 40 cm. Die Sohle ist nur 25 cm lang.

Im übrigen ist für den Stiefel, den wir nebenstehend abgebildet haben, charakteristisch, daß unter seiner eigentlichen Sohle und den auffällig hohen Hacken noch eine zweite, aus zwei Lagen Leder bestehende Sohle befestigt ist, daß diese noch durch eine besondere, das Fußende umfassende Kappe mit dem Stiefel verbunden ist und daß das vordere Fußende 8 cm, der Hacken dagegen nur 4½ cm breit ist, sodaß sich für die Sohle der hier wiedergegebene, ungewöhnliche Umriß ergibt. Vergeblich wird man die überlieferten Trachtenbilder aus der Zeit der heiligen Hedwig nach derartigen Lederschuhen durchmustern. Sie sind für das



13. Jahrhundert schlechterdings nicht nachzuweisen.

In späteren Jahrhunderten kommen dagegen Schuhe mit solchen doppelten Sohlen vielfach vor. Ein Schuh der Katharina von Medici zeigt sie. Die vorliegenden Stiefel dürften aber nicht ihrer Zeit — dem 16. Jahrhundert — zuzuweisen sein, denn dem Schuh der Katharina von Medici fehlt das breite Ende und die es haltende Kappe. Dagegen zeigt ein Bild von A. Bosse (um 1640) einen Schuhmacher, der einer vornehmen Dame einen Frauenschuh genau vom Schnitte der angeblichen Hedwigschuhe anprobiert. Wie die nebenstehende Abbildung dieses Schuhs zeigt, ist die Übereinstimmung eine so auffällige, daß man die Hedwigschuhe wohl unbedenklich ebenfalls der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zuweisen kann. Es kommt hinzu, daß um jene Zeit langschäftige Stiefel, die vorn breit ausliefen, sehr gebräuchlich waren. Der König Karl I. von England (1625—49) trägt z. B. auf dem bekannten Bilde von van Dyk ähnliche Stiefel. Ebenso Hans George v. Arnim, der Sieger in der Schlacht bei Liegnitz von 1634, auf seinem uns überlieferten Bilde und seinem in Liegnitz errichteten Denkmale. Es fehlt nur die zweite Sohle unserer Hedwigschuhe, die vielleicht einer besonderen Liebhaberei des sehr zur Eleganz neigenden Besitzers derselben ihren Ursprung verdanken mag, wenn nicht an eine andere Erklärung des wunderlichen Stiefelpaares zu denken ist, die wir für die zutreffende halten möchten. Die Schuhe sind nämlich offenbar unbenutzt und jeder zeigt in gleicher Höhe oben im Schaft 2 kleinere Löcher übereinander, die vielleicht dazu gedient haben, einen Pflock oder eine Schnur hindurch zu ziehen.



Gerade deshalb stellte man sie in früherer Zeit als die der heiligen Hedwig hin. Denn diese hat sie ja nach der Legende nicht an den Füßen, sondern über den Arm gelegt getragen. Die Löcher in den Schäften sollten ihr dann dazu gedient haben, die Schuhe zusammen zu binden.

Aber für diese Besonderheiten der Stiefel gibt es doch noch andere Erklärungen. Mit Rücksicht auf die Handwerksgebräuche früherer Zeiten kommt folgende besonders in Betracht. Wir finden als Wappen und Wahrzeichen der verschiedenen Innungen bald Darstellungen ihres Handwerkzeuges, wie Hämmer, Zirkel, Scheren, Webeschiffchen, — bald der Erzeugnisse ihres Handwerks, — wie Breßeln, Schlüssel, Zinnkannen usw. So haben die Schuhmacher Schuhe und hohe Stiefel, oft von seltsamen Formen, in ihren Zunftwappen.<sup>1)</sup> Die Wappen wurden aber nicht bloß im Bilde, sondern oft auch figürlich dargestellt. So zum Aushang in und vor den Innungstuben und zum Mitführen bei den Festzügen. So mögen die hier besprochenen Stulpenstiefel des 17. Jahrhunderts einem solchen Zwecke gedient haben, wobei dann die gedachten Löcher in den Schäften zur Befestigung der Stiefel an einem Wappenschilde nötig wurden. In einem großen Wappenschilde, welches im Niederschlesischen Museum verwahrt wird, sind in analoger Weise drei große Webeschiffchen angebracht. Altes Schuhwerk, welches es auch verwahrt, wird zumteil auch als altes Innungsgerät anzusehen sein. Es ist sogar nicht unmöglich, daß die Hedwigsschuhe von diesen im Museum verwahrten früheren Schätzen einer Schuhmacher-Innungslade nur durch einen Zufall getrennt sind.

Eine sichere Deutung der merkwürdigen Stiefel ist mit diesem Hinweise aber noch nicht gegeben. Eine andere Lösung des Rätsels ihrer Entstehung und Aufbewahrung in der Sakristei der Liebfrauenkirche wäre uns sehr willkommen. Auch wäre zu wünschen, daß sie ihrer Verborgenheit entrissen und dem Niederschlesischen Museum zur Aufbewahrung übergeben würden, in welchem sich schon eine bemerkenswerte Sammlung von Schuhen früherer Zeiten vorfindet.

Wenn man die Hedwigsschuhe nicht mehr als alte kirchliche Reliquien ansieht, dürfte der Übermittlung nichts im Wege stehen. Sie vorzubereiten, ist der Hauptzweck dieser Zeilen. R. Bahm.

### Der Name der Schlacht an der Kaßbach.

Ich hatte im letzten Vereinshefte bei Erwähnung des Museums zu Dohnau bemerkt, daß dort nicht gefochten worden

<sup>1)</sup> Siehe Graefer: Zunftwappen.



sei. Das hat zwei Gutsbesitzer jener Gegend veranlaßt, in einem Schreiben an die Mitglieder unseres Vereins mich zu einem Widerruf aufzufordern. Ich habe darauf in den Liegnitzer Blättern durch den Aufsatz: „Der Name der Schlacht an der Ratzbach und das Museum zu Dohnau“ klargelegt, daß nach allen Nachrichten, die über die Frage in Betracht kommen, bei Dohnau nicht gefochten worden ist, weil die Russen des rechten Flügels der Verbündeten unter Sacken angewiesen worden waren, auf der Höhe Halt zu machen, und nur nach Liegnitz zu zu sichern, da man weitere Angriffe auf dem linken Flügel befürchtete. Die französischen Berichte bestätigen das vollkommen. Danach hat selbst das Vorrücken der 10. und 11. französischen Division über die Ratzbach bei Schmochwitz in der Richtung nach Kl. Schweinitz zu und ihre Zurückweisung, auf welche ich als die mutmaßliche Veranlassung zur Benennung der Schlacht schon früher hingewiesen hatte, zu einem bemerkenswerten Kampfe nicht geführt. —

Jedenfalls berichtet keine Quelle, daß beim Rückzuge der 9. französischen Division über die Fuhr bei Dohnau dort gefochten worden ist. Erst am späten Abend oder in der Nacht scheinen die Kosaken über die Ratzbach vorgedrungen zu sein.

Für die auswärtigen Vereinsmitglieder, die die gedachten Erörterungen in den Zeitungen vermutlich nicht gelesen haben, ist ein Abdruck derselben diesem Hefte beigelegt. Im weiteren verweise ich auf das noch ausstehende Werk, welches aus der Feder eines Generalstabsoffiziers, des Freiherrn v. Fritsch, über die Schlacht an der Ratzbach demnächst erscheinen wird. R. Bohn.

# Vereinsbericht.

## Die Tätigkeit des Geschichts- und Altertums- Vereins zu Liegnitz

seit dem 1. Oktober 1910 bis 30. September 1912.

Von Amtsgerichtsrat R. Hahn.

Der Verein ist auch in den beiden letzten Jahren mit gutem Erfolge im Sinne seiner Satzungen tätig geworden. Die Zahl der Mitglieder blieb die gleiche. Die mannigfachen Verluste, die durch Tod und Verzug eingetreten sind, wurden durch den Eintritt neuer Mitglieder ausgeglichen. Diese sind nachstehend verzeichnet.

Auf dem Gebiete der Vorgeschichte verdanken wir dem Herrn Kantor Furmann in Bienowitz die ersten systematischen Ausgrabungen. Mit großer Hingebung hat er wie die Mitglieder seiner Familie wochenlang gegraben und mit rühmenswürdiger Selbstlosigkeit alle Funde dem Niederschlesischen Museum zur Verfügung gestellt. Die Ergebnisse seiner Forschungen hat er in seinem Aufsätze über das Urnenfeld bei Nieder-Bienowitz in diesem Hefte niedergelegt.

An einer anderen Stelle des Kreises Liegnitz hat in gleicher Weise Herr Kantor Nordheim in Leschwitz für uns den Spaten geführt. Darüber wird im folgenden Hefte eingehend berichtet werden. Die bis jetzt von ihm gefundenen prähistorischen Gegenstände bilden eine wesentliche Bereicherung der betreffenden Museumsabteilung, da von ihm nicht nur reiche Urnenfelder, sondern auch vorgeschichtliche Wohnstätten und Eisenschmelzen aufgedeckt wurden.

Die in unserem letzten Vereinsberichte (Heft 3 Seite 317) erwähnte Goldspange, welche durch die kgl. Regierung dem



hiesigen Museum zur Auslage überlassen war, ist diesem leider auf Grund einer ministeriellen Verfügung wieder entzogen und dem Kunstgewerbe- und Altertums-Museum zu Breslau zugeführt worden. Über den uns dafür gegebenen Ersatz berichten wir weiter unten.

Der Erforschung und Verbreitung heimatlicher Geschichte dient dies Heft. Zu gleichem Zwecke sind in den letzten Vereinsjahren folgende Vorträge gehalten worden:

1. „Fritz Reuter“ am 7. November 1910 von Herrn Oberlehrer Dr. Mende zu der mit dem Deutschen Sprachverein veranstalteten Feier des 100jährigen Geburtstages des genannten Dichters.

2. „Der niederschlesische Dichter Gryphius“ am 28. November 1910 von Herrn Direktor Dr. Leonhardt. Gleichzeitig wurde der Geschäftsbericht und die Rechnungslegung für 1910 erstattet.

3. „Schill und die Seinen“ am 25. Januar 1911 von Herrn Pastor Kroepelin zu Kroitsch.

4. „Leben und Wirken des Reformators Kaspar v. Schwendfeld aus Ossig bei Lüben“ am 29. März 1911 von Herrn Pastor Dr. Bahlow zu Liegnitz.

5. „Die Urbewohner Schlesiens“ am 20. November 1911 von Herrn Direktor Dr. Seger zu Breslau.

6. „Die Münzen und Medaillen von Liegnitz“ am 25. März 1912 von Herrn Geheimen Regierungsrat Dr. Friedensburg zu Breslau.

Die meisten Vorträge waren gut besucht. Bei dem des Herrn Direktor Seger war der Saal des Quartetthauses sogar in beängstigender Weise überfüllt.

Die von uns angeregte Aufführung des bekannten Raupach'schen Stückes: „Der Müller und sein Kind“ war leider auch von den Vereinsmitgliedern wenig besucht. Sie fand auch den Beifall der hiesigen Zeitungen nicht, die bei ihrer Kritik, soweit sie sich gegen den Verein wandte, völlig übersahen, daß wir die Aufführung nicht aus besonderer Bewertung des Stückes veranlaßt haben, sondern lediglich, um den Bürgern von Liegnitz einen Begriff von der Kunst des Mannes zu geben, der länger als ein Jahrzehnt mit seinen Stücken die deutsche Bühne beherrscht hat und den die Stadt Liegnitz als Landsmann dadurch geehrt hat, daß sie eine Straße nach ihm benannt hat.

Schon früher haben wir uns wiederholt mit der Schlacht vom 13. Mai 1634, in welcher die Kursachsen eine halbe Meile von Liegnitz auf der Goldberger Höhe die Kaiserlichen besiegten, und mit dem Sieger in diesem Treffen, dem Generalleutnant Hans George v. Arnim, beschäftigt. Herr Stadtrat Dr. Reichert

hat in einem Vortrage das Leben des letzteren geschildert und Herr Professor Zumwinkel hat die Örtlichkeit und den Gang der Schlacht klarzustellen versucht.

Wer sich von uns mit den betreffenden historischen Vorgängen befaßte, gewann den Eindruck, daß Hans George v. Arnim einer der bedeutendsten Männer war, die in den ersten beiden Decennien des dreißigjährigen Krieges hervortraten.

In dem gewaltigen Vierschach, welches in jener Zeit zwischen dem römischen Kaiser, den evangelischen Fürsten Deutschlands, den Schweden und den Franzosen um die Herrschaft in Deutschland gespielt wurde, war er längere Zeit als Feldherr und Diplomat einer der Mitspieler und Gegenspieler von Wallenstein, Gustav-Adolf und Richelieu. Er war als Kind seiner Zeit zunächst verschiedenen Herren dienend überall da zu finden, wo es galt, kriegerische Vorbeeren zu erwerben. In den letzten Jahren seines Lebens hat er aber als deutscher Patriot gekämpft, gewirkt und gelitten. Tief religiös, sittenstreng und völlig selbstlos überragte er als Mensch die meisten führenden Personen jener Zeit. Für Schlesiens Befreiung ist er von besonderer Bedeutung, da er das Land von den Kaiserlichen befreite und als treuer Freund „lieber seinen Degen zerbrechen, als die Schlesier gegen den Kaiser im Stich lassen wollte.“

Sein Grabmal in der Kreuzkirche zu Dresden ist bei der Belagerung durch Friedrich den Großen im Jahre 1760 durch preußische Kugeln zerstört. Es erschien uns als eine Ehrenpflicht, unweit der Stelle, an welcher er einen der bedeutendsten Erfolge seines Lebens erzielte, ein an ihn und seinen Sieg bei Liegnitz erinnerndes Denkmal zu errichten. Die Familie v. Arnim hat uns dabei in weitgehender Weise unterstützt. Herr Stadtrat Dr. Reichert hat an der Spitze eines Denkmalausschusses mit Energie und Geschick die Sache schnell zu einem guten Ende geführt. Von der Meisterhand des Bildhauers Emil Cauer in Berlin wurde das durch unsere Abbildung wiedergegebene Denkmal geschaffen, an der Ecke der Neuen Goldbergerstraße und Königgräzerstraße auf einem dazu von Herrn Generalleutnant Synold v. Schütz geschenkten Teile seines Gartens aufgestellt und am 26. September 1912 enthüllt. Die Herren Stadtrat Dr. Reichert, Graf v. Arnim auf Mustau und Erster Bürgermeister Charbonnier hielten dabei die Festreden. Das Denkmal soll unser Volk vor Uneinigkeit warnen, indem es an die schlimme Zeit des dreißigjährigen Krieges erinnert, und den Sieger im Treffen vom 13. Mai 1634 und in ihm die alte, um das Vaterland hochverdiente Familie v. Arnim ehrent. Das war das Ziel des Geschichts- und Altertumsvereins bei der Errichtung dieses neuen Denkmals.

Auf dem Gebiete der Pflege älterer Bauten und Denkmäler war ein großer Gewinn für Liegnitz zu verzeichnen,



der auf Grund unserer früheren vielfachen Bemühungen schließlich unverhofft eingetreten ist. Wir haben fortgesetzt auf die Bedeutung des Leubuser Hauses in Liegnitz (Kohlmarkt 1) als eines vornehmen Barockpalastes aus der österreichischen Zeit hingewiesen. (So schon in Heft 1, Seite 175.) Der Justizfiskus verkaufte es 1874 nach Überfiedelung der Gerichtsbehörden in das neue Gerichtsgebäude, da die Stadt Liegnitz zum Ankauf nicht geneigt war, für 34.020 M. an Privatpersonen. Im Mai 1909 hat der damalige Eigentümer, Roßschlächter Schippe, sich in notarieller Urkunde Herrn Bankier Carl Selle gegenüber, als unserem Mandatar, für 10 Wochen verpflichtet, es diesem oder dem für ihn eintretenden Dritten zum Preise von 50.000 M. zu verkaufen.

Wir haben uns in jener Zeit vergeblich bemüht, für das Haus einen Käufer zu finden, in dessen Händen es dauernd gesichert war. Dann hat im Jahre 1910 der Eigentümer es für die gleiche Summe dem Bierverleger Herrn Kielmann veräußert. Diesem hat es 1912 die Stadt Liegnitz durch Vermittelung des Herrn Bankier Carl Selle für 66 000 M. statt für 80 000 M., die zuerst gefordert wurden, abgekauft, indem der preußische Staat dazu 6000 M. und die Provinz Schlesien 10 000 M. beisteuerten. Wir erwähnen das um zu zeigen, wie bedauerlich es ist, wenn die rechte Zeit für solche Ankäufe veräuft wird.

Ein halbversunkenes steinernes Sühnkreuz, welches auf dem Grundstücke des Gärtnereibesizers Thomas am Rande der Jauerstraße in ihrem früheren Zuge nahe dem Grundstücke des Dachdeckermeisters Hermann stand, ist durch den Berichterstatter erworben und gegenüber dem Eingange zum Niederschlesischen Museum aufgestellt. Drei andere Steinkreuze am Wege zwischen Malitsch und Triebelwitz, die durch den Ausbau der Landstraße zur Chaussee gefährdet waren, sind durch unsere Vermittelung in der Nähe der früheren Stelle wieder aufgestellt worden.

Trotz des Ortsstatuts vom 1. Mai 1909 sind leider auch in Liegnitz neue aufdringliche Reklameaufschriften an den Häusern entstanden, so die zur Empfehlung der Seife und des Seifenpulvers „Kommit“ seitens einer Breslauer Firma an einem Eckhause der Karlstraße und Neuen Haynauerstraße, und obwohl bei öffentlichen und Privatbauten erfreulicherweise jetzt das Streben festzustellen ist, namentlich im Sinne des Biedermeierstils einfach zu bauen, dauert noch die Neigung fort, die Ladenbauten und Schaufenster auffällig auszugestalten. Besonders unharmonisch wirken die bunten Kacheln, mit welchen zu diesem Zwecke die Erdgeschosse vielfach bekleidet werden. Auch die aufdringlichen Reklametafeln längs der Eisenbahn haben sich bis jetzt nicht vermindert. Hoffentlich wird der Bund Heimatschutz Mittel und Wege finden, die Verunstaltung des Landschafts- und Stadtbildes in Niederschlesien mit besserem Erfolge zu bekämpfen. Die Herren Landräte der Kreise Liegnitz

und Jauer haben sich erfreulicherweise in den Dienst dieser Bestrebungen gestellt.

Schon in unseren Sitzungen vom 22. Februar 1904 hatten wir es als eine unserer Aufgaben bezeichnet, das städtische Museum zu Liegnitz derartig auszugestalten, daß es in würdiger Repräsentation der Stadt einen möglichst vollständigen Überblick über die Geschichte der Stadt und des Fürstentums Liegnitz, sowie benachbarter Gebiete in allen ihren Zweigen seit den Anfängen der Kultur bis zu unseren Tagen darbietet.

Das damals gestellte Ziel ist jetzt in der Hauptsache erreicht. Nach manchen Zwischenfällen ist die frühere Villa Röhrich, ein in den Jahren 1863—64 entstandener, für jene Zeit charakteristischer, vornehmer Bau, von der Stadtvertretung ganz für Museumszwecke zur Verfügung gestellt, mit den notwendigsten Utensilien ausgestattet und im Sommer 1911 als Museum eingerichtet worden.

Unser Verein hatte schon in seinem ersten Hefte einen Plan für die weitere Ausgestaltung des Museums aufgestellt, an dessen Ausführung fortgesetzt mitgearbeitet und aus eigenen Mitteln viele Museumsstücke erworben, so daß jetzt noch ein nicht unbeträchtlicher Teil der Sammlungen Eigentum des Vereins ist. Im weiteren kam dem Museum eine Zuwendung von Frau Bankier Rawitscher zu Liegnitz als Teil einer größeren Erich-Rawitscher-Stiftung für Museumszwecke sehr zu statten. Mit dieser Beihilfe konnten wichtige Lücken der Sammlung ausgefüllt und namentlich Büsten und Bilder beschafft werden, zu deren Erwerb der Museumsetat nicht ausreichte. Im weiteren erhielt das Museum eine schätzenswerte Bereicherung in der Marmorbüste der Fürstin Liegnitz. Sie ist ein von Herrn Bankier Carl Selle zu Liegnitz vermitteltes Geschenk des Grafen Ferdinand v. Harrach zu Tiefhartmannsdorf und Leopold Harrach zu Groß Sägewitz an die Stadt Liegnitz im Hinblick darauf, daß die städtischen Körperschaften das Andenken der zweiten Gemahlin Friedrich Wilhelms III., Auguste, Tochter des Grafen Ferdinand v. Harrach, die den Titel einer Fürstin Liegnitz trug, dadurch in ihrem Museum geehrt haben, daß sie zum Andenken an sie zwei Zimmer der Fürstin Liegnitz mit deren einstigen Möbeln, Vorhängen usw., die aus der Villa Liegnitz beim Schlosse Erdmannsdorf erworben waren, möglichst genau wie in jenem Landhause einrichteten. Die wertvolle Marmorbüste ist die Kopie einer im Schlosse zu Charlottenburg aufbewahrten Büste von der Hand des Bildhauers Dietrich in Berlin. Sie stellt die Fürstin in jungen Jahren dar, gibt einen guten Begriff von ihrer jugendlichen, durch reichen Haarschmuck gehobenen Schönheit und hat im Zimmer der Fürstin Liegnitz als Verkörperung des genius loci ihren Platz gefunden.

Als Entgelt für die obenerwähnte an das Kunstgewerbe- und Altertums-Museum zu Breslau abgeführte goldene Spange



erhielten wir auf ministerielle Anordnung von diesem eine große Anzahl wertvoller vorgeschichtlicher Altertümer, u. a. ein steinzeitliches Hockergrab und ein Steinkistengrab der Völkerwanderungszeit, sowie eine Sammlung typischer Fundstücke zur Darstellung der Vorgeschichte von Schlesien. Der dabei in liberalster Weise mitwirkende Herr Direktor Dr. Seger hatte auch die Güte, diese Schenkungen selbst einzuordnen.

Endlich erhielten wir als Leihgabe wertvolle Arbeiten der keramischen Fachschule zu Bunzlau und Erzeugnisse der durch letztere beeinflussten Kunsttöpfereien von Burdack und Hugo Reinhold in Bunzlau. Sie sind in einem besonderen Schranke, der ganz der Bunzlauer Keramik gewidmet ist, zusammengestellt und regen hoffentlich auch dazu an, das schlesische Kunstgewerbe durch Ankäufe seiner vortrefflichen Erzeugnisse zu unterstützen.

In den Herbstmonaten des Jahres 1911 hat der Berichterstatter die alten und neuen Erwerbungen in das Museum eingeordnet. Am 17. Dezember, dem letzten Sonntage vor Weihnachten, erfolgte die Übergabe des Museums seitens der städtischen Museumsdeputation und des Vorstandes des Geschichts- und Altertumsvereins an die Stadtvertretung.

Es ist „Niederschlesisches Museum“ genannt, wie es anstrebt, in 24 Abteilungen tunlichst die ganze Geschichte und Kulturgeschichte von Niederschlesien zur Darstellung zu bringen. Gegenstände aus anderen Gegenden sind in geringem Umfange zu Vergleichszwecken herangezogen. Im gleichen Gebäude ist eine naturwissenschaftliche Sammlung angeschlossen, die unter einem besonderen Vorstande, an dessen Spitze der Herr Lehrer Paeschke steht, erfreuliche Fortschritte macht.

Wir hoffen, daß es, wie anderswo, auch in Niederschlesien immer mehr gute Sitte wird, unter Lebenden und von Todeswegen auch des Niederschlesischen Museums durch Zuwendung von geeigneten Gegenständen und Geldspenden zu gedenken. Ebenso wichtig ist es uns aber, daß das Gebotene durch regen Besuch nutzbar gemacht wird, damit das Museum seinen Zweck erfüllt, als eine hervorragende Stätte der Bildung und geistigen Erhebung unserem Volke dauernd zu dienen.

Im Frühjahr 1913 wird vielleicht ein kurzer Führer durch das Museum erscheinen. Bis dahin mag die nachstehende Besuchsordnung unsere Vereinsmitglieder über den Museumsplan und die Besuchszeit unterrichten.



## Niederschlesisches Museum zu Liegnitz.

Das Niederschlesische Museum zu Liegnitz (Wallstraße 12) enthält eine Sammlung bemerkenswerter Gegenstände aus allen Gebieten der Geschichte, Kultur und Kunst, sowie des Kunstgewerbes von Niederschlesien.

Es umfaßt 24 Abteilungen.

### I. im Erdgeschoß:

- a) die vorgeschichtliche Zeit. (Urnen, Waffen, Hausgeräte, Gräber.)
- b) die Pfaffenzeit mit der städtischen Rüstkammer, die Zeit Friedrichs des Großen (besonders die Schlacht bei Liegnitz 1760), der Freiheitskriege (besonders die Schlacht an der Katzbach) und die Zeit Kaiser Wilhelms I.—II. (in zahlreichen Bildern, Büsten, Urkunden, Schlachtenplänen, Waffen usw.).

### II. im ersten Stockwerk:

- a) das städtische Leben in Niederschlesien: Stadtbild, Häuser und häusliche Einrichtungen (besonders niederschlesisches Geschirr und Gläser), Trachten, Industrie, Handel, Handwerk, Verkehr, geistiges und kirchliches Leben.
- b) das Landleben in Niederschlesien: die Landschaft, das Dorf und Rittergut, die Kirchen, die bäuerlichen Wohnungen, Gerätschaften und Trachten.

### III. im zweiten Stockwerk:

Zimmer der Fürstin Liegnitz, Wohn- und Schlafzimmer der früheren Kunstepochen, Bilder und Möbel des Malers Blätterbauer und sonstige Erzeugnisse der Kunst und des Kunstgewerbes von Niederschlesien.

Angeschlossen ist eine naturwissenschaftliche Sammlung.

Das Museum ist geöffnet:

1. Unentgeltlich am 1. und 3. Feiertage der drei Hauptfeste, sowie am 1. und 3. Sonntage jedes Monats von 11—1 Uhr.
2. Gegen ein Eintrittsgeld von 25 Pfg. für die Person am 2. Sonntage jedes Monats.
3. Unter besonderer Führung des Kastellans, der auf dem Hofe rechts wohnt, an den Wochentagen von 10—1 und in den Sommermonaten auch von 4—6 Uhr gegen ein Eintrittsgeld von 1 Mk. für 1—3 Personen und von je 30 Pfg. für 4—15 Personen, unter Ermäßigung für Vereine auf je 20 Pfg.
4. Für alle Liegnitzer Schulen und auswärtige Volksschulen unter Führung der Lehrer unentgeltlich.



Der Besuch von Schulen und Vereinen ist möglichst 3 Tage vorher bei der Geschäftsstelle des Museums Wallstraße 12 anzumelden.

Kinder unter 14 Jahren haben nur unter Aufsicht Erwachsener Zutritt. Stöcke und Schirme sind in der Garderobe abzugeben.

Es wird gebeten, das gemeinnützige Unternehmen tunlichst zu fördern. Angebote von Schenkungen und Verkäufen ersuchen wir der Geschäftsstelle schriftlich oder durch den Kastellan mitzuteilen. Schon die Nachweisung von Altertümern ist uns sehr erwünscht.

### Die Museums-Verwaltung (Liegniß, Wallstraße 12).

## Verzeichnis der neuen Mitglieder

(vom 1. Oktober 1910 bis dahin 1912)

### a) in Liegniß:

- |                                     |                                     |
|-------------------------------------|-------------------------------------|
| 1. Fr. Baumeister, Lehrerin.        | 19. Müller, Martin, Konditoreibes.  |
| 2. Elsner, Agl. Kommerzienrat.      | 20. Rawitscher, Dr. jur., Gerichts- |
| 3. Ergmann, verw. Bürgermeister.    | Assessor.                           |
| 4. Feder, Magistrats-Assistent.     | 21. v. Randow, Leutnant.            |
| 5. Fritsche, Fabrikbesitzer.        | 22. Reich, Fräulein.                |
| 6. Greupner, General-Sekretär.      | 23. Schaedel, Rechnungsrat.         |
| 7. Groh, Dr., Spezialarzt.          | 24. Schmidt, Lehrer em.             |
| 8. Gubisch, Fabrikbesitzer.         | 25. Schmedt, Oberlehrer.            |
| 9. Hahn, Nadlermeister.             | 26. Schnurpfeil, Kaufmann.          |
| 10. Jaehner, Aug., Kaufmann.        | 27. Schuch, verw. Major.            |
| 11. Jaehner, Ernst, „               | 28. v. Schudmann, Oberlehrer.       |
| 12. Jaehner, Paul, „                | 29. Stolper, Kaufmann.              |
| 13. Jakob, Lehrer.                  | 30. Stolzenburg, Schular.           |
| 14. Jaensch, Gust., Rentner.        | 31. Treutler, Fräulein.             |
| 15. Jaensch, Paul, Kaufmann.        | 32. Welt, Rentner.                  |
| 16. Jokisch, Architekt.             | 33. Wurm, Rittergutsbesitzer.       |
| 17. Koerner, Regierungs- u. Baurat. | 34. Würffel, Ernst, Kaufmann.       |
| 18. Lenhardt, Postrat.              | 35. Henkel, Malermeister.           |

### b) Auswärtige:

- |   |                                       |
|---|---------------------------------------|
| 1. Bierene, Dr., Oberlehrer, Wahl-        | 10. Schindler, Dr. jur., Deutsch-     |
| stätt.                                    | Vielar.                               |
| 2. Heinze, Dr., Breslau.                  | 11. Scholz, Rittergutsbesitzer,       |
| 3. Hinke, Lehrer, Lüben.                  | Oberau.                               |
| 4. Jaehner, Kaufmann, Charlotten-         | 12. v. Schweinichen, verw. Major,     |
| burg.                                     | Favelwitz.                            |
| 5. Jeschke, Oberlehrerin, Lands-          | 13. v. Schweinik, Hauptmann,          |
| berg a./B.                                | Brandenburg a./S.                     |
| 6. v. Kaltenborn = Stachau, Frau, Lobdau. | 14. Stein, Rud., Bankier, Lüben.      |
| 7. Kutter, Rittergutsbes., Boberau.       | 15. Stein, Fritz, Kaufmann, Lüben.    |
| 8. Oberschles. Museum, E. B., Gleiwitz.   | 16. Herzog, Amtsrichter, Neumittel-   |
| 9. Seiffert, Dr., Professor, Breslau.     | walde.                                |
|   | 17. Henry, Rittergutsbesitzer, Braun- |
|   | nau.                                  |

B I B L I O T E K A  
REGIONALNEJ DYKFCJI  
PLANOWATEL. PZ. S. NNPCO  
WE W R O C L A W ' U  
NR. 340 177 DZ.



## Verzeichnis der Eingänge für 1911 und 1912

(Vom 1. Oktober 1911 bis dahin 1912).

### A. Mitgliedsbeiträge für 1911.

Es gingen ein von 1 Mitgliede 30 M., von 2 je 10 M., 3 je 6 M., 6 je 5 M., 3 je 4 M., 253 je 3 M. und 89 je 1 M.

### B. Mitgliedsbeiträge für 1912.

Es gingen ein von 1 Mitgliede 30 M., von 2 je 10 M., 2 je 6 M., 7 je 5 M., 3 je 4 M., 249 je 3 M. und 75 je 1 M.

### C. Geldspenden für allgemeine Vereinszwecke.

1. Landeshauptkasse der Provinz Schlesien zweimal 400 M., 2. Stadtgemeinde Liegnitz zweimal 400 M.

### D. Geldspenden für besondere Zwecke.

1. Für den Friedrich-Denkstein auf der Goldberger Höhe von Landrat Freiherrn v. Salmuth 48 M.

2. Zur Wiederherstellung der Kraxpuzmalerei am Wachtelkorbe von a) Provinz Schlesien 400 M.; b) Fabrikbesitzer Kasig 100 M.; c) Fabrikbesitzer Jos. Seiler 50 M.

3. Zur Errichtung des Arnim-Denkmals sind gesammelt 16.300 M.

4. Als Teil einer Erich-Rawitscher-Museumsstiftung von Frau Bankier Rawitscher zu Liegnitz 1000 M.

### E. Als sonstige Geschenke gingen ein:

— Ohne Gewähr für Vollständigkeit. Soweit nichts anderes vermerkt ist, wohnt der Geber in Liegnitz. —

Urkunden aus dem Nachlasse des Generals der Kavallerie Heinrich v. Wedel von Herrn Major v. Nazmer; zahlreiche sich auf die Schlacht an der Raxbach und den sonstigen Herbstfeldzug in Schlesien vom Jahre 1813 beziehende Bilder von Herrn Historienmaler Professor Knoetel zu Berlin; eine Uniform des Husarenwachtmeisters und Kastellans der Ritterakademie Herrn Leykauf von dessen Witwe Elisabeth, geb. Kiontke; eine Anzahl Urnen von Herrn Gutsbesitzer Hermann Goebel in Raudewitz; mehrere auf dem Schlachtfelde bei Panten gefundene Kugeln von Herrn Stellenbesitzer Ernst und



Sermann Loebel in Panten; selbstgefertigtes Relief des Dichters Theodor Koerner von Herrn Bildhauer Reinsch; drei antike Lampen (1 karthagische, 1 römische, 1 christliche) aus Tunis von Herrn Oberleutnant v. Koschembahr; ein Bild vom Mannschießfeste von Herrn Kaufmann Brendel; eine Mauerbüchse mit Patronen von Herrn Kreistierarzt Dr. Schubert; Teil einer Kanonenkugel, gefunden auf dem Felde beim Belvedere über Lindenbüsch von Herrn Rechnungsrat Müller; eine Grenadiermütze aus der Zeit Friedrichs des Großen nach Wiederherstellung durch das Kgl. Zeughaus zu Berlin von Herrn Amtsgerichtsrat Hahn; eine Uniform des Kgl. Musikdirektors Herrn Goldschmidt von Frl. Goldschmidt; altes, im Schill gefundenes Hufeisen und 1 alte Ofenkachel von Herrn Kräutereibesitzer Adolf Schmidt; eine wertvolle goldene Halskette, 13 Gedenktaler und sonstige Münzen, ein geschliffenes Glas mit der Darstellung des Lagers von Köschwitz (1835), 1 alter Einsteckekamm, 1 Lichtbild, 1 gestrickte Börse und 1 Kriegsmedaille und Schnalle, sowie mehrere Bücher als Vermächtnis von Frl. Knebel, von deren Erben überreicht durch Frl. Milde; Programm eines Bildefkonzerts von Herrn Kaufmann Paul Jaensch; Uniformrock eines Einjährigen der Garde von 1870 von Frau Brenneribesitzer Duvrier in Jauer; mittelalterliche polnische Münzen von der verw. Frau Amtsvorsteher Roseno; Gesangbuch für die K. Preuß. Schlesiischen Lande von Herrn Gutsbesitzer Baar zu Köchlitz; die Prachtwerke „Deutsche Gedenthalle“ und „Die Kaiserstadt Gößlar“ von Herrn Fabrikbesitzer Hans Rother; eingerahmter Strohblumenkranz, Walter Stotts Werke (2 Bände) und 2 Spiele Karten von Frl. Martha Zahn; römische Münze, gefunden bei Barschdorf, von Herrn Lehrer Kunzendorf; ein großes Steinbeil (zunächst als Leihgabe) von Herrn Kantor a. D. W. Munsig; eine Anzahl mittelalterlicher Gefäße und ein gotisches Türornament von Herrn Obsthändler Stier; Teil eines Stockes (?) mit Renaissance-Ornamenten von Herrn Kantor Nordheim zu Leschwitz; Geschichte des Grenadier-Regiments Prinz Karl von Preußen von Herrn Professor Knoetel zu Berlin; mehrere Münzen von Herrn Kantor Winkler in Kroitsch; ein altes geschliffenes Glas mit der Inschrift: „Gutte Freunde überall besonders um den Rübenzahl“ (zunächst als Leihgabe von ungenanntem Geber); österreichisches Gewehr von Herrn Rittergutsbesitzer Wurm; französischer Säbel von Herrn Stadtrat Verlien; ein altes Bild vom Riesengebirge, ein schlesischer Atlas von 1825—35 und ein Tonsiegel (Grenzstein-Merkzeichen) von Nedargemünd von Herrn und Frau Hauptmann Delke-Lobenthal; altes Hufeisen von Herrn W. Scholz (Inhaber der Wack- und Schließgesellschaft); eine Kofoko-Kachel von Herrn Fabrikbesitzer Paul Schömann; eine andere alte Kachel von Herrn Ofenbaumeister Heinrich Bürger in Lüben; eine Anzahl von alten Schriftstücken von Frl. Gamper; Bild und Uniform des Admirals Freiherrn von Senden-Wibran und des Schlosses Reifisch von Freiherrn v. Senden-Wibran daselbst; Bild der Familie des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und Jugendbild des Kaisers Wilhelm II. und der Erbprinzessin von Meiningen von Herrn Kommissionsrat Langner; Bild des Professors Dove von Frl. Tschenk.







800

---

23/87/S321



